Johannes Arndt.

Zweiter Theil.

Johannes Arndt.

Ein Zeitbild

aus

Braunschweig's Kirchen- und Stadt-
geschichte

in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. August Wildenhahn.

Zweiter Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Leipzig, 1847.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

Inhalt
des zweiten Theils.

Seite.

Cap.	1.	Die Audienz	1.
„	2.	Der Besuch bei Nacht	25.
„	3.	Der Tod des Sünders	53.
„	4	Der kranke Seelsorger	79.
„	5.	Die zweite Audienz	106.
„	6.	Frühlingswanderung	133.
„	7.	Die größte Noth	168.
„	8.	Der Wahlkampf	193.

		Seite.
Cap. 9.	Der neue Superintendent	216.
„ 10.	Der Calvinist	244.
„ 11.	Die Trennung	270.
„ 12.	Die Freiheit des Gefangenen	291.
„ 13.	Nachtrag	317.

Johannes Arndt.

Zweiter Theil.

Capitel 1.

Die Audienz.

Hoffart laß weder in deinem Herzen noch in deinen Worten herrschen; denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.
Buch Tob. 4, v. 14.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, damals ein und vierzig Jahre alt, und seit dem am dritten Mai des Jahres 1589 erfolgten Tode seines Vaters, des Herzogs Julius, regierender Erb- und Landesherr, saß auf seinem herzoglichen Stuhle im großen Audienzsaale seiner Veste Wolfenbüttel, auf beiden Seiten umgeben von seinen Räthen, Secretairen und Kriegshauptleuten, als er dem Herolde Befehl ertheilte, die Abgeordneten der Stadt Braunschweig einzuführen.

Und durch die geöffnete Thüre traten wohl dreißig Männer mit ernstem, gemessenem Schritte ein;

voran der Syndicus Dr. Röerhand, dann die übrigen Deputirten des Raths und fünf und zwanzig Bürger. Sie wurden mit tiefem Schweigen empfangen. Der Herzog sandte ihnen scharf fixirende, herausfordernde Blicke entgegen, aus welchen allerdings nichts weniger, als ein freundlicher Empfang herausleuchtete, und da auch die Abgeordneten, wenn auch mit dem Ausdrucke schuldiger Ehrerbietung, doch aber mit einem gewissen stolzen Bewußtsein ihrer Gegenmacht und mit fühlbarem Vertrauen auf ihre Sache, die sie für eine gerechte hielten, sich dem fürstlichen Stuhle näherten, so ließen doch diese äußeren Zeichen auf keiner Seite einen friedlichen Ausgang hoffen.

Der Herzog, dem das Begrüßungswort gebührte, verharrte noch einige Zeit in seinem ernsten Schweigen; dann winkte er mit der Hand den Abgeordneten die Erlaubniß zum Reden zu.

Der Syndicus nahm nun das Wort und sprach: „Auf Eure Eminenz und Hochfürstliche Durchlaucht an uns ergangene Aufforderung sind wir zur angegebenen Zeit und Stunde zum zweiten Male hier erschienen, um in Betreff der zwischen Euer Herzoglichen Gnaden und der Stadt Braunschweig leider seit vielen Jahren obwaltenden Irrungen gütlicher Unterhandlung zu pflegen."

„Es ist nicht Unsere Schuld," entgegnete der Herzog, „daß Ihr zum zweiten Male hier erscheint.

Wäret Ihr nicht gestern allein, sondern wie Wir es von Euch begehret und erwartet, mit den Abgeordneten der Bürger gekommen, so hättet Ihr Euch den zweiten Weg heute ersparen können. Und wenn Wir Euch gestern deshalb gar nicht vorließen und Euch durch Unsern Herold auf heute wieder beriefen, so werdet Ihr darin Unsere landesherrliche Gnade erkennen. Denn da Ihr, der Rath Unserer Erb- und Landstadt Braunschweig, den Bedingungen, unter welchen Wir die von Euch an Uns gebrachte Bitte um eine gütliche Unterhandlung aus Gnaden zugestanden, nicht nachgekommen waret, so wäre Euch nur geschehen, was Recht ist, hätten Wir Euch diese zweite Audienz nicht bewilligt. Warum brachtet Ihr gestern keine Abgeordneten von den Gemeinden mit?"

„Wir wußten nicht," antwortete der Syndicus, „daß Ew. Herzogliche Gnaden von dem bestehenden Gebrauche, nach welchem nur der Rath im Namen der Stadt Unterhandlungen pflegt, abweichen wollte."

„Wir wollen es Euch besser sagen," fiel der Herzog ein. „Weil Ihr mit der Gemeinde selber in Streit und Unfrieden lebt und den Bürgern ihre Rechte entzieht, so fürchtet Ihr, die Bürger möchten Euch nicht in allen Dingen zu Willen sein."

„Gnädigster Herr," entgegnete der Syndicus mit erzwungener Mäßigung, „es ist ein harter Vorwurf für den Rath der Stadt Braunschweig, daß derselbe

seinen Bürgern ihre Rechte entziehe; und dürfte es nicht so leicht sein, Beweise dafür aufzubringen."

„Denket nur an Braband's und seiner Genossen Blut, das Ihr vergossen habt," erwiderte der Herzog finster.

„Henning Braband war ein Verräther!" sagte der Syndicus ruhig.

„Ja, nach Eurem Sinne!" setzte der Herzog hinzu. „Weil Braband die Rechte und Freiheiten der Gemeinde gegen den Rath und die Rathsgeschlechter, gegen die Herrschsucht Eurer Pfaffen und gegen den Druck der Gilden vertheidigen wollte, so war er in Euren Augen ein Verräther, und Euer grausames, rachsüchtiges und blutdürstiges Verfahren gegen Alle, die des unschuldigen Braband's Freunde und Genossen waren, beweiset zur Genüge, daß nicht die Gerechtigkeit, sondern die Rache zu Gericht gesessen habe."

Der Syndicus biß sich auf die Lippen, nicht aber, wie es schien, als sei dies ein sichtbarer Abdruck eines Gewissensbisses, sondern nur um die Aufwallung seiner gekränkten Richterehre zu beherrschen. „Der Rath," sagte er dann, „ist für diesen seinen Urtheilsspruch in Sachen der Aufwiegler und Verräther Niemandem, als nur Gott Rechenschaft schuldig, und er hat die freudige Zuversicht, daß er Recht und Gerechtigkeit hat walten lassen!"

„Recht und Gerechtigkeit?" wiederholte der Herzog und setzte dann bitter lächelnd hinzu: „Wohl auf

gleiche Weise, wie Ihr sie seit zwanzig Jahren gegen Unsere Person übt und Unsere landesherrlichen Rechte anerkennet?"

„Wir haben," erwiderte der Syndicus unerschrocken, „nicht allein durch Vertrag mit den Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, sondern auch von Kaiser und Reich Privilegien und Rechte erhalten, durch welche der Stadt Braunschweig ein Vorzug vor allen andern Städten des Landes zugesichert ist. Wenn wir nun von diesen Privilegien Gebrauch machen, so sind wir doch nur, so scheint es, in unserem Rechte."

„Auch da," fragte der Herzog schnell, „wo Ihr gegen Unsere eigene Person Euch Freiheiten herausnehmt und Unsere eigenen erbherrlichen Rechte schmälert?"

„Wir wüßten nicht, wo Solches geschehen sei," entgegnete der Syndicus.

„Fürwahr," rief der Herzog mit spöttischem Lächeln aus, „Ihr habt ein kurzes Gedächtniß! Waret Ihr etwa in Eurem Rechte, als Ihr vor nun siebzehn Jahren, da Wir im Namen und Auftrag Unseres seligen Vaters, des Durchlauchtigsten Herzogs Julius, zu Euch kamen, um in der Burg das Hofgericht zu halten, Uns zwei Stunden lang vor dem Aegidien-Thore warten ließet, ehe es Euch gefiel, die Schlagbäume aufzuziehen und den Sohn Eures Herzogs einzulassen?"

„Das geschah nur," antwortete der Syndicus, weil Ew. Fürstliche Gnaden die Privilegien unse-

rer Stadt schwächen wollte. Burgemeister Kale's Haus am Martinikirchhofe war von jeher die Herberge für die Herzöge, wenn dieselben in unsere Stadt kamen. Da nun aber Ew. Fürstl. Gnaden ganz gegen der Stadt Privilegien und Gewohnheit damals im Klosterhause zum Grauenhof, der nicht einmal zur Stadt, sondern nach Riddagshausen gehört, Herberge machen wollte, so war es dem Rathe nicht zu verdenken, wenn er im Einverständnisse mit den Gildemeistern und Hauptleuten Ew. Fürstl. Gnaden um Aufrechthaltung eines alten Rechtes ersuchte!"

„Und das dadurch, daß Ihr Uns zwei Stunden warten ließet," setzte der Herzog schnell und bittern Tones hinzu. „Es scheint überhaupt auch zu Euren Privilegien zu gehören, Euren Landesherrn mehrere Stunden lang warten zu lassen. Als Wir nach beendigtem Hofgerichte aus der Stadt fahren wollten, mußten Wir abermals am Röhringer-Thor auf dem Bohlwege an zwei Stunden und mitten in einem Platzregen warten, bis es Euch gefiel, den Schlagbaum zu öffnen!"

„Das war nicht die Schuld des Rathes, sondern der Bürgerschaft!" entgegnete der Syndicus. „Da einmal die Bürger in Wehr und Waffen bei dem Abzuge Ew. Fürstlichen Gnaden zugegen sein wollten, und Hochdieselben dieses Ehrengeleite anzunehmen zugesagt hatten, so war es leider ein Uebelstand, daß fast zwei Stunden vergehen mußten, ehe die Bürger auf dem Hagenmarkte sich sammeln und

von da über die Höhe und Schuhstraße nach dem Damme zum Geleite sich ordnen konnten!"

„Und während deß ließet Ihr Uns im Regen halten" — sagte der Herzog — „und die Bürger waren so treffliche Musquetenschützen, daß nicht allein ein Pulverdampf war, wie eine Gewitterwolke, sondern auch ein Pfannendeckel und viele Papierstöpsel in Unsern Wagen und zu Unsern Füßen niederflogen, also daß Wir nur zu wachen hatten, daß Wir nicht in Feuer aufgingen. Wollet Ihr diese unziemliche und beleidigende, ja grausame und gefährliche Art und Weise, Euren Landesherrn zu begrüßen und zu geleiten, denn auch zu den Privilegien Eurer Stadt rechnen?"

„Es geschah," — antwortete der Syndicus mit schwer verhaltenem Lächeln, welches das beste Zeugniß davon war, daß dieß Alles nicht ohne Absicht und in vorberechneter Verhöhnung geschehen war, — „es geschah Alles nur aus Herzens Wohlmeinung; und was der Ungeschicklichkeit der Bürger zufällt, kann doch nicht auf Rechnung des Rathes kommen. Hätten die Bürger freilich gewußt, daß Ew. Fürstlichen Gnaden seliger Herr Vater bald darauf den Huf- und Scheffelschatz steigern und alle Einfuhr und Ausfuhr der Stadt verbieten werde, so hätten sie sich schwerlich wohl zu diesem Ehrengeleite erboten!"

Dem Herzoge entging das heimliche Wohlgefallen, welches der Syndicus zu verbergen suchte, keineswegs; und wenn es auch unter obwaltenden Umstän-

den, nach welchen beide Theile sich nur in erheuchelter Freundschaft gegenüberstanden, natürlich war, daß die eigentliche Gesinnung hier und da zu Tage kam, so war doch dies Alles nicht geeignet, eine friedliche Verhandlung einzuleiten.

„Ich will es Euch besser sagen," begann nun der Herzog im ernsten, ungnädigen Tone, „aus welcher Herzensmeinung solches Euer schändliches und treuloses Betragen gegen Uns hervorgegangen ist. Wir haben nicht Eure Rechte und Privilegien schmälern wollen, wohl aber wollt Ihr Uns die Unsern schmälern: Ihr wollt Euch Unserer landesherrlichen Obergewalt entziehen und trachtet nach der Ehre, eine freie Reichsstadt zu werden. Aber das soll und wird Euch nimmer gelingen. Es ist schandbar, was Ihr Euch Alles gegen Unsere Person und Unser Erbrecht erlaubt habt. Als Unser seliger Herr Vater, der einundzwanzig Jahre lang Euch seine Huld und Gnade hat widerfahren lassen, zu seinem Grabe geleitet wurde, waren aus dem ganzen Lande die treuen Unterthanen versammelt und erwiesen ihm aus dankbarem Herzen die letzte Ehre. Nur der Rath der Stadt Braunschweig hatte es in seiner Hoffart für gut befunden, nicht zum Begräbnisse zu erscheinen und schämte sich nicht, seinen gnädigen Landesherrn noch im Grabe zu schmähen. Als Wir Uns darauf als ein von Gottes Gnaden erwählter Herzog zu Braunschweig und Lüneburg huldigen ließen, geschah Solches willig und freudig

im ganzen Lande; nur der ehrbare Rath der Stadt Braunschweig hatte die Unverschämtheit, Uns sagen zu lassen, es könne solches nicht eher geschehen, als bis aller Hader und jede Irrung vorher abgetragen und beigelegt sei. Und doch hat Unser seliger Herr Vater mit der Bürgerschaft alle nur billige Tractate abgeschlossen, und es lag keine andere Irrung vor, als welche der Rath selbst in seines Herzens Hoffart absichtlich hervorsuchte."

„Verzeihet, gnädigster Herr," fiel der Syndicus unerschrocken ein, „die Stadt Braunschweig kann sich keiner großen besondern Gnade, die ihr widerfahren wäre, rühmen. Wenn Ew. Gnaden alle Lehenszehnten und Einkommen der Stadt mit Beschlag belegen läßt, also daß weder von den Kirchen-Einkünften noch von dem Zehnten und Maiergefällen der Geschlechter auch nur ein Groschen in die Stadt gebracht werden kann, wie mag sich das mit den billigen Tractaten vertragen?"

„Und wie verträgt sich damit," fragte der Herzog schnell, „die aufrührische und freche Rede, daß Ihr lieber den Türken in der Stadt haben wolltet, als einen Herzog von Braunschweig?"

„Was einzelne unruhige und hitzige Köpfe unter den Bürgern gesprochen haben" entgegnete der Syndicus, „das kann doch nicht dem Rathe der Stadt zur Last fallen. Der Rath hat sich jederzeit bemüht, Friede und Eintracht wieder herzustellen; daß es ihm

bis jetzt nicht gelungen ist, das ist wahrlich nicht seine Schuld."

„Wir kennen," sagte der Herzog finster, „nur Einen aus dem Rathe zu Braunschweig, der es wahrhaft ehrlich und freundlich mit Uns gemeint hat, und das ist der edle Bürgermeister Conrad von Strombeck, der es Uns oft mit bekümmertem Herzen gestanden hat, wie ihm die Widerspenstigkeit der Bürger ein Greuel und Ekel war, und der sich eifrigst bemühte, die aufrührische Stadt wieder unter Unsere Huld und Schutz zu bringen. Freilich mußte er dies heimlich und vorsichtig thun; denn hinter der Bürger Widerspenstigkeit stak des Rathes eigene Hoffart und Herrschsucht; denn als der edle Mann leider bald darauf starb, brach der Aufruhr gegen Uns nur um so lauter und kühner hervor. Wenn Ihr nun meinet, daß der Rath jederzeit Friede und Eintracht wieder herzustellen bemüht gewesen sei, warum nahm Keiner aus Eurer Mitte des alten getreuen Bürgermeisters Werk auf, um es zu vollenden? Was thatet Ihr vielmehr? Ihr riefet die Bürgerschaft zum Kriege gegen Uns auf, Ihr warbet fremdes Kriegsvolk an, bei zweitausend Landesknechte und vierhundert Reiter, und ließet dasselbe wie Räuber und Mörder Uns ins Land fallen und Schaden thun. Als Wir eines Tages im Dettenbruche den Fortgang des Baues zu besichtigen gekommen waren, fielen Eure Soldaten wie Straßenräuber aus ihrem Verstecke auf Uns ein, und hatten nichts Geringeres vor, als

sich an Unserer eigenen Person zu vergreifen, so daß Wir nur mit Mühe und Noth dem räuberischen Gesindel Uns entziehen konnten. Ist das wohl Euer Bestreben nach Frieden und Eintracht?"

„Es hat," entgegnete der Syndicus, „dem Rathe und der Bürgerschaft leid gethan, daß Obrist Stempshorn, der den Befehl über der Stadt Kriegsvolk hatte, aus eigener Macht Solches sich unterfangen hat. Wir haben ihn deshalb auf Ew. Fürstl. Gnaden an uns ergangene Beschwerde verhört und von ihm das Zugeständniß erhalten, daß er es allerdings ohne Befehl für sich selbst gethan. Er habe, sagte er aus, an Ew. Fürstl. Gnaden dafür, daß Ihr des Obersten Bruder hättet hinrichten lassen, Rache nehmen wollen. Es ist ihm aber auf das Strengste verboten worden, aus eigener Willkür je wieder zu handeln!"

„Das muß ein kräftiges Verbot gewesen sein!" sagte der Herzog spöttisch; „denn nunmehr erst durchzog Stempshorn Unser Land und setzte Städte und Dörfer in Furcht und Schrecken. Denn nicht nur, daß Ihr Unsere eigene landesherrliche Macht und Gewalt verspottetet, auch des Kaisers eigenen Befehl, der Eurem Morden und Rauben im Lande Einhalt thun sollte, habt Ihr mit Hohn und Spott überhört und mit Füßen getreten. Und weil Stempshorn Euch noch zu wenig raubte und plünderte, so nahmt Ihr den Clausenstein, einen offenkundigen Räuber und Mörder, mit seinen niederländischen

Reitern in Euern Sold, sandet ihn aus, daß er Schöppenstädt und viele Amtshäuser überfalle und beraube. Ist das Friede und Eintracht?"

Der Syndicus zuckte mit den Achseln und sagte: „Ew. Fürstl. Gnaden hat der Stadt Braunschweig auch nicht viel Gutes gethan. Wenn Ihr, gnädigster Herr, nicht allein hier in Eurer Burg zu Wolfenbüttel, sondern an allen Amtshäusern im ganzen Lande ein Edict anschlagen lasset, in welchem Ihr uns für Räuber erklärt und uns als solche zu behandeln droht, wenn Ihr nun schon zwei Mal bei Kaiserlicher Majestät in Prag den Rath und die Bürgerschaft als Landesempörer anklagt und die Acht wider unsere Stadt auswirket; wenn Ihr selbst, um diese Acht zu vollstrecken, Kriegsvolk von allen Seiten werben lasset, die Landstraßen versperrt, um unsern Handel zu ruiniren, an den Grenzen durch Eure Reiter auf die reisenden Kaufleute fahnden und sie rein ausplündern lasset, so mag dies allerdings nicht zum Frieden und zur Eintracht auffordern!"

„Wahrhaftig," rief der Herzog mit tiefem Unwillen aus, „wenn man Euch so reden hört, so möchte man glauben, es sei Euch das himmelschreiendste Unrecht geschehen, als hätten Wir Unser Wohlgefallen daran, Euch Schaden und Abbruch zu thun. Ist vielmehr nicht solches Alles Eure Schuld? Warum weigert Ihr Euch, Unsere landesherrlichen Rechte anzuerkennen? Was gibt Euch den frevelhaften Muth, selbst gegen kaiserliche Majestät Euch

aufzulehnen? Es ist Euer Hochmuth und Stolz, und Euer Geld, das Euch übermüthig macht. Weil Gott Euch in Handel und Wandel segnet und Euch mehr Reichthum zutheilt, als Ihr brauchet, so meinet Ihr, Ihr wäret nun auf einmal zu Herren und Regenten geworden. Jeder einzelne Bürger möchte lieber ein Herzog sein, und wo es möglich wäre, auf Unserm eigenen Herzoglichen Stuhle sitzen!"

„Ihr Bürger," so wandte er sich jetzt an diese, „Wir wissen, es ist Euer Wahlspruch geworden: daß ein Jeder als freier Mann dem Kaiser und Reich nur allein leben und sterben wolle. Ihr erachtet es als eine Erniedrigung, Uns als Euern Oberherrn anzuerkennen; Ihr wollt eigne, freie Herrn sein; — und hindern wir Euch denn daran? Sollt Ihr etwa wie Knechte Uns zu Diensten und Willen sein? Ist es Unsere Absicht, Euch in Euern Rechten und Freiheiten zu beschränken? Nimmermehr! Wir verlangen nichts, als daß Ihr zur Ordnung und zum Frieden zurückkehrt, daß Ihr auch Unsere alten, angeerbten Rechte eben so respektirt, wie Wir die Euern, daß Ihr Euch wie ruhige, friedliebende Unterthanen haltet und des Landes Wohl in gemeinsamer Fürsorge mit tragen und fördern helft. Ihr trotzet jetzt auf Euern Wohlstand; Eure Stadt steht in großem Flor, Ihr habt Nahrung vollauf, alle Eure Handwerker haben überflüssig, ja weit mehr zu thun, als Arbeiter dazu vorhanden sind; was Ihr verfertigt, geht reißend ab und wird Euch zu theuern Preisen bezahlt. Ihr

treibet Handel bis nach Polen, Moskau, der Türkei und andern noch fernern Ländern. Ihr schickt Eure Kinder nach Riga und Danzig, um sie daselbst die Handlung lernen und treiben zu lassen. Ihr habt Euch öffentlich gerühmt, daß Ihr vor jedes Eurer Thore eine Braupfanne setzen und sie mit Goldstücken anfüllen könnet; und daß Eure Rosenobel so tief aufgehäuft lägen, daß eine gar lange Hand dazu gehörte, um bis auf den Boden zu greifen! Bürger von Braunschweig, wisset Ihr nicht, daß der Reichthum ein gefährlicher, unsicherer Schatz ist? Zeigt nicht schon der Uebermuth und der Stolz, zu welchem Euch Euer Gold verführt hat, daß der Mammon Euch Herz und Seele füllt? Und denket Ihr nicht daran, daß kein Glück schneller vergeht, als das, was aus dem Golde kommt? Redet, Bürger von Braunschweig, ist es mit Eurem Wohlstande wirklich unverträglich, getreue Unterthanen Eures Euch von Gott gesetzten Herzogs zu sein?"

Diese unmittelbare Anrede und Frage an die Bürger brachte über sie eine augenblickliche Verlegenheit, da Keiner von ihnen für einen solchen Fall zum Sprecher bestimmt worden war, weil sie, als Begleiter des Syndicus, von diesem ihre Vertretung erwarteten. Da nun eine längere Pause entstand, wollte der Syndicus die Bürger aus der Verlegenheit reißen und in ihren Namen antworten:

„Ew. Fürstliche Gnaden," — fing er an; aber der Herzog unterbrach ihn schnell und heftig: „Wir

reden jetzt mit den Bürgern und nicht mit dem Rathe! Antwortet Uns, wie Wir Euch darum fragen! Nun, Ihr Bürger von Braunschweig, Ihr könnt hinter Eures Herzogs Rücken gar Viel und Mancherlei reden, was Ihr wohl nicht immer verantworten könnt; habt Ihr nicht den Muth, Eurem Herzoge in's Angesicht frei und offen Eure Meinung zu sagen?"

Darauf entstand zwar wiederum ein allgemeines Stillschweigen; aber endlich wurde doch eine Stimme unter den Bürgern laut. „Gnädigster Herr," sagte Einer, „was Ew. Fürstliche Gnaden von dem Uebermuthe der Bürger, ihres Reichthums wegen, gesagt hat, mag wohl bei Vielen eintreffen, aber nicht bei Allen. Es giebt in Braunschweig noch Bürger, welche es wissen, daß der Segen unserer Hände Arbeit von Oben kommt, daß sich Niemand seines Reichthums rühmen soll, daß der Herr Gewalt übt mit seinem Arme und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Der Wohlstand mag wohl Einzelne, aber nicht Alle abhalten, Ew. Gnaden getreue Unterthanen zu sein; vielmehr ist es der böse Geist des Unfriedens, der seit so vielen Jahren zwischen Ew. Fürstliche Gnaden und der Stadt Braunschweig gewaltet hat, und der ein friedliches Verständniß nicht aufkommen läßt. Ew. Herzogliche Gnaden hat erst vor vierzehn Tagen wieder Blut innerhalb unserer Mauern vergießen lassen; wo aber Blut den Boden dünget, da will der Saame der Eintracht nicht gedeihen. Gebt die Wege und Pässe, die nach unserer

Stadt führen, wieder frei, lasset die Schanzen und Redouten wieder hinwegnehmen! — Bevor die Bürger nicht überzeugt sein können, daß Ew. Gnaden in Frieden unterhandeln will, kann kein Vertrauen da sein. Ihr kennet das Gebot der Schrift: Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb; und ich meine, wer an einem dieser Gebote sündigt, der sündigt an allen!"

„Wer seid Ihr?" fragte der Herzog etwas überrascht.

„Ich bin ein Hutmacher," antwortete der Sprecher, „und heiße Henning Bossen, und danke es nur Gottes besonderem Gnadenschutze, daß ich heute noch lebe; denn hätte mich Gott nicht wunderbar geschützt, so hätte der Trompeter Jürgen Ew. Gnaden doch wohl auch einen Dienst erzeigt, wenn er sein meuchelmörderisches Schwert mir in den Rücken gestoßen hätte."

Der Herzog biß die Lippen zusammen und blickte finster auf den Bürger hin; aber er faßte sich bald wieder und sprach:

„Mein Freund! Wenn Ihr meinet, daß Wir Wohlgefallen haben am Blute Unserer Unterthanen, so irret Ihr Euch. Eben die Greuel des Krieges, das Rauben und Plündern der Landsknechte ist es, das Uns nach Frieden und Eintracht verlangen läßt. — Im Kriege wächset nun einmal weder die Furcht vor Gott, noch die Ehre gegen den König, noch die Liebe zu den Brüdern; und was Ihr auf Unserer Seite

Uebels sucht und findet, das hat die Stadt Braunschweig in überreichem Maaße. Es ist seit langer Zeit kein Blut grausamer und schändlicher vergossen worden, als des armen Braband's Blut. Wir haben zu drei verschiedenen Malen und auf das Feierlichste gegen das Verfahren des Raths protestiren lassen, aber der Rath achtete es nicht und verschritt selbst gegen die alten Statuten und Rechte der Stadt zur schleunigsten Hinrichtung des Verurtheilten. Wir suchten wenigstens nach Braband's erfolgter grausamer Hinrichtung, die ein Schandfleck in Braunschweigs Geschichte bleiben wird, die andern Verurtheilten zu retten und ließen abermals gegen solches schändliche Verfahren protestiren; aber der Rath und die Geistlichkeit kehrten sich nicht daran, sondern wütheten im Morden so lange fort, bis die ihnen verhaßten Hauptleute mit ihren Anhängern völlig vertilgt waren! Wollt Ihr Uns nun Wohlgefallen an dem Blute der Bürger zuschreiben?"

„Ew. Gnaden wolle sich erinnern," antwortete hier der Syndicus nicht ohne Zeichen giftiger Rede, „wie es allgemein gesagt wurde, daß Henning Braband in Ew. Fürstl. Gnaden geheimen Diensten gestanden und mit seinen Verschworenen nichts Anderes habe erringen wollen, als auf verrätherische Weise die Stadt in Ew. Gnaden Hände zu übergeben! Hat er doch mit Ew. Gnaden Kanzler, Dr. Jagemann, und nach dessen Tode mit einem Dero Hauptleute im geheimen Briefwechsel gestanden!"

„Das lügt Ihr!" rief der Herzog heftig aus. „Und es ist schmachvoll, den braven Braband, der nichts Anderes wollte, als dem Bürger zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, noch im Tode zu verunglimpfen. Ihr Bürger Braunschweigs," — fuhr er eifrig gegen diese gewendet fort — „Ihr wollt freie Männer, unmittelbare Unterthanen des Kaisers werden, und Ihr hoffet dies zu werden, wenn Ihr Euch Eures Herzogs landesherrlicher Gewalt entzieht. Seht Ihr nicht, daß Ihr Knechte Eures Rathes und der Rathsgeschlechter seid? Hat jemals Unser seliger Herr Vater, haben Wir jemals eine solche eiserne Zuchtruthe über Euch geschwungen, wie sie der Rath über Euch seit vielen Jahren schwingt? Ihr wollt frei sein, und liegt in Ketten und Banden der Patricier Eurer Stadt. Die Hauptleute wollten Euch in Euren Rechten schützen — der Rath hat sie dafür gemordet; und noch heute schmachten Ehrenmänner, wie der Bürgermeister Lüdecke und der alte ehrbare Rathsherr Wittekopf im Gefängnisse, weil sie das grauenvolle Regiment des Rathes über die Bürger nicht billigten. So lohnt Euer Rath Eure Freunde! Und Ihr wollt frei sein?"

Der Syndicus und mit ihm die übrigen Deputirten des Raths lächelten wie mitleidig über des Herzogs Beginnen, die Bürger gegen sie aufzubringen; aber bald änderte sich der Ausdruck ihrer Mienen.

Schmidt, der Schuhmacher, trat vor und sprach: „Ew. Fürstl. Gnaden hat allerdings ein wahres

Wort gesprochen! Ich bin kein Mann, der seines Herzens Gedanken verheimlichen kann! Ich sage, in diesem Stücke hat Ew. Gnaden Recht. Wir Bürger leiden unter dem Drucke des Rathes und seiner Geschlechter. Der Uebermuth der Bürger ist nichts gegen die Hoffart der Patricier, von welchen ein Jeder ein Herzog von Braunschweig zu sein dünket. Unsere städtischen Privilegien, Gerechtigkeiten und Gewohnheiten schützen uns vor keiner Willkür der Rathsverwandten; die Gesetze sind nur der Bürger wegen da und werden mit aller Strenge geübt; wo aber Einer der Rathsverwandten durch das Gesetz getroffen würde, da wird dasselbe so lange aufgehoben, bis wieder ein Bürger demselben verfällt. Vor vierzehn Tagen, als Ew. Fürstl. Gnaden die falschen Kaufleute in unsere Stadt schickte, und wo es galt, die Stadt zu vertheidigen, da setzten die Bürger Leib und Leben daran, während die Legion der Rathsverwandten sich in die Keller verkroch oder die Flucht ergriff. Unsere Hauptleute sollen unsere Sache vor dem hochedlen Rathe führen; aber wenn sie ihres Amtes warten wollen, und sich der Gemeinde annehmen, wie sich's gebühret, heißt man sie Aufrührer und Verräther und sucht ihrer los zu werden, so gut und schlimm es immer sein mag!"

Der Herzog hörte diese Rede mit sichtbarer Freude an und weidete sich an dem Mißbehagen der Abgeordneten des Rathes. Indessen Dr. Röerhand war nicht der Mann, der sich so leicht besiegen ließ, und

der recht wohl einsah, wie viel davon abhänge, das Ansehen des Rathes sowohl den Bürgern wie dem Herzoge gegenüber zu wahren.

„So wie Ew. Fürstl. Gnaden," sagte er mit ruhigem Lächeln, „die Rede Meister Schmidt's vernimmt, mag es allerdings scheinen, als seien diese Klagen und Beschwerden nicht ungegründet. Es kann auch ohne Gefahr zugegeben werden, daß Einzelne aus den Rathsverwandten sich unziemliche Uebergriffe ihrer Rechte und Gewohnheiten mögen erlaubt haben. Aber mit dem Drucke, unter welchem die Bürger nach Meister Schmidt's Rede leiden und schmachten sollen, muß es doch nicht so schlimm sein, da es eben der Rath nur seinen treuen Bürgern verdankt, daß die Verrätherei des Braband unterdrückt werden konnte. Wenn es den Bürgern Braunschweigs gar so schlimm ergeht, und die eiserne Zuchtruthe des Rathes, wie Ew. Herzogliche Gnaden sie zu nennen beliebte, gar so grausamlich über die Gemeinden geschwungen wird, warum dulden sie es denn? Auf zwanzig und mehr Bürger kommt erst ein Rathsverwandter; warum treten die Bürger nicht zusammen und entsetzen den Rath seiner Macht und Gewalt? Ist nicht der Rath völlig in die Hände der Gemeinden gegeben? Unsere Bürger sind reich genug, daß Jeder auf seinen eigenen Beutel ein Fähnlein Reiter in seinen Sold nehmen könnte; warum thun sie es nicht? Wenn des Rathes Regiment gar so grausam und ungerecht wäre, warum schützen

denn die Gemeinden dieses Regiment? — Warum haben sie nicht ungehindert Ew. Gnaden Kriegsvolk in die Stadt ziehen lassen? Warum wagen es die Bürger, selbst kaiserlicher Majestät sich entgegen zu stellen? Als das zweite Mal auf Ew. Gnaden Betrieb die kaiserliche Acht über unsere Stadt ausgesprochen wurde, spotteten die Bürger darüber und sagten: Acht und wieder Acht wäre Sechszehn, und Meister Schmidt war Einer der Eifrigsten dabei. Die Gemeinden mußten dafür gar schwere Geldstrafe an das kaiserliche Kammergericht bezahlen, aber sie blieben doch beharrlich dabei, sich einem Herzoge von Braunschweig nie zu ergeben, wenn es sie auch Hab' und Gut kosten sollte. Nun ist es schwer zu begreifen, wie die Bürger nicht allein gegen Ew. Fürstliche Gnaden, sondern auch gegen kaiserliche Majestät so beharrlich sich setzen mögen, um ihr bisheriges Raths-Regiment zu behalten, wenn dieses eine so grausame eiserne Zuchtruthe wäre. Ja, daß ich noch Eins erwähne, es kann mit dieser vielgenannten Zuchtruthe schon um deswillen nicht so schlimm sein, als Meister Schmidt durch seine freie, offene Sprache, die mir eben um dieser Offenheit willen lieb ist, deutlich genug bewiesen hat, daß der Rath seinen Bürgern nicht den Mund verschließet! Frage doch Ew. Gnaden die Bürger, ob sie lieber dem Herzoge oder dem Rathe dienen wollen."

Der Syndicus, der in dieser Vertheidigung den eigentlichen Beschwerdepunkt gar klüglich umging und

den Bürgern auf eine Weise zu schmeicheln wußte, die auf das menschliche Herz ihre Wirkung selten verfehlt, hatte auch jetzt die freudige Genugthuung, die dem Rathe durch Meister Schmidt's muthige Anklage drohende Gefahr gänzlich wieder abzuwenden. Die abgeordneten Bürger verriethen durch beifälliges Murmeln ihre Zustimmung zu des Syndicus Rede, und selbst Meister Schmidt war durch die ruhige und so milde Zurechtweisung zum Schweigen gebracht worden.

Als der Herzog, der sich bereits auf dem Wege zum Ziele sah, merkte, daß ihm der Sieg so schnell wieder entrückt war, entbrannte er in heftigen Zorn und sprach zu den Bürgern: „Ihr schwachen, wankelmüthigen Seelen, die Ihr, den Hunden gleich, demüthig den Bissen Brotes auffanget, der Euch von der Hand Eurer Züchtiger und Peiniger zugeworfen wird! Euch ist nicht zu helfen, denn Ihr seid Jedem feil, der Euch Euern Preis bezahlt. Nunmehr begreifen Wir's, aus welchem Sinne und Geiste alles rebellische, landesverrätherische Wesen in Eure Gemeinden kommt; der Reichthum hat Euer Herz mit Hochmuth und Hoffart, nicht allein gegen Menschen, sondern auch gegen Gott erfüllt. Es ist schmachvoll, was Uns über den Verfall der Gottesfurcht und der Zucht in Eurer Stadt berichtet worden ist. Es ist keine Sünde in den zehn Geboten verboten, die von Euch nicht gethan würde. Eure Prediger, die Euch auf den Weg des Rechtes zurückführen wollen und ungescheut Euch

Eure Sünden vorhalten, verjagtet Ihr, oder wo Solches noch nicht möglich ist, bedeckt Ihr sie mit Schmach und Spott. Ihr habt einen Mann in Euern Mauern, den Prediger Arndt, dessen Name im ganzen römischen Reiche genannt wird, um welchen Euch jede andere Stadt beneidet. Und was thut Ihr? Wie ehrt Ihr ihn? Ihr treibt Euer Gespötte mit seinen Predigten, Ihr seht ruhig und zufrieden zu, wie seine eigenen Amtsbrüder ihm das Herz zerreissen mit ihren giftigen Worten, Ihr duldet lieber das Regiment der Pfaffen, als daß Ihr Euch der himmlischen Gewalt des Evangeliums beuget. Denket an Eures Herzogs Wort: Es wird Euch nie gelingen, wornach Ihr strebt! Ihr werdet von der Höhe Eures Wohlstandes wieder herabfallen in Armuth und Elend, Ihr werdet unter einander Euch selber aufreiben und vertilgen, denn der Herr wird Eure Gewaltigen vom Stuhle stoßen!"

„Schweigt!" rief der Herzog dem Syndicus zu, als dieser den Mund zur Gegenrede geöffnet hatte. „Schweigt! Wir mögen von Euch kein Wörtlein mehr anhören. Euer Thun und Treiben gegen Uns ist Lug und Trug. Ihr kommt zu Uns, um den Frieden mit uns zu unterhandeln, und Eure Rathsgeschwornen und Gildenmeister und Hauptleute und Zehnmänner sitzen auf den Rathhäusern und berathschlagen darüber, wie die Stadt am Schnellsten von Eures Herzogs Gewalt ganz befreit werden könne. Während Ihr bei Uns um gütliche Pflege und Beilegung

des alten landesverrätherischen Zwiespalts bitten lasset, sendet Ihr heimliche Boten an alle Hansestädte ab und lasset um Hülfe und Beistand bitten, und werbt Kriegsvolk an allen Orten an! Nun denn, da Ihr es denn nicht anders wollet, so soll Euch geschehen, was Euch bereitet ist. Wir haben noch Mittel in der Hand, Eure Hoffart zu brechen, und Euch, als Unsere angeerbten Unterthanen zum schuldigen Respecte und Gehorsam zu zwingen! Ihr seid entlassen!"

Und dabei erhob sich der Herzog von seinem Stuhle und verließ mit seinen Räthen und Kriegshauptleuten den Saal.

Die Abgeordneten Braunschweigs aber murrten noch einige Augenblicke; dann zogen auch sie aus der herzoglichen Burg und brachten die Botschaft in ihre Stadt zurück.

Capitel 2.

Der Besuch bei Nacht.

> Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.
>
> Joh. 3, v. 3.

Es war Sonntag Abend. In dem Familienzimmer des Pfarrers Arndt saßen fünf glückliche Menschen in traulicher Gemeinschaft zusammen, um sich eine Sabbathsfreude zu bereiten: Johannes Arndt und seine treue Hausfrau, die Pflegetochter Odilia, der junge Arzt Nebelthau und der alte Hauptmann von der Schulenburg. Die Freude galt zunächst der völligen Wiedergenesung des jungen Hausfreundes, der heute zum ersten Male wieder sein Krankenzimmer verlassen hatte, und keinen bessern und erfreulichern Ausgang wußte, als zu den lieben Arndt's.

„Mir ist," sagte Nebelthau, „als sei ich aus tiefem Thale nach langem Sehnen und Mühen wieder

hinaufgestiegen auf des Berges Gipfel und sehe frisch und frei in die liebe Gotteswelt hinein, und athme wieder Lebensluft. Kranke und Schwache, Gedrückte und Lebensmüde wohnen im Thale, versteckt, verborgen im kleinen eingeschlossenen Raume; der gesunde Leib und Sinn schlägt auf den Bergen seine Hütte auf."

„Mein junger Freund," sagte Schulenburg, „redet nicht zu viel von den Bergen! Ihr wisset, unsere werthe Frau Arndt schauet ohnedies allzusehr nach den Bergen, und möchte lieber heute als morgen uns verlassen und mit ihrem Eheherrn sich auf ihrem heimathlichen Harze eine Hütte bauen. Ich habe deshalb gegen die Berge eine Art Aversion!"

„Schmähet mir meines Gottes Schatzkammern nicht!" rief Arndt feierlich aus, und wie es schien bemüht, die erregte wehmüthige Sehnsucht nach dem lieben Harzerlande in seines Weibes Herzen wieder zu mäßigen. „Die Erde hat keine größere und herrlichere Zierde, als die hohen luftigen Berge, die wie natürliche Destillir-Oefen auf Gottes Befehl viel tausendmal schöner die Metalle und Minerale kochen und zeitigen, als auch der geschickteste Alchymist vermag. Das macht, weil in den Bergen alle vier Elemente eingeschlossen sind, Feuer und Dampf, Luft und Dunst, Wasser und Erde, Auch wisset Ihr, lieber Nebelthau, es wohl besser, als ich, daß die kräftigsten, lebensreichsten Kräuter eben nur auf den höchsten Bergen wachsen, weil sie den Himmel näher

haben. Diese Lebenskraft der Berge möget ihr durch nichts ersetzen; denn pflanzt ihr auch die kräftigsten Kräuter von den Gebirgen in die Gärten im Thale herunter, sie werden schwächlich und verkümmern. Ich glaube, die Sehnsucht nach dem verlornen Himmel zehret an ihrem Herzblatte. Macht es nur, mein Freund, wie von Hypokrates erzählt wird, der nur deshalb alle Krankheiten curirt hat, weil er alle seine Heilmittel von den Bergen herabholte."

„Da ist's freilich zu beklagen," sprach Schulenburg, „daß es nicht aller Orten Berge giebt, daß sie nur hier und da zerstreut liegen, wo es ihnen gerade in den Sinn gekommen, sich zu legen und auszuruhen."

„Glaubt das nicht, mein edler Freund!" entgegnete Arndt. „Die Berge liegen nicht von Ungefähr hier und dahin zerstreut, wie etwa die Kinder hier und dahin einen Steinhaufen zusammen legen; sondern durch Gottes besondere Ordnung und Austheilung liegen die Berge überall unter einem gewissen Einflusse und wohlberechneter Wirkung des Himmels. Der Himmel, und ich meine hier das blaue Sternenzelt eben so, wie Nebel und Wolken, hat eben so an verschiedenen Orten seine verschiedene Kraft und Wirkung, wie die Berge und Thäler, Erde und Wasser. Alles aber wirket wohl und weise zusammen und erfreuet des Menschen Herz; denn wo Berge, Brunnen und Bäche sind, da ist's überall gut Hütten

bauen. Da sitzen auch die Vöglein des Himmels und singen unter den Zweigen. Das ist eine schöne Musica, die sich Gott der Herr im grünen Walde zugerichtet hat, auf daß sein Lob an allen Orten erschalle und die Erde desselben voll werde. Ich kenne sieben herrliche Geschöpfe, welche Gott der Herr besonders auf Bergen und Hügeln durch sein Wort hervorruft, und die auch alle ihre geistliche Bedeutung haben. Und diese sind: der Thau, das Gras, das Brot, der Wein, das Oel, die Baumfrüchte und die Thiere des Waldes."

„Ihre geistliche Bedeutung?" fragte Schulenburg. „Herr, das müsset Ihr mir schon erklären. Denn ich alter Haudegen habe Zeit meines Lebens bei allen diesen sieben Herrlichkeiten nichts Geistliches gefunden! Ich habe mir's, wie ein ächter Kriegsmann, immer nur am Wohlsein des Leibes genügen lassen, und leider erst zu spät eingesehen, daß das Reich Gottes nicht bestehet in Essen und Trinken. Also auch der Wein hat seine geistliche Bedeutung, und das Gras und der Thau?"

„Gewiß, mein edler Freund!" antwortete Arndt. „Der Thau, womit Gott die Berge feuchtet, ist eine Frucht der Morgenröthe. Sowie nun die Morgenröthe aus dem Glanze der Sonne geboren wird, so vermählt sich das aufgehende Sonnenlicht mit dem Lebenshauche der neuerwärmten Erde und erzeugt die Perlen des Thaues. Und so wie der Thau die Erde fruchtbar macht und die welken Blümlein erquicket,

und der Kräuter und Pflanzen Freude und Leben ist, so erquickt das Evangelium mit seinem Himmelsthau des heiligen Geistes die matten Seelen und richtet die niedergeschlagenen Herzen, wie eine welkende Blume, wieder auf. Der Thau ist ein Bild des Friedens; denn wie vom Thau die Erde grünet und blühet, also blüht und grünt es auch unter dem Frieden. Und das Gras? Wenn im Psalm Gott gepriesen wird, daß er Gras wachsen lässet für das Vieh, so möchte wohl Mancher sagen: Wozu so viel Redens vom Grase! Ist das ein so großes Wunder? O lieben Leute, das Gras auf dem Felde ist ein herrliches Geschöpf und große Wohlthat Gottes. Welcher Jammer würde werden, wenn Gott nur einen einzigen Sommer kein Gras wachsen ließe? Würden nicht selbst unsere Augen matt und schwach und blind werden, wenn sie ein ganzes Jahr sich nicht an dem frischen Grün des Grases weiden und stärken könnten? Das Gras predigt uns von der göttlichen Vorsehung; denn wenn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, wie viel mehr uns? Das Gras belehrt uns über unsere Eitelkeit und Nichtigkeit; denn alles Fleisch ist wie Gras, und der Menschen Hoheit wie die Blume auf dem Felde!"

„Und das Brot?" fragte hier Odilia. „Ach, das deutet Ihr gewiß vom Brote des Lebens?"

„Ohne Zweifel, mein Kind," antwortete der Pflegevater. „Es ist thöricht und menschlich, von unserm lieben Herrn Christo zu sagen, daß er Dies oder Jenes

überaus trefflich geordnet habe; denn es war ja des ewigen Sohnes eigentliche Natur und Wesen, daß er nur das Trefflichste und Beßte denken und reden und thun konnte. Aber wenn ich thöricht reden darf, so möchte ich sagen, daß der Herr kein trefflicheres Bild seiner selbst geben konnte, als wenn er sich das Brot des Lebens nennt. Das liebe tägliche Brot, welches uns von des himmlischen Vaters Liebe und Barmherzigkeit und Allmacht Zeugniß giebt, und uns Gott als einen weisen Speisemeister erblicken läßt, der uns heute und morgen und immerdar mit Brote sättigt, und wir es täglich wie ein neues, seltenes Gericht genießen, und niemals desselben überdrüssig werden, — das liebe tägliche Brot, ist es nicht das herrlichste geistige Abbild des Heilandes, des wahrhaftigen Lebensbrotes, in welchem alle Kräfte des Himmels und der Erde, ja Gottes Kräfte zusammen gefaßt sind? Nehmen wir nicht von seiner Fülle Gnade um Gnade, und verlangen täglich wieder nach ihm, als wäre er uns täglich ein ganz neuer Heiland geworden?

„Und der Wein erfreut des Menschen Herz!" fiel hier Schulenburg lächelnd ein. „Dies ist wenigstens eine der ältesten biblischen Wahrheiten, die ich kennen gelernt habe."

„Ich weiß schon, mein edler Freund," sagte Arndt gutmüthig, „daß Ihr das in einem bessern Sinne versteht, als es der gewöhnliche natürliche Mensch nimmt, dessen Weinesfreude oft das Herz ertrinken läßt. Nur dem traurigen und betrübten Herzen zu Gute hat Gott

den Wein geschaffen, so wie zur Stärkung für die Kranken und Schwachen und Alten. Denn daß eben im Wein so lebendigmachende Kraft liegt, welche dem Herzen, wie dem Leibe eine natürliche Wärme und Stärke gibt, ist das nicht eine wunderbare Gütigkeit Gottes und väterliche Fürsorge? Der Heide erfreuet auch mit dem Weine sein Herz, aber nur der Christ erinnert sich dabei, wie Gott auch unserer kranken Seele einen süßen Wein geschaffen, nämlich das edle Traubenblut aus dem lebendigen Weinstocke „Jesus Christus."

„So wahr ich lebe," rief Schulenburg eifrig aus, „es soll fortan auch kein Tröpflein Weines meine Zunge mehr benetzen, ohne daß ich mit mir Rechenschaft halte, ob ich eine Rebe am rechten Weinstocke sei. Wie fangt Ihr's nur an, mein ehrwürdiger Freund, daß Ihr wie ein Bienlein aus jeder Blume Honig saugt, wo andere Menschenkinder kaum sehen, was vor Augen, viel weniger, was vor der Seele ist?"

„Wie ich's anfange?" wiederholte Arndt lächelnd. „Wahrhaftig, das weiß ich selbst nicht. Ich weiß nur so viel, daß ich nicht anders kann, als mit dem äußern und innern Auge zugleich die Wunderwerke meines Gottes zu beobachten, und daß die beiden großen Offenbarungen Gottes, Natur und Gnade, mir wie zwei eng verbundene Welten erscheinen, in welchen beiden ich leben muß."

„Gut!" sagte Schulenburg. „Aber warum können

es nicht alle Menschen so machen? Warum kann ich und muß ich nicht es also thun?"

„Wie möchte ich hier richten!" sagte Arndt freundlich und setzte dann scherzend hinzu: „Vielleicht ist's so, wie Ihr angedeutet habt, daß Ihr lange Zeit hindurch das Gleichniß von dem Weinstock und der Rebe Euch nicht erklärt habt!"

„Sagt nur lieber gleich," fiel der alte Soldat schnell ein, „daß ich mich weder um den rechten Weinstock noch um die Rebe daran bekümmert habe. Aber diese Schuld werfe ich auf die Kirche und dann auch auf Euch."

„Ei, lieber Herr," entgegnete Arndt lächelnd, „wie mögt Ihr das beweisen?"

„Das ist nicht schwer," fuhr Schulenburg eifrig fort. „Es ist die Schuld der Kirche, wenigstens hier in Braunschweig, ob's gleich an andern Orten nicht besser sein mag. Ihr wisset schon, ich meine die Leute mit dem hölzernen Schwerte, das nur in die Luft streichet. Sind das nicht selber vertrocknete Reben, die selber kein Tröpflein Blut und Saft vom Weinstocke haben! Wie mag nun eine versiegte, ausgetrocknete Quelle die Durstigen tränken wollen? Oder wie mag ein Blinder dem Blinden den Weg weisen? Und die zweite Schuld fällt auf Euch, mein ehrwürdiger Herr und Freund! Hättet Ihr wenigstens vor dreißig Jahren Euer wahres Christenthum in die Heidenwelt unseres heiligen römischen Reiches

ausgesendet, so hätte ich ein Menschenalter eher gelernt, was das Evangelium zu bedeuten hat!"

„Vor dreißig Jahren," sagte Arndt, auf den scherzhaften Vorwurf eingehend, „war ich selbst noch nicht viel besser, als eine vertrocknete Quelle! Dann," fuhr er ernster fort, „darf ich Euern Tadel, mit welchem Ihr mich lobt, nur in so weit annehmen, als Ihr mir keine andere Ehre anthun wollet, als die, daß ich's treu und ehrlich mit dem Evangelio meine und nichts herzlicher wünsche, als daß ich alle Menschen an den Quell des Lebens führen könnte!"

„Da führt nur zuerst Euern Herrn Collegen Denecke mit hin," setzte Schulenburg hinzu, „denn Neid und Mißgunst und Herzenshärtigkeit müssen dem lieben Manne die ganze Seele ausgetrocknet haben!"

„Wollet Ihr nun nicht auch die Deutung des Oeles wissen?" fragte Arndt schnell, ohne Zweifel, um dem angeregten Gegenstande am Schnellsten auszuweichen.

„Gewiß, lieber Herr," antwortete Frau Anna. „Darin scheint mir eine besondere Lehre für eine christliche Hausfrau zu liegen."

„Für den christlichen Haushalter überhaupt," versicherte Arndt. „Das Oel, oder wie es die Schrift oft auch nennt, der Balsam, erfrischet und verschönert die Leibesgestalt und kräftigt selbst den todten Leib auf viele hundert Jahre lang, daß er der Verwesung nicht anheimfällt. Das ist ein treffliches Bild des

heiligen Geistes, der mit seinem Freudenöle den innern Menschen salbet, erfrischt und verschönert und die Seele vor dem Tode in der Sünde bewahret. War doch auch unser Herr gesalbet mit Freudenöle; und nun haben wir von seinem Geiste empfangen den Geist. Und das ist's, was Johannes lehrt, wenn er schreibt: Ihr Christen habt die Salbung von Dem, der heilig ist, und wisset Alles, was Noth thut."

Als Arndt hier ein wenig ruhte, öffnete sich leise die Thüre und die Magd trat schüchtern und ängstlich herein.

„Was giebt es, Martha?" fragte die Hausfrau besorgt.

„Ach, erschrecket nicht," antwortete sie und schien selber des Todes erschrocken. „Es stehen zwei fremde Männer draußen, welche durchaus mit dem Herrn sprechen wollen!"

„Nun, laß sie doch herein!" gebot Arndt ruhig.

„Ach, lieber Herr," fuhr die Magd ängstlich fort, „die beiden Männer scheinen mir nichts Gutes im Sinne zu haben. Sie sind in große lange Mäntel gehüllt, und der Eine trägt große Sporen an den Stiefeln und, als er den Mantel zurückschlug, sah ich ein großes Schwert an der Seite hängen!"

„Laß sie in Gottes Namen herein!" wiederholte Arndt ruhig wie bisher und erhob sich zugleich, um dem gefährlichen Besuche entgegenzugehen. Und bald darauf traten zwei Männer herein, deren fast schüchternes Wesen nichts weniger als eine Gefahr andeu=

tete. An der Hand des Einen, der ein ritterliches Ansehen hatte, blitzte ein großer Siegelring. Der Andere aber sprach:

„Ehrwürdiger Herr, denn Ihr seid doch wohl Herr Johannes Arndt, wir haben Euch um gütige Nachsicht zu bitten, daß wir so spät nach Einbruch der Nacht, wie einst Nicodemus zum Herrn, zu Euch kommen, und erlaubt zuvor, daß wir Euch unsere Namen nennen. Ich bin Christoph Ebert, Pfarrer zu Dettum, und dies hier ist mein alter Freund, Herr Paul Neitze, unsers durchlauchtigsten Herzogs Geheimschreiber."

„Seid mir willkommen, liebe Herren," sagte Arndt und reichte Beiden die Hand. „Ist das Anliegen, welches Euch zu mir führt, von der Art, daß Ihr mit mir allein zu sprechen wünscht?"

„Ach nein!" rief der Pfarrer aus. „Was mich Euch zu sagen dränget, möchte ich lieber vor Eurer ganzen Gemeinde verkündigen. Aber seid Ihr und Eure werthe Hausfrau auch nicht böse, daß wir so spät zur Nacht kommen?"

„Gewiß nicht, lieber Herr Amtsbruder," versicherte Arndt. „Nehmet doch Platz und erlaubt meiner lieben Hausfrau, daß sie Euch ein Nachtlager bereite."

„Nein, nein!" entgegnete Ebert schnell. „Unser Aufenthalt kann nur ein kurzer sein; und daß wir zur Nachtzeit kommen und gehen, ist nicht freier Wille, sondern nothwendige Vorsicht für unser Leben. Das Kriegsvolk schwärmt von allen Seiten um die

Stadt und macht die Straßen unsicher. Weil wir uns aber am Tage nicht in die Stadt getrauten, mußten wir die Abendzeit dazu wählen; und doch haben nur unsere guten Rosse uns vor weiterer Unbill geschützt!"

„Sieht es wirklich so schlimm aus?" fragte Schulenburg.

„Leider ja!" antwortete der herzogliche Geheimschreiber. „Das städtische Kriegsvolk fahndet auf Jeden, der sich auf die Straße wagt. Und dann thut das Geschütz von den Wällen großen Schaden und macht die Straße nach Wolfenbüttel zu einem Todeswege. Es ist traurig, daß die Unterthanen eines und desselben Landesherrn solchen blutigen Krieg mit einander führen. Aber trotzdem treibt uns Beide unser Herz, Euch, ehrwürdiger Herr Arndt, selbst auf die Gefahr unseres Lebens hin, zu sehen und zu sprechen und zu danken."

„Zu danken?" wiederholte Arndt verwundert. „Liebe Herren, wir sehen uns doch heute zum ersten Male!"

„Mit leiblichen Augen, ja," sagte der Pfarrer Ebert. „Aber unser inneres Auge hat lange mit Sehnsucht nach Euch geblickt und Euch in eine liebe, freundliche Gestalt gekleidet. Lieber Herr Amtsbruder," fuhr er nun wärmer fort, „ich komme zu Euch, weil mir mein Herz und Gewissen keine längere Zögerung gestatteten. Es sind nur erst noch wenige Wochen, daß ich zu Euern bittersten Feinden und Widersachern

gehörte und Euch vielfach schweres Leid und Unrecht gethan habe."

„Mir?" fragte Arndt. „Wie ist das möglich, da ich nichts davon weiß?"

„Laßt mich offen und treulich reden," fuhr nun der Pfarrer fort. „Ich gehörte zu Denen, welche Euch und Eure ganze amtliche Wirksamkeit auf das Schnödeste verunglimpften. Ich habe von meiner Kanzel herab Euern Namen in blinder, wahnsinniger Leidenschaft neben den des Erzfeindes der Christenheit gestellt. Euer nächster College, Herr Denecke, hatte mir, als er etwa vor einem Jahre in Dettum mich besuchte, so viel Uebels von Euch erzählt, daß ich Euch für einen Miethling im Weinberge Gottes, für einen Verräther unseres allerheiligsten Glaubens halten mußte. Das Evangelium, die Kirche, das Reich Gottes, — Alles sah ich durch Euch in die größte Gefahr, auf den Rand des Abgrundes gebracht. Anfangs forderte ich meine Gemeinde auf, für Eure Bekehrung zu beten, daß Ihr dem Verderben, welches den Irrlehrern angedroht ist, entfliehen möchtet; aber bald reute mich selbst mein Mitleid mit Euch und ich hätte ruhig und freudig Euch können untergehen sehen. Lieber Herr Amtsbruder, könnt Ihr mir dies Alles vergeben?"

„Armer Freund," antwortete Arndt und schüttelte schmerzlich das Haupt: „was hatte ich denn so Uebles gethan?"

„Herr," antwortete Ebert, „Ihr mögt es wohl

nicht wissen, wie weit leidenschaftliche Verblendung den Menschen verführen kann, wie weit die Unduldsamkeit in Sachen des Glaubens treibt. Ich hielt Euch nun einmal für einen Feind und Zerstörer unserer lutherischen Lehre, und predigte gegen Euch, wie gegen den Papst und den Türken. Und wie habt Ihr dafür Rache genommen? Ihr habt feurige Kohlen auf mein Haupt gelegt! Ihr schriebt Euer Buch vom wahren Christenthume; ich habe es aber Monate lang verachtet und nicht ein Wörtlein darin gelesen. Endlich nahm ich es doch zur Hand, aber nur um Euch zu widerlegen und Eure Ketzerei Euch nachzuweisen. Aber ich armer, schwacher, thörichter Mensch! Ich wollte Euch fluchen und muß Euch nun segnen, ich wollte Euch als den Verführer der Christenheit darstellen, und bin nun selbst ein Gefangener in Euren Händen, ich wollte mich von Euch entfernen, wie der Himmel von der Hölle fern ist, und nun komme ich zu Euch und bitte: Gebt mir ein Plätzlein in Eurem Herzen! Diesen Morgen habe ich meiner Gemeinde alle meine Sünde gegen Euch ehrlich gestanden — aber das reichte meinem beladnen Gewissen nicht aus; ich mußte selbst noch zu Euch kommen, und aus Eurem Munde vernehmen, daß Ihr mir vergebet. Denn wenn Euer Buch nicht wirklich das wahre Christenthum predigt, so ist die seligmachende Kraft des Evangeliums eine Thorheit. Nunmehr kann ich sagen, daß auch ich wieder geboren bin. Ich bin ein neuer Mensch in Christo geworden, und der

Herr gebe es, nun ein treuer und guter Hirte meiner Gemeinde."

„Ich leugne nicht," sagte nun Arndt, „daß Eure Worte wie köstlicher Balsam auf meine Seele träufeln. Sollte es einem schwachen Herzen nicht wohlthun, wenn die vielen und tiefen Wunden, welche die Lieblosigkeit so vieler Menschen und leider auch so vieler Amtsbrüder mir geschlagen hat, einmal eine solche Heilung finden! Und doch habe ich nichts Anderes gethan, als das liebe Wort unsers Herrn gepredigt."

„Aber in solcher Weise, wie es in unserer Zeit noch Keiner gethan hat," setzte Ebert hinzu. „Euch gebührt der Ruhm, daß Ihr das Wort des Herrn: Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, sonst kann er das Reich Gottes nicht sehen! in unserer trost- und friedelosen Zeit zum rechten Verständnisse gebracht habt."

„Worin liegt nun eigentlich der Grund solchen Schmerzes und solcher Freude?" sprach Arndt in Gedanken versunken vor sich hin. „Den unendlichen Reichthum des Evangeliums an Segnungen zur Beglückung der Menschheit leugnet doch wohl eigentlich Niemand. Freilich bietet es keine geheimen Mittel zur Erlangung der Güter dieser Welt, keine Mittel zur Erhöhung und Vermehrung sinnlicher Lust, keine Mittel zur Verschönerung des Lebens im Sinne des natürlichen Menschen; vielmehr veranlaßt ihn das Evangelium durch seine Gebote thätiger Menschenliebe zu

mannigfacher Verminderung seiner Habe, es weiset durch sein strenges Gebot von der Heiligung des Herzens die Sinnenlust in ihre äußersten und engsten Grenzen zurück und bereitet durch seinen heiligen Ernst dem sorglosen, bequemen Weltleben manche unangenehme und ärgerliche Stunde. Aber dafür öffnet es doch seinen unendlich reichen Licht- und Kraft- und Trostquell für Alle, die da fragen: Wohin sollen wir gehen? Was muß ich thun, daß ich selig werde? Das Evangelium bildet doch eben in seinen Bekennern das Gottesreich auf Erden und macht dieselben reich in Gott, als die, obwohl sie Nichts inne haben, doch Alles haben, die, obwohl sie arm sind, doch Viele reich machen, die, obwohl das Leben sie traurig machen will, doch allezeit fröhlich sind, als Solche, die um der mancherlei Noth und Anfechtung willen einem zerschlagenen Rohre gleichen, und doch nicht zerbrechen, einem glimmenden Dochte, und doch nicht verlöschen. Warum baut sich nun dieses Gottesreich so schwer auf? Warum wollen sich so Viele, die der Hülfe so dringend bedürftig sind, doch nicht helfen lassen! Wo sind die Glieder dieses Gottesreiches? Es können es doch nicht Alle sein, welche in der äußern Zahl der Christen mitzählen!"

„Das könnte ich Euch wohl sagen," rief Schulenburg eifrig aus. „Es liegt an der gar zu armseligen Kenntniß von Gottes Wort in den Gemeinden, und, nehmt mir's nicht übel, Herr Pfarrer Ebert, zu allermeist an den Leuten mit dem hölzernen Schwerte

und der ausgetrockneten hölzernen Seele auf den Kanzeln, die wohl die Länge und die Breite und die Tiefe der fünf Wunden Christi auf das Genaueste ausrechnen, aber die eine große Wunde der ganzen Menschheit, das Elend in unserer Sünde, zugedeckt lassen oder mit falschem Pflaster überstreichen. Und dann eben deshalb liegt es an der wahrhaft erschrecklichen Unwissenheit, in welcher die meisten Menschen in Bezug auf ihr eignes Herz und inneres Leben sich befinden, es liegt an der geistigen Trägheit und Schwerfälligkeit der Seele, wenn es gilt für Gott zur Hand zu sein. Seht nur die Angst und den Jammer an, der die Leute bis zur Verzweiflung niederdrücken kann, seht nur die Leichtigkeit, mit welcher sich das Herz zu jeder Sünde verführen läßt, die tiefe Versunkenheit in die niedrigen, gemeinen Lüste der Welt, die Rathlosigkeit und Trostlosigkeit schon in der allerkleinsten Prüfung, und Ihr sehet, daß das arme Volk von allen Segnungen des Christenthums auch noch nicht eine einzige hat. Wie kann da das Gottesreich wachsen! Steht nicht das arme, bethörte Volk, trotz dem, daß es zur Christenheit gezählt wird, noch außerhalb des Reiches Gottes?"

„Ja," sprach Arndt mit betrübter Seele. „Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geiste, sonst kann er nicht in das Reich Gottes kommen."

„Da Ihr einmal davon redet," sagte Schulenbnrg, „darf ich Euch fragen, wie diese Wiedergeburt

aus dem Wasser und dem Geiste zu verstehen sei? Aus dem Wasser, — geht das auf die heilige Taufe?"

„Ohne Zweifel," antwortete Arndt. „Wenn das Evangelium im eigentlichen Sinne von der Taufe redet, so versteht es darunter die durch's Wasserbad geschehende feierliche Einweihung und Aufnahme in die Gemeinschaft Derer, welche Christum als ihren Heiland und Seligmacher erkennen."

„Haltet mir nur einen Einwand zu gut," fuhr der alte Soldat fort. „Nach dieser Erklärung müßte also Jedermann, der getauft wird, schon den Glauben haben und in der seligmachenden Kraft des Evangeliums schon unterrichtet sein. Und wenn ich an den Befehl des Herrn denke: Gehet hin und lehret alle Heiden und taufet sie! — und an das Wort: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden! — so wird es mir immer deutlicher, daß wer sich auf Christum taufen ließ, Christum schon mußte erkannt haben, daß also die Taufe eigentlich nur das Siegel des Glaubens an den Herrn sein sollte! Wie stimmt nun das mit der Kindertaufe zusammen?"

„Euer Einwand ist allerdings richtig, mein edler Freund!" antwortete Arndt. „Aber, trotzdem daß die christliche Kirche um des äußern Bandes willen, welches eine christliche Gemeinde auch als eine bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, die Kindestaufe eingeführt hat, wird die Kraft dieses heiligen Sacramentes nicht gebrochen oder aufgehoben, — vielmehr

ist die Taufe der Anfang der Wiedergeburt. Durch die heilige Taufe wird das Kind zuerst in die äußere Gemeinschaft der Christen aufgenommen und erhält dadurch gewissermaßen das Eintrittsrecht in's Gottesreich; aber die äußere Taufe macht den Menschen noch nicht zu einem wirklichen Gliede dieses Reiches. Wasser thut's freilich nicht, sagt unser Luther, sondern das Wort, so mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, so solchem Worte Gottes im Wasser trauet. Wo die Taufe nicht die Wiedergeburt angefangen, und der heilige Geist diese nicht vollendet hat, da fällt die erste Verantwortung auf die Aeltern und Taufzeugen, und die zweite auf die Getauften selbst."

„Wie meint Ihr das?" fragte Schulenburg mit erhöhter Theilnahme.

„Wenn die Aeltern," fuhr nun Arndt fort, „ihr Kind durch die heilige Taufe auf das Bekenntniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes verpflichten lassen, so sprechen sie dadurch nicht allein vor Gott und Menschen aus, daß sie selbst in diesem Bekenntnisse stehen und leben, und dulden, tragen und kämpfen wollen, sondern sie verpflichten sich auch vor Gott, daß sie ihr Kind in diesem Bekenntnisse auferziehen wollen. Und wenn die Taufzeugen im Namen des Kindes das Gelübde der Treue auf diesen christlichen Glauben ablegen, so geloben sie ja darin vor Gott mit einem heiligen Eide, daß sie dafür, daß dies Kind einst ein wahrhaftes Glied des Reiches Gottes werden soll, in soweit Bürgschaft leisten wollen, als

sie selber nicht müde werden wollen, für die Rettung der Seele des Kindes zu sorgen. Die Wiedergeburt eines Menschen beginnt von der Zeit seiner Taufe an, durch die Sorge der Gläubigen; sind nun aber Viele von Denen, die auf Christum getauft sind, doch keine Glieder des Gottesreiches, so ist es eben nur darum, daß der heilige Geist die angefangene Wiedergeburt nicht vollendet hat. Und die Verantwortung dafür fällt dann auf die Getauften selbst."

„Laßt mich," fiel hier Schulenburg ein, „eine unverständige Frage thun. Wenn ich auch nicht, wie einst einige Christen zu Ephesus, sagen kann: Ich habe nie gehört, ob ein heiliger Geist sei, so möchte ich doch Euch fragen, was der heilige Geist eigentlich thut?"

„Darauf," erwiederte Arndt freundlich, „kann Euch Niemand besser, als unser Luther, Antwort geben. Der heilige Geist berufet die Menschen zum Eintritte in's Gottesreich; er erwirkt in des Menschen Seele das Verlangen nach einer Seligkeit bei Gott dadurch, daß er die Aengstlichkeit und Unzureichenheit des irdischen Lebens sie kennen lehrt. Er sammelt die Menschen zum gemeinsamen Eintritte in's Gottesreich; er führt die erlösungsbedürftigen Seelen alle zusammen, eben durch das gemeinsame Bedürfniß, damit sie sich gegenseitig helfen und fördern und eine sichtbare Gemeinde des Herrn bilden sollen. Er erleuchtet die Menschen zu ihrem Eintritte in's Gottesreich; er läßt sie den wahren Zu-

stand ihres Herzens, er läßt sie die Hülfe erkennen, welche ihnen eigentlich noth thut, er giebt ihnen das rechte Verständniß des Evangeliums und schließt die innere Wahrheit der Erlösung auf, welche durch Jesum Christum geschehen ist. Der heilige Geist heiliget die Menschen auf ihrem Wege zum Gottesreiche; er reißt die Seele immer mehr von den Banden des sinnlichen und sündlichen Lebens los, er zerstört das natürliche und gottesfeindliche Wohlgefallen an der Lust der Welt, und legt dafür die süße Liebe zu Gott und seinem Worte, und die Seligkeit eines Friedens mit Gott in's Herz. Und er erhält diese Alle, die er berufen, gesammelt, erleuchtet und geheiligt hat, in der Gemeinschaft des Glaubens an Christum; er schlingt das unsichtbare Band der Kindschaft bei Gott um alle Seelen auf Erden, wie im Himmel, welche die Erlösung durch Christum gefunden haben, er erhält sie, wie sehr sie auch sichtbarlich getrennt und zerstreut leben mögen, doch Alle in Einer Gemeinde des Herrn und weihet sie dadurch zu eigentlichen Gliedern des Gottesreiches, daß sie nicht wieder abfallen mögen. Und das sind die Wiedergebornen."

„Und dies Alles," setzte Pfarrer Ebert hinzu, „nicht durch äußere Macht und Gewalt, durch keinerlei Zwang!"

„Nimmermehr," versicherte Arndt. „Die Gnade Gottes wirket frei. Sonst wäre ja die heilige Taufe ein Sicherheits-Brief zum unabweislichen Eintritt

in's Gottesreich auch für Den, der keine neue Creatur in Christo würde; sonst müßten ja alle auf Christum Getaufte ohne Weiteres selige Kinder Gottes sein, und die Kindertaufe wäre ja in des Priesters Hand ein wahres Gottesgericht und Gotteswerk. Der heilige Geist wirket frei wie die Gnade Gottes, nach dem bildlichen Ausdrucke unseres Herrn: Der Wind bläset, wo er will und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist."

„Dies Wort ist mir noch dunkel," sagte Schulenburg. „Das klingt so geheimnißvoll, daß man sich gar nicht recht getrauet, es erklären zu wollen!"

„Nicht doch, mein theurer Freund, entgegnete Arndt lächelnd. „Ein Mensch wird wiedergeboren, obgleich er den Weg seiner Wiedergeburt weder mit den Augen seines Leibes noch seines Verstandes überschauen kann und es nicht begreift, wie Solches eigentlich zugegangen ist."

„Sollte das wirklich nicht möglich sein?" sagte der alte Soldat

„Gewiß nicht!" antwortete der Hausherr. „Wisset Ihr denn, wie nur die natürlichen Gedanken in's Herz kommen? Wisset Ihr, wohin sie Euch führen werden? Unmöglich! die Gedanken sind plötzlich da und erfüllen und regieren die Seele. Also wirket auch der heilige Geist. Wir können wohl das Schicksal, das Ereigniß unseres Lebens nennen, in welchem

und seit welchem es besser mit uns geworden ist, ja wir können oft sogar die Stunde bezeichnen, in welcher es plötzlich hell in uns geworden und die Binde von unsern Augen gefallen ist, — aber das ist auch Alles. Wer will den Weg seiner Gedanken verfolgen, bis er auf den ersten zurückkommt? Und wer will, auch wenn er den ersten Gedanken gefunden hätte, nachweisen, wie, auf welche Weise, aus welcher Quelle eben dieser erste Gedanke in's Herz gekommen ist? Das Wirken des heiligen Geistes ist demnach geheimnißvoll, obgleich frei; Niemand vermag zu beschreiben, wie er wiedergeboren worden ist; er weiß nur, daß er es ist, und das ist Alles. Wer möchte auch so kühn, so verwegen sein, die Wege Gottes und seines heiligen Geistes in ihrem Anfange und Ende erklären zu wollen? Wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen? — Klingt euch, mein edler Herr, das Wort unseres Herrn zu Nicodemus, nun noch so geheimnißvoll, daß es Euch unverständlich bleibt?"

„Nein!" versicherte dieser ernst und setzte hinzu: „Ich habe auch zugleich auf's Neue erfahren, daß nur Der, welcher selber wiedergeboren ist, Andern erklären kann, was die Wiedergeburt ist. Ich kann es nun recht wohl begreifen, warum die Menschen Euch einen Schwärmer, einen Enthusiasten, einen Weigelianer heißen. Sie sind gerade, wie Nicodemus, und können sich nicht in die Tiefe eines wiedergeborenen Herzens versetzen,

und nennen Thorheit, was ihnen selber noch unerschlossen ist!"

Hier trat eine tiefe Stille ein, welche der Pfarrer endlich dadurch unterbrach, daß er aufstand und sprach: „Was gäbe ich darum, könnte ich wenigstens allwöchentlich einen solchen Abend erleben. Nehmt, theuerster Herr Amtsbruder, meinen und meines Freundes besten Dank für Eure freundliche Aufnahme und noch mehr für Euer erbauliches Wort. Wenn meine Kirchkinder nur halb so erleuchtet und erwärmt aus meiner Predigt gingen, als wir von Euch, ich wäre ein glücklicher Mann!"

„So wollt Ihr wirklich," fragte die Hausfrau, „zu so später Nachtzeit uns verlassen? Bleibt doch bei uns, liebe Herren! Können wir Euch auch keine vornehme Herberge bieten, so doch ein geruhiges Gemach. Die Nacht ist keines Menschen Freund; so bleibet bei uns!"

„Leider," entgegnete Paul Reitze, der Geheimschreiber, ist in jetziger Zeit der Tag noch weniger des Wanderers Freund, als die Nacht. Eben unsere Sicherheit erfordert es, daß wir in der Nacht kommen und gehen!"

„Sagt einmal, Herr Geheimschreiber," fiel der Herr von der Schulenburg in fast vertraulichem Tone ein, „Ihr seid Eurer Sprache nach kein Braunschweiger. Darf ich fragen, aus welchem Lande Ihr seid?"

„Ich bin aus Sachsen, gnädiger Herr!" antwor-

tete Reitze. „Ein kleines erzgebirgisches Städtchen ist mein Geburtsort!“

„Das dachte ich mir doch bald!“ rief Schulenburg aus. „Eure Sprache hat so etwas Herzliches und Gutmüthiges, wie man's nicht unter unserm Volke findet. Das lautet Alles, als fänget Ihr in Eurem Herzen dazu. Das mag auch von Euren Bergen kommen, von den edlen Adern in Euren Bergwerken. Nehmt nun eine zweite Frage auch noch so freundlich auf. Ihr sprechet von der großen Gefahr, in jetziger Zeit des Tages auf der Landstraße nach Wolfenbüttel zu wandern. Es ist schlimm genug, daß Ihr Recht habt, und obgleich Ihr des Herzogs Geheimschreiber seid, so werdet Ihr doch es von Herzen mit mir beklagen, daß der durchlauchtigste Herzog gegen unsere Stadt so feindselige Maßregeln hat einschlagen müssen. Man spricht viel von dem großen Damme an der Oelper-Mühle, der die Ocker stauen und in die Stadt zurücktreiben soll. Verrathet Ihr ein Geheimniß, wenn Ihr uns davon etwas Genaueres mittheilt?“

„Nein, edler Herr!“ antwortete Paul Reitze. „Die Sache wird, und muß ja so öffentlich betrieben werden, daß von den Thürmen dieser Stadt aus Alles übersehen werden mag. Der Damm ist nun allerdings fertig, da etliche Tausend Menschen mehrere Tage lang Tag und Nacht daran gearbeitet haben, trotzdem daß das Geschütz von den Mauern dieser Stadt sie davon vertreiben wollte. Der Damm

ist vier und zwanzig Werkschuh hoch, und so berechnet, daß er das Wasser bis in das oberste Stock der größten Häuser zurücktreiben kann; er ist an fünfzehnhundert Schuh lang und einhundert und zwanzig Schuh breit, und hat eine Brustwehr von fünf Schuh in der Dicke. Unten am alten Arme der Ocker ist ein zweiter Damm errichtet, der an vierzig Schuh hoch ist. Der Raum zwischen beiden Dämmen ist mit Thon und Ockergrand ausgefüllt, und von beiden Seiten nach Vorn und Hinten mit Pfählen und Faschinen verwahrt. Welch vesten Halt diese haben müssen, könnt Ihr daraus abnehmen, daß an sechshundert Fuder der stärksten Ruthen dazu verwendet worden sind. Auch ist an der Seite zwischen der ölper Schanze und dem Damme eine, sechs und dreißig Schuh hohe Schleuse angebracht, deren vier Schutzbreter auf- und zugezogen werden können, und worüber eine Brücke für Reiter und Wagen gelegt ist!"

„Das lautet ja schrecklich!" rief Schulenburg aus. „Der Herzog hat also nichts Geringeres im Sinne, als die Stadt mit Mann und Maus zu ersäufen!"

„Glaubet mir," sagte der Geheimschreiber, „daß der edle Herzog nur schwer an die Ausführung dieses Werkes gegangen ist, und es zuletzt nur gethan hat, weil er sah, daß die Stadt durchaus nicht zum Gehorsam zu bringen ist. Auch mag ich es Euch nicht verhehlen, daß mir selbst das Herz dabei blutet, wenn ich an die Noth und den Jammer denke, der in Kurzem über die unglückliche Stadt kommen wird. Viel-

leicht schon morgen wird der Herzog Befehl geben, die Schleusen zuzusetzen. Ja, daß ich nichts verhehle: ich bin deshalb heute noch aus gut meinendem Herzen zu Euch gekommen, ehrwürdiger Herr Arndt. Euer Wort hat eine gewaltige Kraft; vielleicht daß es Euch gelingt, den Rath und die Bürgerschaft noch zur Nachgiebigkeit gegen den Herzog zu bestimmen und die große Gefahr abzuwenden!"

„Ach wie gerne thäte ich das, wenn ich's vermöchte!" entgegnete Arndt. „Mein Wort gilt wenig oder nichts bei den aufgeregten Gemüthern. So sehr der Rath und die Bürgerschaft mit einander im Streite liegen, so sind sie doch beide darin einig, dem edlen Herzoge zu trotzen. Noch gestern, als ich zu einigen Bürgern über die nahende Gefahr redete, spotteten diese darüber und sagten: Das Wasser würde ihnen vielleicht ein wenig in die Pantoffeln laufen oder wohl auch die Mäuse in ihren Löchern ertränken, und dafür würden sie dem Herzoge noch dankbar sein. Und als ich gegen einen Rathsverwandten Friedensvorschläge zu thun wagte, wurde mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, ob ich nicht vielleicht in heimlichem Dienste des Herzogs stehe. Glaubet mir, lieber Herr, in solcher bösen Zeit, wo die Leidenschaften glühen, ist des Predigers Wort eine Stimme in der Wüste. Ich meine auch, der Herr hat unserer Stadt diese aufgehende Noth lange behalten! Gott gebe, daß durch leibliche Trübsal das Herz in seiner Hoffart gebrochen und seinem Gott

und Herrn unterthan werde. Ich kann in solcher Trauerzeit nichts thun, als still mit tragen und die Trauernden trösten!"

„Gott wende Alles zum Besten!" rief hier der Pfarrer Ebert aus. „Lasset aber mir, ehrwürdiger Herr Amtsbruder, und meinem lieben Freunde die trostreiche Zuversicht, daß wir, obgleich der unglückselige Streit zwischen unserm edeln Herzog und der Stadt Braunschweig uns gewissermaßen als Feinde gegenübergestellt, doch von Herzen Freunde und Genossen in dem Herrn und seiner Werke bleiben werden. Lasset uns mit dieser Hoffnung als dankbare Gäste und Fremdlinge Euch verlassen!"

„Wie arm und elend wäre der Herr und sein Wort," sagte Arndt, „wenn es nicht über allen Streit der Menschen wie eine Friedensfahne sich ausbreitete und sie Alle unter seinem heiligen Schutze versammelte. Lasset uns scheiden mit dem Gesange der Engel über des Heilands Geburt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Hierauf nahmen die beiden Freunde mit herzlichem Händedruck Abschied und verließen fast gegen die Mitternachtsstunde das gastliche, stille, friedliche Pfarrhaus.

Capitel 3.

Der Tod des Sünders.

Ich will nun gerne sterben, nachdem
ich dein Angesicht gesehen habe.
1. Mos. 46, v. 30.

Es war am 26. November um die Mittagszeit, als Arndt, der eben mit den Seinen sich zu einem einfachen Mahle niedersetzen wollte, von der Magd benachrichtet wurde, daß ein Bürger sehr dringend mit ihm zu sprechen wünsche. Augenblicklich begab sich der Seelsorger zu dem harrenden Manne, und ihn erblickend, rief er aus: „Meister Bossen, Ihr seid es! Was führt Euch zu mir?“

„Diesmal fremde Noth, ehrwürdiger Herr!“ antwortete Bossen. „Ich komme eben von Sanct Leonhardi, wohin mich ein Kranker oder vielmehr ein Sterbender hat rufen lassen: Meister Zacharias Lüders, der Knochenhauer von der Ritterstraße.“

„Was sagt Ihr?“ rief Arndt erschrocken aus. „Redet Ihr von Lebenden oder von Todten? Ist nicht Meister Lüders am Tage des Ueberfalls als erstes Opfer gefallen?“

„Das hat man allerdings allgemein geglaubt,“ berichtete Meister Bossen; „aber der unglückliche Mann hat sich, nachdem die Herzoglichen in die Stadt eingedrungen waren, mühsam wieder erhoben und sich, fast auf Händen und Füßen bis in das nahegelegene Siechenhaus geschleppt. Dort haben die armen, kranken Leute, die selber so hilfsbedürftig sind, sich seiner angenommen. Die ihm vom Trompeter Jürgen beigebrachte Wunde ist zwar tief eingedrungen, scheint aber nicht die edelsten Theile getroffen zu haben. Kurz, der arme Mann hat sich diese sechs Wochen lang zwischen Tod und Leben erhalten; aber nunmehr scheint es allerdings, daß seine letzte Stunde bald, wohl heute noch schlagen wird. Er hat nun nach Euch dringend verlangt, und bittet, so er dessen würdig wäre, noch um das heilige Abendmahl! Die Noth ist allerdings groß, und die Hilfe könnte zu spät kommen!“

Noch ehe Meister Bossen ausgeredet hatte, war Arndt schon fertig, ihn augenblicklich zu begleiten; und Beide nahmen ihren Weg nach dem Aegidienthore, vor welchem das Siechenhaus St. Leonhardi lag.

„Wie kommt aber Ihr dazu, Meister Bossen, daß Ihr Euch des Mannes annehmet?“ fragte der Pfarrer.

„Die Hand des Herrn hat mich hingeführt," antwortete der Hutmacher. „Ich wurde diesen Morgen von dem Krankenwärter aufgesucht, weil mich Jemand zu sprechen wünsche. Als ich nun hinaus komme, und in dem Kranken den Meister Lüders erkenne, fährt ein Schreck durch meine Glieder; denn ich hielt diesen Mann für todt. Nun erfuhr ich freilich, wie Alles geschehen war!"

„Ihr sagt," warf Arndt ein, „die Hand des Herrn habe Euch hinausgeführt; wie meint Ihr das?"

„Ich hätte," antwortete Bossen, „freilich lieber sagen sollen: das erwachte Gewissen des Sünders. Ich gehörte, wie Euch, ehrwürdiger Herr, vielleicht bekannt geworden ist, zu den fünf Bürgern, welche an jenem unheilvollen Sanctgallitage die Wache am Aegidienthore hatten. Meister Lüders war immer — daß ich's sagen muß, thut mir herzlich leid, — ein Verächter von Gottes Wort gewesen und verbrachte seine Zeit nur mit Trinken und Spielen. Auch an jenem Unglückstage trieb er mit Gott und mit seinem heiligen Wort sündhaften Spott und höhnte mich, daß ich anders dachte, als er. Nun traf ihn mitten in der Finsterniß seiner Seele der Todesstreich; aber es scheint, als ob die Gnade Gottes ihn nicht habe wollen verloren gehen lassen. Viele Wochen lang hat er besinnungslos im Siechenhause gelegen, bis vor etwa vierzehn Tagen; da soll sein erstes Wort ein schmerzlicher Ausruf zu Gott um Gnade und Vergebung seiner Sünden gewesen sein. Da hat er auch

heute früh meiner sich erinnert und herzlich nach mir verlanget, und als ich ihn fragte, ob er sich nicht mit seinem Gott versöhnen wollte, hat er mit Thränen im Auge Euch genannt, lieber Herr!"

Die Beiden standen jetzt am Eingange des Siechenhauses, wo der Wärter bereis ihrer harrte. Dieser führte sie eine Treppe hoch in ein kleines Gemach, wo in einem Bette sich der Sterbende befand.

Welch ein Anblick! Der sonst so starke, rüstige Mann war bis zum Skelett abgezehrt und nur noch mühsam wiederzuerkennen. Sein Athem war kurz und ängstlich, und in seinen welken, schon halb erloschenen Augen drückte sich die Angst seines Herzens so deutlich aus, daß Arndt von dem innigsten Mitleide ergriffen wurde.

„Ihr habt," fragte er ihn, „nach mir verlangt, Meister Lüders?"

Der Kranke nickte ein wenig mit dem matten Haupte, reichte die Hand und sagte dann: Ehrwürdiger Herr, ist es noch Zeit?"

„Wozu?" fragte Arndt.

„Mich mit Gott zu versöhnen," antwortete der Kranke.

„O gewiß!" versicherte Arndt freundlich. „Wenn Euch Eure Sünden herzlich leid thun und Ihr Glauben habt an Jesum Christum, so wird es auch noch für Euch, wie für alle reuige Sünder, Gnade geben!"

„Ich habe in meinem Leben viel Böses gethan," fuhr nun Lüders fort. „Vieles mit Widerstreben gegen

Gott, Vieles auch in meiner Unwissenheit und Thorheit, was ich erst jetzt einsehe. Sagt mir, was muß ich thun, daß ich selig werde?"

„Buße thun und an das Evangelium glauben," antwortete Arndt!"

„Herr," sagte der Kranke, „ich weiß nicht, was Buße thun heißt!"

„Vielleicht verstehet Ihr's doch," entgegnete Arndt im herzlichen Tone. „Sagt mir, erkennet Ihr's, daß Euch Gott in Eurem Leben viel und große Wohlthaten gethan hat?"

„Ach ja," antwortete Lüders. „Ich habe zwar lange genug daran gezweifelt, aber in dieser meiner Krankheit ist mir's klar geworden. Was ich als einziges Verdienst meiner Hände Werke angesehen habe, mag wohl nichts als Wohlthat Gottes gewesen sein."

„Und meint Ihr, daß Ihr dieser Wohlthaten aller würdig gewesen seid?" fragte der Pfarrer.

„Wohl nicht," antwortete der Kranke zögernd.

„Also," fuhr Jener fort, „erkennet Ihr Eure Unwürdigkeit an? Das heißt, Ihr verleugnet Euch selbst, Ihr hasset Euch selbst, und Ihr nehmet Euer Kreuz auf Euch und folget Christo nach?"

„Ich verstehe nicht Alles, was Ihr sagen wollt," entgegnete Lüders; „aber was Ihr von dem Kreuze redet, das ist wahr. Es ist mir oft sehr schlecht ergangen; ich bin oft krank gewesen, schlechte Menschen haben Uebels von mir geredet, es ist mir nicht immer leicht geworden, mein tägliches Brot zu verdienen,

ich habe viel Aerger und Verdruß gehabt und habe vielfachen Schaden erlitten. Aber ich habe es immer so hingehen lassen und bin niemals klagbar geworden bei der Obrigkeit."

„Armer Mann," rief Arndt schmerzlich aus, „und das nennt Ihr: Euer Kreuz auf Euch nehmen und Christo nachfolgen? Die weltliche Trübsal und Widerwärtigkeit ist das Geringste am Kreuze Christi; auch möchtet Ihr an allen Dem, worüber Ihr klaget, weniger unschuldig sein, als Ihr meint, wenn Ihr die Sache ehrlich untersucht. Das rechte Kreuz Christi ist die innerliche Reue und Buße und die Tödtung des Eigenwillens; jedes Leiden, das man um Christi willen auf sich nimmt, das ist Christi Kreuz. Habt Ihr nun in den Tagen Eurer Krankheit still und geduldig ausgehalten um Christi willen? Habt Ihr Euren Feinden und Widersachern vergeben, Eure Verleumder mit Sanftmuth getragen, Eure tägliche Arbeit fleißig und freudig verrichtet, Alles um Christi willen? Habt Ihr die Trübsal, die Euch getroffen hat, als eine strafende Gnade Gottes hingenommen, die zu Eurer Besserung dienen sollte? Habt Ihr es Euch gesagt, daß alle Leiden, die Euch getroffen haben, um Eurer Sünde willen noch viel zu klein und gering gewesen sind?"

Lüders schwieg auf diese Frage und blickte tiefsinnend vor sich hin.

„Ihr verstandet es nicht," fuhr Arndt fort, „was es heiße: Sich selbst verleugnen und sich selbst hassen.

Nun das heißt: seinen eignen Willen brechen, seine Eigenliebe besiegen, nicht seine eigene Ehre suchen, und sich zu gering halten aller Treue und Barmherzigkeit Gottes. Das heißt, seine sinnlichen Lüste und Begierden bekämpfen, alle bösen Gedanken aus dem Herzen treiben, und in Gedanken, Worten und Werken die Gebote Gottes erfüllen. Man sagt von Euch, Ihr seid ein Trinker und Spieler gewesen; habt Ihr auch nur ein einziges Mal gedacht, daß dies eine sündhafte Verwendung der Zeit ist, die leiblich und geistig Schaden bringt, und habt Ihr nur ein einziges Mal zu Euch gesagt: Ich will heute weder trinken noch spielen, weil es gegen Gottes Gebot ist, und weil ich meinen Herrn Christum lieb habe?"

„Nein, ach nein — niemals!" sagte der Kranke mit schmerzlichem Tone.

„Und warum habt Ihr's nicht gethan?" fragte Arndt weiter. „Weil Ihr niemals daran gedacht habt, daß Ihr ein sündiger Mensch seid, und daß Ihr Euer leibliches Wohlsein, Eure Rettung in Gefahr, Euer tägliches Brot nur der Gnade und Barmherzigkeit und der Langmuth Gottes verdanket, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wahre Buße demüthiget von Herzen. Denket an den verlornen Sohn, der in seiner Reue und Buße sich nicht werth achtete, daß er seines Vaters Sohn hieße, sondern wollte gern ein Knecht und Tagelöhner seines Vaters sein. Denket

an das cananäische Weib, welches, einem Hündlein gleich, sich mit den Brosamen von des Herrn Tische begnügen wollte. Denket an Petrus, der zum Herrn sprach: Gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch, und nicht werth, daß du bei mir bleibest. Denket an Paulus, der bei aller seiner Glaubenstreue und Liebe zu Christo doch sich nicht werth hielt, daß er ein Apostel heiße. Sehet mein Freund, das ist ein zerbrochnes und zerschlagenes Herz und ein lebendiges Opfer Gottes. Habt Ihr nun solches Opfer Gott dargebracht?"

„Nein, niemals," wiederholte der Kranke und faltete die Hände über seiner Brust. „Ach, warum muß ich das so spät erkennen! Herr, mir thut es in der Seele weh, wie noch niemals!"

„Das ist mir ein frohes Wort, das Ihr mir verkündigt," sagte Arndt mit freudigem Angesichte. Eure Buße wäre keine rechte, wenn Ihr nicht solchen Schmerz und Traurigkeit empfändet. Eben weil Ihr Gottes Thun an Euch als lauter Liebe und Gnade, als lauter Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erkannt habt, so fühlet Ihr's, daß Ihr mit Euren Sünden Gott beleidigt habt. Wenn uns Gott je Etwas zu Leide gethan hätte, so wär es kein so großes Wunder, wenn wir ihn hasseten. Aber so giebt er uns ja nur alles Gute: Leib und Leben, Speise und Trank, Kleidung und Obdach, und Arznei in der Krankheit; — er vergiebt uns unsere Sünden, wenn wir uns nur zu ihm bekehren wollen, er hat

uns seinen lieben Sohn geschenkt und gibt uns seinen heiligen Geist; er ist unser Vater und nimmt uns in Christo zu seinen Kindern an; — und dennoch beleidigen wir ihn und hassen ihn. Meister Lüders, sagt mir, wäre es nicht eine schandbare Bosheit, Den zu tödten, der uns das Leben gibt, Den zu schlagen, der uns in seinen Armen trägt und uns in seinem Schooße hält, Den zu verachten, von welchem wir alle Ehre haben und Den zu verleugnen, der uns als sein Kind aufgenommen hat?"

„Ach, lieber Herr," fiel der Kranke ein, „vernichtet mich nicht ganz mit Eurem Worte! Das habe ich doch zeit meines Lebens nicht gedacht, daß ich so schwer an Gott gesündigt hätte. Ach, wer giebt mir einen Trost in solcher Noth?"

„Gott selbst, mein lieber Freund," antwortete Arndt beruhigend. „Der Gott, der das Herz mit seinen Pfeilen verwundet, der heilt es auch wieder; der da tödtet, der macht auch wieder lebendig. Eben daß es Euch so schmerzlich weh thut, daß Ihr Gott, der doch das höchste Gut und die höchste Liebe ist, so sehr beleidigt habt, das ist ein Zeichen Eurer wahrhaften Reue und Buße. Ohne solche herzliche Reue und Buße gibt es keine Vergebung der Sünden. Denn wie kann die Sünde vergeben werden, welche Einem nie leid gewesen ist? Wäre es nicht ein verkehrter Handel, sich der Leiden Christi zu trösten und doch in der Sünde bleiben, um welcher willen Christus hat sterben müssen? Ohne Buße

hilft der ganze Christus nichts; denn eben die Buße ist der Anfang des Christenthums. Ihr dürfet Euch darum nicht wundern, wenn Ihr bisher das rechte, wahre Christenthum im Glauben und Leben des Sohnes Gottes für eine Thorheit und Aergerniß gehalten, und Diejenigen gehöhnt und gescholten habt, die es ernstlich damit meinen; es ist eben nur des Mangels an Erkenntniß Eurer Sünden willen, wobei Ihr nimmermehr zur Reue und Buße habt kommen können. Von allen Denen, welche das Wort Gottes gering schätzen, ist auch nicht Einer, der auch nur einmal zu sich spräche: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder!" — Versteht Ihr nun, was es heißt: Buße thun?"

„Ja, ehrwürdiger Herr," antwortete Meister Lüders, tief in sich versunken, und fuhr, als gäbe er sich selber Rechenschaft, mehr mit sich selbst redend fort: „Das ganze Herz muß anders werden und sich zu dem Herrn bekehren. Ach, warum so spät, warum erst auf dem Todesbette? Mag auch die herzlichste und schmerzlichste Reue ein ganzes in Irrthum und Sünden vollbrachtes Menschenleben aufheben und gut machen können? Wie würde ich nun jetzt leben und wandeln! Wie würde ich nun meine Arbeit thun und mich meines Gottes freuen! — Ehrwürdiger Herr, steht nicht in der Schrift, daß der Baum, welcher nicht gute Früchte bringet, abgehauen und in's Feuer geworfen werden soll?"

„Allerdings," versicherte der Seelsorger. „Und ist Euch dieß Wort ein Schrecken?"

„Ja, ein Todesschrecken!" rief der Kranke aus. „Bin ich nicht der Baum, der keine Früchte bringt? Ja, wenn Gott mir neues Leben gäbe und noch ein Jahr mir zusetzte, so könnte ich Früchte bringen; aber der Baum ist vertrocknet und halb erstorben!"

„Nein, nicht also!" entgegnete Arndt. „Der Baum, von welchem der Herr redet, ist nicht der vergängliche, zerbrechliche Leib, der im Tode stirbt und verweset, sondern die Seele. Eure Seele war allerdings vertrocknet und halberstorben, und die Gefahr, von welcher der Herr spricht, Euch nahe gekommen; aber ist nicht jetzt ein neues Leben in Euch? Ist Euer Herz nicht frisch und neu? Gleichet Ihr nicht einem halbvertrockneten, dem Ersterben nahen Baume, dessen Wurzeln plötzlich wieder neue Kraft bekommen, und dessen Zweige überall Keime und Augen ansetzen?"

„Ja," sagte der Kranke. „Es ist der Johannissaft, der in den erstorbenen Baum tritt; der mag wohl Blätter treiben, aber keine Früchte!"

„Es ist mir lieb, daß Ihr vom Johannissafte redet!" sagte Arndt mit fröhlicher Stimme. „Ist nicht eben der Johannissaft ein Zeugniß des wiedererwachten Lebens, eine Bürgschaft dafür, daß der Baum nun wirklich von seinem drohenden Tode gerettet ist? Lasset es immerhin den Johannissaft sein, mein theurer Freund; Johannes der Täufer ist ein liebes Vor-

bild für Euch. Dieser sagte: „Christus muß wachsen und ich muß abnehmen.“ Sehet, das ist Euer Bild! Je mehr Ihr selber abnehmet, je tiefer Ihr Eure Niedrigkeit fühlt und alle Hoffart und Eigenliebe, alle Gerechtigkeit, mit der Ihr Euch bisher selber gerecht gemacht habt, — je mehr Ihr dies Alles brechet und Euch demüthiget, desto mehr wächst Christus in Euch! Ach danket doch dem Herrn von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen Euren Kräften, daß noch zur Johanniszeit, zur letzten Zeit der Langmuth und Barmherzigkeit Gottes, das neue Leben in Euch erwacht ist!“

„Aber die Früchte, die guten Früchte!“ rief der Kranke schmerzlich aus. „Kann dem Himmelsgärtner ein Baum in seinem Weinberge genügen, der nur Blätter trägt, aber keine Blüthen, keine Früchte?“

„Ihr seid nicht so Früchte leer, als Ihr fürchtet,“ tröstete Arndt. „Die Schrift sagt: die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freudigkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Wohl habt Ihr nun recht, wenn Ihr meint, daß diese Früchte des neuen Herzens und Geistes in Leben und Wandel hinaustreten müssen; aber sind nicht viele dieser Früchte auch schon vorhanden in der neuen Kreatur, in dem bekehrten Herzen? Erfüllt nicht Freude an Gott und Friede und Geduld Eure Seele? Ist nicht eben die herzliche Reue und Buße eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt?“

„Ach," seufzte der Kranke, „wenn Ihr recht hättet, ehrwürdiger Herr!"

„Nicht ich habe Recht," entgegnete Arndt, „sondern das Wort Gottes, das heilige Evangelium, unser lieber Herr und Heiland, der allen reuigen und bußfertigen Sündern Gnade und Vergebung zugesprochen hat, der zu dem reuigen Schächer am Kreuze das trostvolle Wort sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" Sagt mir, mein Freund, glaubt Ihr von Herzen an Jesum Christum, daß er auch um Eurer Sünden willen am Kreuze gestorben und um Eurer Gerechtigkeit willen auferwecket worden ist?"

„Ach ja, von Grund meines Herzens!" antwortete der Kranke. „Was wäre ich für ein elender, unglücklicher, verlorener Mensch, wenn in meiner Noth nicht Christus mein Heiland und Erlöser wäre!"

„Nun sehet," fuhr der Seelsorger fort, „wenn Ihr in solchem Glauben des Sohnes Gottes lebt, wenn Ihr ganz und willig unter das Kreuz Christi flüchtet und mit Freuden und Frieden Euch sagen dürft: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — dann hat Christus auch Eure Sünden am Kreuze mit geopfert und Euch Leben und volle Genüge gebracht. Dann gilt Euch das Wort: Wer mir nachfolget, der wird nicht in Finsterniß wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Dann ist Christus die Versöhnung für Eure Sünden!"

„Ich habe nur noch," fuhr Arndt nach einer kurzen tiefen Stille fort, „zwei Fragen an Euch zu thun, ehe ich Euch das heilige Abendmahl reichen darf. Ihr hoffet Vergebung Eurer Sünden von Gott. Kennet Ihr das Wort: Vergebet, so wird Euch vergeben? Wollet Ihr allen Euern Widersachern und Beleidigern eben so herzlich und freudig vergeben, als Ihr hoffet, daß Gott Euch vergeben soll?" —

„Ach ja, tausend Mal gern!" antwortete der Kranke, während ein freudiges Lächeln über sein Todesantlitz sich ausbreitete. „Sagt meinem Gevatter, dem Trompeter Georg, der in seiner falschen Freundlichkeit mir den Tod bereitet hat, daß ich keinen Groll mehr gegen ihn habe. Ach, jetzt weiß ich's, warum er's gethan hat. Sein Herz war todt und erstorben, wie das meine; wie konnte er da wissen, daß er Böses thue? Gebe der gnädige Gott, daß der arme Mann noch lebt; vielleicht, wenn er hört und erfährt, daß ich ohne Groll gegen ihn gestorben bin, vielleicht rührt das sein Herz und bringt ihn zur bessern Erkenntniß."

„Euer Wort soll nicht verloren sein!" sagte der Pfarrer. „Ich werde, so anders Gott mir dazu behülflich ist, Euerm Mörder dies Euer Friedenswort verkündigen!"

„Wüßte ich doch," fuhr nun der Kranke fort, „daß auch alle Die, welche ich erzürnt und beleidigt habe, mir so herzlich vergeben, wie ich ihnen. Meister

Bossen," wandte er sich nun an diesen: „von allen Sünden, die ich begangen habe, drückt mich keine so schwer und tief, als die ich an Euch begangen habe. Ach, ich wußte ja nicht, was ich that. Ich schmähte den Gott, den Ihr anbetetet, weil ich ihn nicht kannte; ich höhnte Eure Gottesfurcht, weil ich selber keine hatte; Meister Bossen, könnt Ihr mir vergeben?"

„Ob ich kann?" fragte der Meister. „Ach, ich bin ja Euch niemals böse gewesen. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Groll gegen Euch im Herzen gehabt habe. Ich weinte über Euch und betete zu Gott für Euch — und nun, da ich sehe, daß Gott mein armes Gebet erhört hat, nun ist mir ja selber Heil widerfahren, — nun erfahre ich's ja durch Euch, daß auch ich Frieden habe mit Gott!"

„Gebt mir Eure Hand!" bat Lüders und drückte diese mit seiner letzten Kraft. „Ach," fuhr er dann fort, „wie kann ich Euch vergelten, was Ihr mir Gutes gethan habt?"

„Es ist schon tausendfach vergolten," entgegnete Meister Bossen. „Hättet Ihr damals mich nicht so gering gehalten, so lebte ich ja heute nicht mehr. Aber daß Ihr eben, um mich zu demüthigen, wie Ihr meintet, mich in die Stadt schicktet, das entriß mich dem drohenden Tode. Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Nicht, daß ich darüber allein fröhlich wäre, daß ich noch lebe; es kann ja nur besser mit uns werden, wenn wir heimgehen zu dem Herrn, aber

daß auch mir Gott noch Zeit zur Buße und zum Wachsthum in seiner Gnade gegeben hat, das ist's, was ich Euch, als Werkzeug Gottes, ewiglich danken werde."

„Erkennet Ihr," fragte nun Arndt, „wie gut und gnädig Gott ist, wie wunderbar seine Wege sind, wie unbegreiflich seine Gerichte, und wie er doch immer Alles herrlich hinausführt? Ist nicht in seinem Reiche Alles so herrlich geordnet, daß Alles gut ist, was er thut? Ach, wie arm sind doch alle Menschen, welche den Wegen Gottes in ihrem Leben nicht nachspüren, und die wunderbare Weisheit und Gerechtigkeit nicht erkennen, mit welcher der treue himmlische Vater seine Kinder zu sich zieht! Und nun, mein Freund, noch eine Frage: Wollt Ihr Euch von nun an bis in alle Ewigkeit Christo, Euerm Herrn und Heilande weihen, und ein Glied seines heiligen Leibes werden?"

„Ja!" antwortete der Kranke; „wenn der Herr selbst mich nicht zurückweiset!"

„Das wird Er nicht thun, der gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen," sprach der Seelsorger und fuhr nun in feierlichem Tone also fort: „Gleich wie der Herr einst zu dem Kranken sagte: Stehe auf, dein Glaube hat dir geholfen! so verkündige ich es jetzt, als ein berufener und verordneter Diener und auf Befehl meines Herrn Jesu Christi, auch Euch: Stehe auf aus der Qual deiner Angst, dein Glaube hat dir geholfen! Dir sind deine Sün-

den vergeben im Namen des hochheiligen, dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!"

Stille Thränen benetzten die bleichen, abgezehrten Wangen des Kranken; aber sie waren Zeuge der Seligkeit eines Herzens, das in Christo zum Frieden mit Gott gekommen ist.

Der Krankenwärter hatte unterdeß einen Tisch vor das Bett des Kranken gebracht, ihn mit einem weißen Linnen bedeckt, ein Crucifix und zwei brennende Kerzen darauf gestellt und Brot und Wein zur Consecration vorbereitet. Eben aber, als Arndt an das heilige Werk gehen wollte, und bereits die Umstehenden zum Gebet aufgerufen hatte, erscholl auf einmal wildes, rohes Geschrei von Außen, und eine Anzahl von wohl zwanzig Reitern näherte sich dem Hause. Die Hälfte davon sprang von den Pferden und stürzte mit wildem Toben ins Haus.

„Heda! lustig!" schrie eine Stimme. „Das weiße Rößlein macht dem rothen Löwen einen Besuch! Tragt auf, was Ihr habt, und macht Eurem Gaste Ehre!"

Und bald darauf stürzten vier Männer, rohe Kriegsleute in des Herzogs Farben gekleidet, auch in das kleine Gemach, wo der kranke Lüders lag. Als sie die brennenden Lichter und den Priester in seiner Amtskleidung gewahrten, schraken sie einen Augenblick zurück und machten Miene, das Zimmer wieder zu verlassen. Aber Einer von ihnen hielt sie

zurück und sprach: „Wollt Ihr etwa vor einem Pfaffen Reißaus nehmen! Ein braver Reitersmann fürchtet weder den Teufel noch die Hölle, und hier wird nicht viel Besseres sein! Auf, heda, Pfaffe, ist Dein Wein gut? Gib ihn her, wir können ihn besser brauchen, als Du."

Und damit näherte er sich dem kleinen Tische, wo das Abendmahl des Herrn gehalten werden sollte. Arndt, für den Augenblick zitternd und zagend vor der rohen Gewalt der Kriegsleute, gewann doch bald die Macht des Wortes Gottes in seinem Herzen wieder. Mit ruhiger Würde wendete er sich zu dem Krieger und sagte: „Auch für Euch, mein Freund, soll dieser Kelch bereitet sein, wenn Ihr nach dem Mahle unseres Herrn Jesu Christi verlangt. Doch thut zuvor Eure Beichte!"

Der ruhige, fast kalte Ton, in welchem Arndt sprach, verfehlte seines Eindruckes nicht. Solche Antwort hatten sie ohne Zweifel nicht erwartet. Einer blickte den Andern verlegen an; aber es war ein flüchtiges Wehen des bessern Geistes, das bald spurlos wieder vorüber ging.

„Unsere Beichte wollt Ihr hören?" rief der Erste wieder aus. „Nun, damit können wir dienen! Ihr seid ein schurkischer Pfaffe, der die Leute betrügt. Was quält Ihr den Mann dort mit Eurem Gejammer! Laßt ihn verenden, wie er will. Behaltet Eure Schlüssel zum Himmelreich für Euch selbst, wir Andern wollen uns schon selber helfen! Das silberne

Männlein und Krüglein da, das gebt nur uns; das Andere mögt Ihr behalten!"

„Zurück!" rief nun Arndt im ernsten Tone dem Soldaten zu, der Miene machte, seine Hand nach den heiligen Gefässen auszustrecken! „Weichet von hier, ihr Gotteslästerer! Wenn ihr auch diesen Herrn hier am Kreuze verschmähet und verspottet, er ist doch euer Herr und wird euch richten am jüngsten Tage! Verloren ist die Hand und die Seele, die sich frevelnd an dem Heiligen vergreifen will."

„Das wollen wir doch sehen," entgegnete der rohe Krieger mit kalter, teuflischer Ruhe, und zog sein Schwert. Damit drang er auf den Pfarrer ein, würgte ihn mit der Linken am Halse und setzte ihm mit der Rechten das Schwert auf die Brust.

„Siehst Du, Pfäfflein, wer Du bist?" rief der Soldat lachend aus. „Meinst Du, Deine schwarze Kutte soll einen ehrlichen Kriegsmann in Furcht jagen? Beichte Du jetzt, Du pfäffischer Hund und halte Deinen Himmelreichsschlüssel bereit, sonst möchtest Du in die Hölle fahren! Beichte, dann will ich Deine Absolution mit Deinem eigenen Blute besiegeln!"

„Um Gottes willen, Barmherzigkeit!" flehte jetzt der kranke, sterbende Lüders und versuchte sich in seinem Bette aufzurichten, sank aber sogleich kraftlos, athemlos wieder zurück.

Der Krankenwärter und Meister Bossen eilten dagegen dem gemißhandelten Pfarrer zu Hilfe, und wollten ihn der rohen Gewalt des Soldaten entreißen.

Als dies die übrigen Reiter sahen, zogen auch sie ihre Schwerter und drangen auf die unberufenen Helfer ein.

„Nun Pfäfflein," fuhr der Erste fort, „wirst Du bald beichten?"

„Gebt mich zuvor frei!" bat Arndt mit halb erstickter Stimme. „Ich bin ja in Eurer Gewalt, und Ihr sehet, ich vertheidige mich nicht. Gebt mich frei, damit ich reden kann!"

Der Soldat ließ nun zwar seine Hand los, mit welcher er den Pfarrer bisher gewürgt hatte, hielt ihn aber am Priesterrocke vest und das Schwert auf seine Brust gerichtet.

„Eine Bitte habe ich an Euch," sagte nun Arndt, so ruhig er es vermochte. „Mein Leben und Alles, was ich habe, ist Euer. Findet Ihr mich des Todes werth, nun so will ich gerne sterben; es geschieht ja nicht ohne Gottes Willen. Aber zuvor erlaubt mir, daß ich diesem sterbenden Manne hier das heilige Abendmahl reiche. Habt Mitleid mit dem Sterbenden! In wenig Minuten habe ich mein Amt verrichtet; dann thut mit mir, was Euch gefällt!"

Der Soldat blickte finster und blutgierig vor sich hin. „Pfaffe," rief er aus, „Du willst Zeit gewinnen! Nichts da!"

„Thut es Kamerad!" fiel jetzt plötzlich einer der übrigen Reiter ein. „Er entgeht uns doch nicht, wenn er uns betrügen wollte. Was nützt auch eines Pfaffen Blut!"

„Nun denn, so spielet Eure Comödie!“ sagte der Kriegsmann und gab dem Pfarrer einen so kräftigen Stoß, daß derselbe fast zu Boden stürzte und sich nur mühsam an einem Stuhle noch aufrecht erhielt.

Aber der Geist des Herrn ist ein Geist der Kraft und des Muthes. Ohne daß Arndt nur einen Laut der Klage hören ließ, trat er vor den kleinen Tisch, faltete seine Hände und sprach: „Lasset uns beten!“

Der Wärter und Meister Bossen warfen sich auf ihre Kniee nieder, während der Kranke seine Hände über die Brust zusammenlegte. Die Soldaten dagegen strichen ihren Schnurrbart und spielten mit ihren Schwertern.

Arndt aber begann also:

„Herr Jesu Christe, du mein getreuer Hirt und Bischof meiner Seele, ich komme zu dir und bitte dich demüthiglich, du wollest mich durch wahren Glauben bereiten und zum würdigen Gaste dieser himmlischen Mahlzeit machen, wollest mich weiden auf deiner grünen Aue und mich zum frischen Wasser des Lebens führen und meine Seele erquicken mit dem Troste deiner Liebe und Gnade. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also rufet meine Seele, Herr, zu dir. Vor allen Dingen aber gib mir wahre, herzliche Reue und Leid über meine Sünde, hülle mich in das Kleid des Glaubens, durch welchen ich dein heiliges Verdienst ergreife und bewahre. Gib mir ein demüthiges und versöhnliches Herz, daß ich meinen Feinden von Herzengrund vergebe. Tilge

aus meinem Herzen alle Bitterkeit und Feindseligkeit, und pflanze dagegen in meine Seele Liebe und Barmherzigkeit, daß ich meinen Nächsten und alle Menschen in dir lieb habe. Ach, du lieber, treuer Arzt der Kranken, der du gesagt hast: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — siehe, ich komme beladen mit vielen Sünden! Nimm sie von mir! Reinige mich, erleuchte mich, suche mich, mache mich selig! Herr Jesu Christ, mein einiger Trost und meine Hilfe! Der du meine Krankheit hast getragen und bist um meiner Sünden willen verwundet! Du Lamm Gottes, der du trägst die Sünden der Welt, sei du meine Gerechtigkeit, meine Heiligung und meine Erlösung. Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir! Verlaß mich nicht in meiner letzten Noth, sondern hilf mir bald hin durch zum ewigen Leben! Amen."

Während dieses Gebetes war anfangs der Anführer der Reiter lärmend mit seinen großen Sporen auf und nieder gegangen; aber nach und nach ging er immer leiser und blieb zuletzt ganz stehen, und steckte sein Schwert finster und mürrisch in die Scheide zurück. Die übrigen Drei hatten dasselbe schon früher gethan.

Als nun Arndt jetzt noch sich auf seine Kniee nieder warf und das Vater unser betete, und sich dann wieder erhob, um die Consecration zu beginnen, wurde auf einmal die Thüre mit großer Hast geöffnet

und dann so heftig wieder zugeschlagen, daß das ganze Haus erschüttert ward.

Der rohe Soldat hatte das Zimmer verlassen und stürmte lärmend die Treppe hinab. Die übrigen Drei folgten alsobald auch nach.

Der treue Pfarrer hatte sich durch dies Geräusch nicht im Geringsten stören lassen, und nicht mit einem Blicke sich darnach umgewendet. Er wußte nicht, was geschehen war. Seine Seele redete mit Gott, was kümmerte ihn da des Leibes Wohl und Wehe! Als nun die heilige Communion geendet war, und der Kranke sie nur mühsam noch genossen hatte, betete Arndt weiter und sprach:

„Dank dir, herzlieber Herr Jesu Christ, daß du mich mit deinem heiligen Leib und Blut gespeiset und erquicket hast. Dank dir für deine Liebe und Treue bis zum Tode am Kreuze. Wie bin ich's werth, daß du dich meiner so gnädig erbarmet hast! Ach, mein Erlöser und Seligmacher! Lebe du in mir und ich in dir. Meine Seele ist dein! Bist du mein Leben, so ist Sterben mein Gewinn. Ich esse oder trinke, ich schlafe oder wache, ich lebe oder sterbe, siehe, ich bin bei dir und du bei mir. In diesem Glauben laß mich einschlafen, und am jüngsten Tage fröhlich auferstehen und eingehen in die ewige Freude! Amen."

Darauf legte er seine Hand auf des Mannes Stirn und sprach: Der Herr segne dich und behüte dich! der Herr erleuchte sein Angesicht über dich und

sei dir gnädig! der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden!

Als er nun die Hand zurückzog, merkte er erst, daß die Stirn kalt war, und die Augen des Kranken geschlossen. Und als er dann näher sah und prüfte, da fand er, daß der Herr den ewigen Frieden gegeben hatte. Lüders war schon während des Gebetes sanft und still gestorben, und Arndt hatte einen Todten eingesegnet.

Die große Erschöpfung, der Todesschreck der rohen Kriegsleute, die Angst um das Leben des theuren Gottesmannes, der ihn mit Gott versöhnt hatte — dies Alles hatte sein eignes Leben unerwartet schnell geendet.

„Wo sind die Kriegsleute hin? fragte nun Arndt.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete Meister Bossen, „Euer Wort, Euer Gebet hat sie vertrieben! Ihr seid gerettet!"

„Mein Wort?" fragte Arndt mit schmerzlichem Lächeln. „Dieser allein hat sie vertrieben!" fuhr er fort, und deutete auf das Crucifix. „Das Kreuz des Herrn hat solche wunderbare Macht, daß es auch seine Verächter zu Boden schlägt! Herr Jesu! Wie bin ich's armer Mensch denn werth, daß du dich meiner annimmst!"

„Kommt nun, Meister Bossen!" rief er dann diesem zu, „und begleitet mich, so Ihr wollt, in die Stadt zurück. Ich fühle mit einem Male eine große Mattigkeit in meinen Gliedern. Es ist, als hätte die

selige Freude mich leiblich niedergeschlagen! Ich glaube, Eure Stütze wird mir wohl thun!"

Noch ehe Arndt aber das Zimmer verließ, tönte von unten herauf ein großes Jammern und Weinen; und als sie durch's Fenster sahen, sprengten die Reiter im wilden Galopp davon; ein Jeder bepackt mit Betten und andern Geräthen. Die Soldaten hatten geraubt und geplündert, was nur einigermaßen Werth hatte; denn als der Krankenwärter in die untern Gemächer trat, fand er die Kranken bis auf's Hemde entblößt und auf ihrem Strohe liegend.

„Herr Gott," rief Arndt mit Thränen im Auge aus, „wirst du noch lange uns züchtigen? Soll des Krieges Gräuel das letzte Samenkörnlein deiner Furcht noch hinwegnehmen? Doch dein Name sei gepriesen, auch in Noth und Tod, und du wirst uns endlich herausreißen, und mit Ehren uns krönen!"

„Barmherziger Gott!" rief jetzt der Wärter aus. „Seht ihr die Feuersäule dort, und dort, und dort! das große Schützenhaus auf der Neustadt-Masch steht ja in Flammen! Und dort am Wendenthore die Windmühle, und dort die Gartenhäuser der Rathsverwandten! Das haben die Herzoglichen gethan! Fluch den Räubern und Mordbrennern!"

„Fluchet nicht!" sagte Arndt. „Betet lieber, daß Gott sich der verstockten Gemüther erbarme und die Hoffart in ihren Herzen breche! — Kommt nur, Meister Bossen, und reichet mir Euern Arm. Gebe Gott,

daß meine arme Anna nicht erschrecke, wenn ich so matt und kraftlos zurückkomme!"

Es war auch sonst gut, daß der Meister Bossen den von Todesangst ermatteten Pfarrherrn geleitete; denn kaum waren sie in die kleine Niederung nach dem Aegidienthore hin eingetreten, als sich gewaltige Ströme Wassers ergossen und den Weg zu einem rauschenden Flußbette machten.

Der Herzog hatte vor wenig Stunden die Schleusen zusetzen lassen, und die Ocker stauete an dem Riesendamme und trieb ihre Fluthen in die Stadt zurück. Binnen wenig Stunden war das Wasser schon so hoch angewachsen, daß keine Mühle mehr gehen konnte. Bald drang es auch in die Roßmühlen und in die Backöfen ein; und die Stadt hatte die doppelt entsetzliche Zukunft einer Wassersnoth und einer Hungersnoth!

Capitel 4.

Der kranke Seelsorger.

Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen. Wer soll dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen?

Offenb. Joh. 15, v. 3. 4.

Im Hause Arndt's sah es trüb und traurig aus. Der treue, unermüdliche Seelsorger lag krank darnieder. Die von den rohen Soldaten erlittene Mißhandlung hat wohl seinen Geist nicht beugen können, aber der Körper war dem Todesschrecken unterlegen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, und in wenig Stunden einen so gefährlichen Charakter angenommen, daß Alles zu fürchten war. Der Arzt Nebelthau wich seit zwei Tagen nicht von des Kranken Bette, eben so Frau Anna und Odilia. Auch der alte, treue Schulenburg war zugegen und suchte die weinenden Frauen zu trösten.

Der Kranke selbst konnte dies ja nicht mehr thun. Sein Angesicht brannte wie Feuer; seine Augen waren geschlossen; er schien sich nicht mehr um die Außenwelt zu bekümmern und antwortete seit vier und zwanzig Stunden auf keine Fragen, welche die bedrängte Gattin an ihn richtete.

„Stört ihn nicht," bat der Arzt. „Es thut nicht gut, in solchen entscheidenden Augenblicken mit dem Kranken zu reden!"

„Um Gottes willen," sprach die Hausfrau unter lauten Thränen, „sagt mir, wird er sterben?"

„Das weiß nur Gott," antwortete Nebelthau. „Für jetzt ist's weder zum Leben noch zum Tode entschieden. Eins jedoch gebietet mir meine Pflicht, Euch zu sagen. Wenn der Kranke nicht binnen einer Stunde ein Zeichen des wiedererwachten Lebens von sich giebt, dann kann nur Gott allein durch ein Wunder ihn retten. Länger kann der müde Leib den gewaltigen Kampf nicht siegreich kämpfen!"

„Barmherziger Gott und Vater!" rief Frau Anna mit lautem Schluchzen aus und sank auf ihre Kniee nieder, und stützte ihr Haupt auf das Bette. „Ich kann die Todesbotschaft nicht ertragen, ich sterbe mit!"

„Ich bitte Euch, um das Leben Eures Gatten willen, mäßigt Euern Schmerz," sagte der Arzt. „Stehet auf, theure Frau, begebet Euch ins Nebenzimmer; Odilia und der edle Herr von der Schulenburg werden Euch begleiten. Geht und lasset mich mit dem Kranken allein!"

„Ja kommt, liebe Mutter," bat Odilia. „Herr Nebelthau meint es gut mit Euch und mit dem armen Vater!"

Der Arzt und Schulenburg hoben nun die bis zum Tode matte Hausfrau auf und führten sie willenlos in's Nebenzimmer.

„Edle Frau," sagte Schulenburg zu ihr: „Vergesset nicht, daß Ihr Johannes Arndt's Ehegemahl seid. Sollte er, der in sich selber kein trostloses Herz kennt und in keiner Noth verzagt, sollte sein Glaube auch nicht in Euch lebendig geworden sein?"

„Ihr habt recht," antwortete die Gattin unter Thränen und mit gebrochner Stimme. „Ihr habt recht, ich muß dulden und schweigen."

„Und hoffen," setzte Odilia schnell hinzu. „Noch lebet Gott mit der Macht seiner Stärke!"

„Seid nur ruhig," fuhr Nebelthau bittend fort, „ich weiche nicht von Eures Gatten Bette und werde zurückkommen, sobald ich Euch eine Mittheilung zu machen habe!"

Darauf ging er in's Krankenzimmer zurück und schloß die Thüre hinter sich zu.

„Ihr wisset nicht, wie gut mein Johannes ist!" sagte nun die Hausfrau, deren Herz so voll war, daß sie sich aussprechen mußte. „Es sind nun über zwei und zwanzig Jahre, daß wir im Ehestande leben, und es hat in solcher Zeit auch nicht einen Tag, nicht eine Stunde gegeben, in welcher ich nicht ein durch ihn und in ihm glückliches Weib gewesen

wäre. Sein Wort und Wesen ist lauter Liebe und Güte; wie ein Johannes hat er mich zum Glauben und zur Liebe im Herrn geführt. Was ich bin, was ich hoffe, danke ich ihm!"

Der alte Schulenburg, der das menschliche Herz kannte, freute sich still, daß die Hausfrau sich in solche Erinnerung ihres vergangnen Lebens verlor; er fühlte auch, wie nothwendig es sei, das arme Weib in solchen Gedanken zu erhalten, um ihren Schmerz zu lindern.

„Ihr sagt," fragte er, „es sei schon über zwei und zwanzig Jahre her, daß Ihr in den heiligen Ehestand getreten seid?"

„Allerdings," versicherte sie. „Es war am 31. October des Jahres 1583, daß wir unsern Bund am Altare des Herrn segnen ließen. Ganz Ballenstädt war meines Glückes voll!"

„Und Ihr kanntet Ihn schon früher?" fragte Schulenburg weiter.

„Ja wohl!" antwortete sie. „Mein guter, lieber Herr war damals, als er öfters zu meinen lieben, seligen Aeltern kam, freilich nur kurze Zeit in der Schule unseres kleinen Ballenstädt angestellt. Ob wir gleich keine gemeinsame Vaterstadt hatten, so wurden doch unsere Aeltern gar sehr befreundet; nur zwischen uns Beiden wollte es zu keiner rechten Freundschaft kommen. Mein Johannes saß immer zu Hause und las in seinen Büchern und zog sich von unsern Spielen zurück; und als er darauf

auf die hohen Schulen nach Helmstädt, Wittenberg, Basel und Straßburg ging, schien es, als ob das lockere Band unserer Kindesfreundschaft völlig gelöset wäre. Ich hatte aber des stillen fleißigen Knaben nicht vergessen, und als er von Straßburg nach Ballenstädt zurück kam, erfuhr ich's auch bald, daß mein Johannes in den weiten, fremden Ländern meiner auch nicht vergessen hatte. Ich wußte es nun gewiß, daß Gott uns Beide für einander bestimmt habe!"

„Ach, theilet uns doch von dieser Zeit etwas mit!" bat der alte Soldat. „Es ist für einen alten Mann gar so erquicklich, sich an dem Glücke Anderer zu weiden!"

„Eines Tages," fuhr nun die Hausfrau in sich verloren und des Augenblicks vergessend fort, „saß ich mit meiner lieben seligen Mutter ganz allein in unserm kleinen Gärtchen hinter dem Hause. Es war ein freundlicher Sommertag; die Harzerberge lagen so still und friedlich vor uns, als schauten sie zu uns herab und freuten sich mit uns. Wir sprachen eben von der schönen Gotteserde, als plötzlich Herr Johannes vor uns stand. Er mochte unser Gespräch wohl mit angehört haben, denn er sagte zu mir: „Jungfer Wagnerin, Ihr freuet Euch der schönen Erde, und doch ist sie eigentlich so ungestaltet, hat ein grobes, hartes Gewand und ist finster und todt und dürr und kalt!" Dies Wort erschreckte mich sehr, denn das Alles hatte ich doch noch niemals gedacht. Ich faßte mir aber ein Herz und sagte: „Lieber Herr,

seht doch die lieben Berge dort an und die grünenden Auen und die fruchtbaren Bäume, ist dies nicht Alles lebendig und licht? Ja, sagte er dann, das ist die Seele der Erde, die in ihr wohnt, das edle, lebendige Element, das sein Leben nach Außen hin treibt und nimmer ruhet. Das sind die verborgenen, lebendigen Gestirne, die immer arbeiten und nicht ablassen, bis sie ihre lieblichen Früchte hervortreiben und die Blumen kleiden in ihre Farbenpracht und tausendgestaltig sich bilden und wachsen lassen, als wollten sie uns Menschen ihre inwendige Kraft und Vermögen anzeigen. Dann sagte er noch: die Gewächse treten aus der Erde, wie aus ihrer Schlafkammer, und haben abgelegt den alten Leib, und einen neuen Leib angezogen, der zart und jung und blühend ist; und nun redet ein Jedes zu uns in seiner Sprache und spricht: „Sehet, ihr Menschenkinder, ihr Ungläubigen, wir waren todt und sind lebendig geworden. Wir haben uns erneuert in unserm Ursprunge. Darum lernet von uns, daß auch ihr den alten Menschen ausziehen und den neuen Menschen anziehen sollt. Erneuert auch euch in euerm ewigen Ursprunge, welcher ist Gott, euer Schöpfer, nach welchem ihr gebildet seid.“

„Wie wahr, wie herrlich!“ rief Schulenburg aus. „Aber sagt mir, edle Frau, wie möget Ihr solches Alles so treulich im Gedächtniß behalten haben? Das lautet ja, als spräche Herr Arndt selber es aus.“

„Ich weiß selbst nicht, wie es kommt,“ antwortete

die Hausfrau. „Mir ist jedes Wort so vest und lebendig geblieben, daß ich in keinem einzigen mag gefehlet haben. Ich hörte solches Alles mit einem Herzen voll inniger Liebe an; daher mag ich's wohl so treulich behalten haben."

„Gewiß, so mag es sein," sagte hier Odilia. „Darum sagt wohl auch der Herr: Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote. Nur ein Herz, das den Herrn liebt, wird keines seiner Worte vergessen und immer thun nach seinen Geboten."

„Wisset Ihr noch mehr?" fragte Schulenburg die Hausfrau.

„Ach, ich könnte ein ganzes Büchlein schreiben," antwortete sie schnell, „wollte ich Alles berichten, was mein lieber Johannes in meine Seele niedergelegt hat. Wir sprachen noch Vielerlei über den unendlichen Reichthum der Erde und von den vielen tausend Zeugen der Liebe, Güte und Allmacht Gottes. Da sagte Herr Johannes: Die Erde sei, wie ein großes Kräuterbuch, ganz wunderbar und vollkommen geschrieben; nicht so, wie man die Kräuter in Büchern beschreibet und sie als einen todten Schatten abmalet, sondern in Gottes Buche seien es Alles lebendige Buchstaben, groß und klein, für Gelehrte und Ungelehrte, für alle Menschen in verständlicher Sprache vorgestellt! — Meine selige Mutter fragte hierbei: Wie es käme, daß sie nicht von Jedermann recht gelesen würden? Da antwortete Herr Johannes: es käme daher, daß so viele Menschen die Kräuter

und Blumen wie ein gleichgiltiges Gras betrachteten, und nicht wüßten, warum und wozu sie Gott geschaffen habe. Nur wer die Signatur der Kräuter kenne, nur der könne diese herrlichen, schönen und lebendigen Buchstaben lesen und zusammensetzen."

„Ich mag wohl recht unverständig und unwissend sein," sagte hier Odilia; „aber, liebe Mutter, mir sind das Alles noch geheime Dinge und ich verstehe nicht, was Ihr sagt."

„Es ging mir damals nicht besser," fuhr nun die Hausfrau fort; „ich blickte zu Herrn Johannes auf, wie ein Schüler zu seinem Lehrer. Und da auch mir das Kräuterbuch Gottes ein unleserliches Buch war, so bat ich den lieben Lehrmeister, er möge mich doch lesen lehren. Und nun sagte er mir: Es fänden sich an jedem Kraute und an jedem Blümlein besondere Zeichen, welches eben die lebendige Handschrift und Ueberschrift wäre, womit der weise und gütige Gott ein jedes Kraut nach seiner verborgenen Kraft gezeichnet habe, und zwar so künstlich, so wunderbar, so zierlich, daß kein Künstler unter den Menschen es nachmalen könne. Ja, sagte er, es giebt Kräuter und Blumen, welche durch ihre äußere Form und Gestalt die Kraft anzeigen, die in ihnen vorhanden ist. Eins sei gestaltet, wie ein Haupt, das Andere wie ein Auge, das Dritte wie ein Zahn, und wieder Andere wie ein Zunge, wie eine Hand, wie ein Fuß, wie ein Herz, ja sogar wie eine in's Fleisch geschlagene Wunde, als ein rechtes Wunderkraut und Balsam.

Jungfer Wagnerin, sagte er dann zu mir, so oft Ihr auf eine grünende und blühende Aue tretet, so habt Ihr unter Euren Füßen Eure Speise und Arznei. Denn in dem allergeringsten Samenkorn und Gräslein, welches Ihr vielleicht gering und unnütz achtet, ist eine viel größere Weisheit Gottes, und eine viel wunderbarere Kraft und Wirkung eingeschlossen, als Ihr ergründet möget, denn Gott hat nichts Unnützes geschaffen; und was wir armen Menschen wissen, ist noch nicht der tausendste Theil von den Geheimnissen Gottes in seinem Weltbuche."

„Doch, mein Herr und Gott!" unterbrach sie sich plötzlich selbst und stand auf. „Bin ich nicht ein ungetreues Weib und vergesse ganz, daß mein treuer Johannes zwischen Tod und Leben schwebt! Haltet mich nicht zurück, edler Herr! Ich kann's nicht länger ertragen, ich muß meinen lieben Herrn wiedersehen."

„Vertrauet doch unserm braven Nebelthau," bat Schulenburg. „Er hat uns doch gesagt, daß er augenblicklich Mittheilung machen will, wenn irgend Etwas sich ereigne. Gedenket daran, daß, wie lieb und treu Ihr es auch meinet, doch jetzt im entscheidenden Augenblicke dem Kranken die ungestörteste Ruhe nöthig ist."

„Aber, wenn er stirbt," fuhr Frau Arndt unter neuem Weinen fort, „und ich bin fern von ihm! Ist es nicht grausam, das Weib von dem sterbenden Manne zu verweisen?"

„Herr Arndt wird nicht sterben!“ entgegnete Schulenburg mit vester Zuversicht.

„Ach, lieber, edler Herr,“ rief die Hausfrau bewegt aus, „wisset Ihr das gewiß?“

„Ich hoffe es zu Gott!“ antwortete der alte Mann. „Das Werk, zu welchem Herr Arndt auf Erden berufen ist, ist noch lange nicht vollendet; die Christenheit hungert und dürstet noch zu sehr, als daß Der sterben könnte, welchen Gott zur Abwehr dieser Theurung gesandt hat. Glaubt nur, edle Frau, Gott thut nichts halb.“

„Ach, wie köstlich lautet das!“ sagte die Gattin. „Aber laßt mich nur einen Blick nach dem Bette meines lieben Johannes thun! Laßt mich nur sein Angesicht wieder einmal sehen! Ich werde nicht klagen; kein Wörtlein, kein Seufzer soll über meine Lippen gehen. Seid barmherzig, Herr, und haltet mich nicht länger zurück.“

„Nun, so erlaubt zuvor,“ erwiederte Schulenburg, dem das ängstlich besorgte Treiben und Drängen der Hausfrau zu Herzen ging, — „erlaubt zuvor, daß ich Herrn Nebelthau ein Zeichen gebe.“

Er stand nun auf und begab sich zu der verschlossenen Thüre und klopfte leise an. Bald trat der junge Arzt heraus.

„Um Gottes willen, wie steht es?“ rief ihm die Frau Arndt entgegen.

„Ich denke gut,“ antwortete Nebelthau. „Seit

etwa fünf Minuten haben sich einige Zeichen eingestellt, die eine günstige Wendung der Krankheit andeuten!"

„Ist er wach?" fragte Frau Arndt mit ängstlicher Freude weiter. „Hat er nach mir verlangt?"

„Nein," sagte der Arzt. „Er hat seine Augen noch nicht geöffnet; aber sein Athem ist leichter, der Puls geht ruhiger, die fliegende Röthe seiner Wangen tritt zurück; wenn Gott ferner hilft, und ich glaube es, so wird sich bald der Sieg zum Leben entscheiden."

„Ach, du treuer, lieber, barmherziger Gott und Vater!" rief die Gattin aus und weinte laut. „Mir will die Freude die Brust erdrücken."

„Ich bitte Euch," bat der Arzt, „mäßigt Euch! Vergeßt nicht, daß Gott, der Herr, Alles thut."

Darauf gab er dem alten, tröstenden Freunde ein heimliches, flüchtiges Zeichen, aus welchem Schulenburg richtig die Bitte deutete, die Hausfrau im Gespräche zu fesseln und sie dadurch vom Besuche des Kranken abzuhalten, und ging dann in's Krankenzimmer zurück.

„Ihr könnt nun ruhig und getrost sein!" fuhr Schulenburg zu der Gattin gewendet fort. „Herr Nebelthau ist ein rechtschaffener und wahrhafter Mann, er theilt keine falschen Hoffnungen aus. Setzt Euch, edle Frau! Jetzt, da wir glücklich sind in Hoffnung, lasset es uns auch völlig sein. Lasset uns von Herrn Arndt reden. Ich wollte meinen, Ihr habt uns je=

nen herrlichen Sommertag im Garten Eures Wohnhauses zu Ballenstädt, wohin selbst die Harzerberge mit ihren großen blauen Augen neugierig blickten, noch nicht auserzählt. Ist's nicht so, edle Frau?"

„Ach, die lieben Berge meiner Heimath!" rief Frau Anna mit wehmüthigem Lächeln, wieder voll der Erinnerung an eine liebe Zeit, aus. „Herr Johannes scherzte einmal mit mir und sagte: „In den Bergen stäcken lauter kleine Erdgeister, genau so viel, als Menschen in dem Bereiche der Berge wohnten, und jeder Geist stehe im geheimen Dienste des Menschen und hänge von diesem, seinem Herrn, ab. Wenn nun Jemand das Bergland verlasse, müsse der Erdgeist mit ziehen, wenn er nicht sterben wolle. Aber das thue er ungern und werde verdrießlich und plage fortan den Menschen und halte ihm bei Tage immer ein Bild der verlassenen Heimath vor und lisple es ihm des Nachts in's Ohr, daß der arme Mensch gar keine rechte Ruhe mehr habe. Und das wäre eigentlich das Heimweh! Mein lieber Johannes scherzte mit mir, aber ich möchte fast glauben, es sei wirklich so."

„Nicht doch, edle Frau!" entgegnete Schulenburg freundlich. „Ihr habt mir einmal gesagt, daß das Weib ihre Heimath allezeit im Herzen ihres Mannes habe; und das gilt zunächst von Euch selbst. Und was die kleinen Harzgeister betrifft, so werden sie vielmehr nicht eher ruhen, als bis sie Euch wieder in's Harzerland zurückgetrieben haben!

„Wie meinet Ihr das?" fragte die Hausfrau aufmerksamen Tones.

„Nun," antwortete der alte Freund, „so schmerzlich für mich der Gedanke ist, daß Herr Arndt jemals, und wenigstens so lange ich alter, müder Greis noch lebe, unser Braunschweig verlassen könne, so ist doch wohl nichts gewisser, als das. Bedenket, woher Alles schon der Ruf an ihn ertönet ist! Haben sie ihn nicht nach Nordhausen verlangt? Hat er nicht sollen Superintendent in der Grafschaft Schwarzburg werden? Haben sie ihn nicht nach Mansfeld gerufen? Haben sie seiner nicht im Dome zu Magdeburg, ja sogar in Hamburg begehrt? Und wie war es noch dieses Jahr mit Halberstadt? Ich bin zwar ein schlechter Prophet, aber mir ist's doch, als könnte ich's prophezeien, daß Herr Arndt nicht allhier in Braunschweig seine Arbeit im Weinberge des Herrn beschließt. Und wer weiß, an welchem lieben Orte Eures Harzerlandes ihm der Herr schon eine weitere Stätte bereitet hat. Doch, liebe, edle Frau, erzählet uns noch den Schluß jenes freundlichen Sommertages!"

„Was soll ich noch erzählen!" sagte sie, fuhr aber doch, seliger Erinnerung voll, also fort: „Als wir noch Viel und Mancherlei gesprochen hatten und eine plötzliche Stille eingetreten war, nahte sich mir mein lieber Johannes und faßte meine Hand und nannte mich Jungfer Anna. Es war dieß das erste Mal, daß er mir solche Ehre erwies, und ich zitterte an

Leib und Seele. Er aber mochte meine Angst nicht merken, sondern sagte: Jungfer Anna, Ihr wisset, ich bin ungeschickt in allen Dingen, womit oft des Weibes Herz gewonnen wird; aber ich bin ein ehrlicher Mann und rede, wie mir's das Herz eingiebt. Sehet hier, was ich vor einer Stunde empfangen habe!"

„Nun?" fragten Odilia und Schulenburg zugleich, als die Hausfrau plötzlich inne hielt und sich die Augen bedeckte.

„Es war," fuhr Frau Anna dann fort, „ein großes Papier mit einem großen Siegel, und der eigenhändigen Unterschrift des Herrn Fürsten von Anhalt, Joachim Ernst, und es stand darin geschrieben, daß Herr Johannes Arndt aus des gnädigsten Fürsten eigenem Antriebe zum Predigtamte in Badeborn berufen sei!"

„Und nun kam Herr Arndt, um Euch zu berufen?" fragte Schulenburg in freundlichem Scherze.

„Ja!" antwortete die Gattin. „Er würdigte mich solcher Ehre, die ich, was soll ich's leugnen, in der geheimsten Stille meines Herzens wohl oft wünschte, aber niemals zu hoffen gewagt hätte. Ich war ein armes, geringes Mädchen, die ärmste und geringste von allen Jungfrauen der Stadt; aber der gütige Gott hatte es so geordnet, es sollte so sein!"

„Und was sagte Herr Arndt?" fragte Schulenburg weiter. „Ihr werdet denken, ich sei ein neugieriger Mensch; aber haltet es meinem grauen

Haare zu Gute. Man sagt ja, die Greise würden wieder wie die Kinder. Also, was sagte Herr Arndt?"

Frau Arndt erröthete und blickte scheu und schüchtern vor sich hin; endlich faßte sie Muth und antwortete: „Er fragte mich, ob ich seine liebe und treue Hausfrau werden wollte und mit ihm nach Badeborn ziehen!"

„Und Ihr?" fragte der alte Schulenburg weiter.

„Ich schwieg!" antwortete sie halbleise „und sank an meiner seligen Mutter Brust und weinte vor Freude!"

„Das könnt Ihr nun auf's Neue thun," sagte plötzlich Herr Nebelthau, der unbemerkt in's Zimmer getreten war und das letzte Gespräch mit angehört hatte.

„Herr, mein Gott!" rief Frau Arndt laut aus und erhob sich in heftiger Bewegung von ihrem Sitze. „Was sagt Ihr? Herr Nebelthau, was habt Ihr gesagt? Ach, um Gottes willen, so redet doch!"

„Ich sagte," wiederholte der Arzt mit gerührter Stimme, „Ihr könnt jetzt wiederum vor Freuden weinen und Gott danken. Euer Gatte ist gerettet! Eben schlug er die Augen seit nun vierzig Stunden wieder auf. Er verlangt zu trinken; habt Ihr ein wenig Wasser mit Himbeersaft bereit gestellt?"

Frau Arndt antwortete aber nicht; sie sank auf ihre Kniee nieder, stützte ihr Haupt in die gefalteten Hände und weinte still. Niemand wagte sie zu stören; Niemand vermochte sie zu stören; denn Odilia that desgleichen und der alte Schulenburg schüttelte fast

ärgerlich das graue Haupt, als schäme er sich der Thräne, die sein Auge netzte.

„Kommt nun!" sagte endlich der Arzt: „Aber mäßiget Eure Freude! Ihr, liebe Odilia, besorget Ihr den Labetrunk!"

Leise, so leise es nur das Uebermaß der Freude gestattete, traten nun die Drei in das Krankenzimmer ein. Da lag der liebe Kranke, zwar bleichen Angesichts, aber in den Augen strahlte das alte Feuer des Lebens, der Liebe und des Glaubens, welches seine Seele erleuchtete und erwärmte! Frau Arndt sank auf's Neue an seinem Bette nieder und küßte seine Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Anna," sagte nun Arndt, „da es sich Sanct Petrus mußte gefallen lassen, daß ihm der Herr die Füße wusch, so muß ich's auch wohl dulden, daß Du meine Hand an Deine Lippen drückest; sonst bin ich solcher Demuth Deines Herzens nicht werth!"

„Erlaubt mir, ehrwürdiger Herr," fiel hier der Arzt schnell ein. „Merket Ihr etwa, daß Euch das Reden schwer wird?"

„O nein, mein junger Freund!" antwortete der Kranke freundlich. „Bin ich denn so krank gewesen, daß Ihr deshalb um mich Sorge traget?"

„Die Gefahr war allerdings nicht gering," antwortete Nebelthau. „Doch davon wollen wir später sprechen. Wollt Ihr nun ein wenig trinken?"

„Ach ja!" sagte Arndt. „Ein wenig Wassers wird mir sehr wohl thun!"

Die Hausfrau nahm nun das von Odilien bereitete Wasser und reichte es dem Gatten. „Meine liebe Rebecca," sagte dieser scherzend, „Du thust mir ja, wie einst dem treuen Knechte Elieser geschah. Elieser war müde und durstig von langer Reise, und mir ist's fast auch, als hätte ich eine große, große Reise gemacht, und wäre nun wieder daheim bei meinen Lieben!"

„Ach, und Ihr geht nicht wieder fort? nicht wahr, mein lieber Herr?" fragte die Gattin. „In solcher großen Reise, von welcher Ihr jetzt mit Gottes gnädiger Hilfe wieder heimgekehrt seid, hat Eure Magd viel Schmerzen gelitten!"

„Du gutes Weib!" sagte Arndt und legte seine Hand auf ihre Stirn. „Wenn freilich der Herr selbst uns arme Menschen auf solche Reise schicket, bleibet Dir und mir nichts anders übrig, als still dem Herrn sich zu beugen. — Und Ihr, mein alter, edler, treuer Freund," wandte er sich jetzt an Schulenburg, „Ihr habt mich nicht zu gering gehalten, mich zu besuchen und mein gutes Weib zu trösten?"

„Herr," entgegnete der alte Freund, und reichte dem Kranken die Hand, „ich bin ein schlechter Tröster! Wenn der liebe Arzt im Himmel sich nicht auch der Gesunden angenommen hätte, hätte es fast schlimmer um mich ausgesehen, als um Euer gutes Weib!"

„Und Du, meine liebe Odilia," wandte sich nun Arndt an diese, „Du hast treulich mit hausgehalten,

wie immer! Kannst Du mir gute Nachricht von Deinem armen Vater geben?"

„Gott sei Dank, ich kann es," antwortete an ihrer Statt Nebelthau. „Ich habe den Herrn Bürgermeister noch vorgestern besucht, und geistig munter gefunden. Auch wisset Ihr's wohl schon, daß der Syndicus sich hat aus eignem Antriebe bewogen gefunden, dem Gefangenen eine bessere und gesündere Zelle anzuweisen, und ihm manche Erleichterung seiner Haft zu gewähren. Herr Lüdecke sitzet jetzt in der Probirkammer der Münze. Gebe Gott, daß die völlige Freiheit, die ich allerdings nun hoffe, ihm recht bald wiedergegeben werde!"

„Das ist ja eine frohe, liebe Botschaft!" sagte Arndt. „Vielleicht der Vorbote einer bessern Zeit in unserer armen Stadt. Könnt Ihr mir auch darüber eine frohe Mittheilung machen?"

„Leider nein!" antwortete Schulenburg. „Die Feindseligkeiten zwischen der Stadt und dem Herzoge sind in vollem Gange. Die Ocker fließet nicht mehr in ihrem alten Bette, sondern in den Straßen und Märkten der Stadt. Schon seit vielen Tagen können die Müller nicht mehr mahlen; und obwohl der Rath einen großen Vorrath an Korn hat aufspeichern lassen, so nützt es doch nichts. Denn das Wasser hat Alles verdorben. Das Brot ist bereits zu einem so hohen Preise gestiegen, daß der arme Bürger es kaum mehr bezahlen kann. Wenn diese Wassersnoth noch lange anhält, so wird der Herzog wohl seinen

Zweck erreichen. Der Hunger wird zum Gehorsam treiben!"

„Du mein Gott!" rief Arndt schmerzlich aus. „Ist es nicht Herzzerreißend, daß die Menschen sich solche Noth selber bereiten? Käme das Alles auf Gottes Geheiß und Ordnung, hätte der Herr Himmels und der Erden sein Wolkenmeer geöffnet und eine zweite Sündfluth über Braunschweig kommen lassen, so wäre doch ein Trost dabei, weil auch das schwerste Leiden, das Gott der Herr sendet, die Rettung, den Segen in sich selber hat und mitbringt. Aber hier, wo Hoffart und Herrschsucht, irdischer Sinn und alle niedern Leidenschaften des Menschen mit einander kämpfen und so große Noth über sich bringen, hier steht ja nur zu fürchten, daß der gerechte Gott in seiner Gnade ermüdet und nun seine Strafe noch dazu legt. Ist denn durchaus keine Hoffnung vorhanden, daß der stolze Sinn der Stadt sich breche? Ist Niemand da, der Menschlichkeit predigt?"

„Man sagt," antwortete Schulenburg, „daß der König Christian von Dänemark, der eben bei dem Herzoge zu Gaste ist, ein gutes Wort für die Stadt eingelegt habe. Es muß dies aber nicht viel gefruchtet haben; denn vor dem Wendenthore auf dem Weinberge, kaum zweitausend Schritte vor der Stadt, läßt der Herzog eine Schanze aufwerfen, um von da aus die Stadt zu beschießen, und uns mit des Feuers und des Wassers Macht zugleich anzugreifen. Zwar schießen die Bürger vom Wenden- und Petrithorwall

Tag und Nacht tapfer auf die Schanzarbeiter, um sie zu vertreiben; aber das herzogliche Kriegsvolk scheint unverwundbar. Die Schanze ist bereits bis zur Hälfte fertig; und wenn nicht bald auf irgend eine Weise Hilfe kömmt, stehen uns noch gar traurige Tage bevor."

„Es geht das Gerücht," setzte Nebelthau hinzu, „daß sich auch das Domcapitel von Magdeburg in's Mittel legen wolle. Ja, es sollen sogar kaiserliche Gesandte von Prag aus auf dem Wege sein, um zwischen der Stadt und dem Herzoge gütliche Handlung zu pflegen. Ich hoffe doch, die Noth wird bald vorüber sein, und Ihr, ehrwürdiger Herr, werdet auch wohl thun, wenn Ihr den Schmerz, welchen Ihr über die Hoffart und Verblendung der Menschen empfindet, mit dieser bessern Hoffnung heilet. Euer Gemüth bedarf jetzt vor allen Dingen der Ruhe! So oft und so gern ich daher sonst von Euch den bessern Rath angenommen habe und gewiß bin, daß im Reiche Gottes auf Erden Niemand besser rathen mag, als Ihr, so lasset mir doch heute und jetzt, wo es sich um Eures Leibes Wohlfahrt handelt, die Macht und das Recht, Euch diesen freundlichen Rath zu geben! Vergesset, was draußen im wilden Gewühl der Menge sich ereignet, und labet Euch selbst in der friedlichen Stille Eures Hauses!"

„Ihr meinet es so gut mir!" sagte der Kranke. „Wäre ich nicht selber hoffärtig und verblendet, wollte ich Euerm freundlichen Rathe nicht folgen?"

„Ihr wisset,“ fuhr Arndt nach einer Pause fort, „daß ich während dieser meiner Krankheit auf einer großen Reise gewesen bin. Wollt Ihr nicht anhören, was mir begegnet ist?

„Macht Euch auch das Sprechen wirklich keine Mühe?“ fragte der Arzt besorgt.

„Gewiß nicht, mein lieber, junger Freund!“ versicherte der Kranke. „Ich fühle mich so wohl und heiter, daß ich mein Bette verlassen möchte, wenn Ihr sonst es mir gestattet!“

„O nein,“ entgegnete Nebelthau lächelnd. „So weit sind wir noch nicht! Es könnte sonst leicht das zweite Uebel größer werden, denn das erste!

„Aber erzählen darf ich doch?“ fragte der Kranke.

„Wenn Euch das Reden nicht beschwerlich fällt,“ antwortete der Arzt, „und wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr nicht zu lange sprechen wollt, und wenn Das, was Ihr erzählen wollt, Euer Gemüth nicht aufregt, dann mögt Ihr es in Gottes Namen thun Aber zuvor erlaubet uns, daß wir auf kurze Zeit Euch verlassen. Die kurze Ruhe wird Euch wohl thun!“

Und ohne Weiteres führte der gestrenge Arzt die beiden Frauen und den alten Herrn von der Schulenburg in's Nebenzimmer zurück, und verweilte mit ihnen hier eine volle halbe Stunde.

Als er darauf zunächst allein die Thür zum Krankenzimmer wieder leise öffnete und nach dem Kranken hinblickte, fuhr er erschreckt zurück. „Welch

ein wunderbarer Anblick!" rief er halblaut aus und winkte die Drei herbei.

Und als diese hinzutraten, schlugen sie die Augen, fast wie geblendet, nieder. Um das Haupt des Kranken strahlte ein heller electrischer Schein, der, weil das Zimmer verdunkelt war, um so lichter glänzte, und wie ein goldenes Gewölk sich um das ganze Angesicht des Kranken gelagert hatte.

„Um Gottes willen, was ist das?" rief die Gattin erschreckt aus.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Arzt, — „und ich wagte nicht, es zu erklären. —"

„Mein Johannes liegt im Sterben," fuhr die Gattin weiter fort, und eilte nach dem Bette zu. Nebelthau ergriff sie jedoch schnell bei der Hand und hielt sie zurück.

„Ehrwürdiger Herr!" rief er nun selber mit gedämpftem Tone dem Kranken zu. „Wie geht es Euch?"

Eine Todtenstille erfolgte darauf; aber nach und nach erbleichte der wunderbare Glanz, bis er zuletzt ganz verschwunden war.*)

---

*) Obgleich der Verfasser für unnöthig erachtet, auf die rein historische Unterlage zu dieser Erzählung hinzuweisen, da derselbe den Boden der Geschichte überhaupt nicht verlassen hat, so hält er es doch für zweckmäßig, auf die Wahrheit des oben erzählten Ereignisses in so weit aufmerksam zu machen, als dasselbe von allen Biographen Arndts mitgetheilt wird; wie denn namentlich Rehtmeyer (in seiner genannten,

„Tretet doch näher!“ sagte jetzt Arndt.

„Mein guter, lieber Herr!“ rief die Hausfrau aus und eilte auf den Kranken zu und ergriff seine Hand und legte die Rechte auf seine Stirn: „Was war Euch denn jetzt? War Euch etwa übel zu Muthe?“

„Mir?“ fragte der Kranke verwundert. „Nein, mein gutes Weib! Mir war eben unaussprechlich wohl! Ich habe mit meinem Herrn im Gebete geredet, und war so innig und wahrhaftig im Anschauen des Herrn, daß ich vermeinte, ich wäre aus der Herrlichkeit des Himmels plötzlich wieder auf die arme Erde versetzt worden, als Ihr mich riefet!“

„Wo waret Ihr denn?“ fragte die Gattin.

„Ich weiß es nicht mehr,“ entgegnete Arndt. „Nur an der Seligkeit meines Herzens fühle ich's noch, daß ich unaussprechlich glücklich und selig war. Ach, Anna, es hat's kein Auge gesehen, und kein Ohr je gehöret, und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben. Wenn nun dies Alles, was jetzt meine Seele füllte, Nichts ist gegen die unendliche Herrlichkeit bei dem Herrn, was mag dann die Seligkeit sein!“

„Wunderbarer Mann Gottes!“ rief hier Schulen-

---

braunschweigischen Kirchenchistorie, Theil IV p. 333) die Glaubwürdigkeit dieses Vorfalls bezeugt. Uebrigens dürfte die heutige Naturwissenschaft das fragliche Ereigniß weniger unerklärlich finden, als die damalige vor fast 250 Jahren.

burg begeistert aus. „Wenn Ihr nicht von Gott gesandt seid, uns armen verblendeten Menschen die Augen zu öffnen, so ist das ganze Predigtamt ein unnützes Ding, und das Licht der Welt ist wieder erloschen!“

„Mein Freund,“ erwiderte der Kranke und schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt: „Denket Ihr nicht an die Verheißung des Herrn: Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch? Und an seinen Abschiedstrost: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende? Steiget nur selber erst hinauf zum Herrn, und Er wird allzeit zu Euch herniedersteigen. Der Glaube klopfet an und die Liebe machet auf!“

„Du fragtest mich, liebe Anna,“ wandte sich nach einer kleinen Pause der Gatte an die Gattin — „wo ich gewesen sei? Ich kann Dir doch darauf eine Antwort geben. Als ich vorhin aus meinem Schlafe erwachte, hielt ich Das, was meine Seele erfüllte, eine Zeit lang für wirkliche Wahrheit; nun sehe ich's freilich, es war nur ein Traum, ein Ereigniß auf meiner Seelenreise, während der Leib krank und schwach darnieder lag. Ich muß es Euch doch erzählen; auch der Traum hat oft seine Wahrheit, immer aber gewiß seinen Segen für das gottesfürchtige Gemüth.“

„Mir träumte,“ fuhr nun Arndt fort, „ich sei auf einer weiten Reise begriffen in ein noch völlig unbebautes Land. Ich trug einen großen Wanderstab und ein Pilgerkleid und schritt rüstig und unermüdlich

die steilsten Berge hinauf. Da kam ich endlich in eine weit sich dehnende Bergebene, die aber rings von mächtigen Bäumen umschlossen war. Ich empfand nun Müdigkeit und setzte mich in's weiche Gras, dessen Blüthenschmuck alle Schönheit übertraf, die mein Auge je gesehen hat. Plötzlich gewahrte ich vor mir ein hohes Kreuz aufgerichtet, an welchem der sterbende Gottessohn hing. Er hatte seine Augen geschlossen, aber aus seiner Seite drangen noch einzelne Tropfen Blutes. Als ich in schmerzlicher Andacht in solchem Anblicke versunken war, wird es zu beiden Seiten laut und eine große Zahl von Leuten erscheint, und bildet einen Kreis um das Kreuz, und mitten im Kreise erhebt sich ein Gerichtsstuhl, auf welchen ein seltsam gestalteter Mann steigt.

„Redet", rief dieser der Menge zu, „wer ist's, der da oben am Kreuze hängt?"

Und nun wurden die verschiedensten Stimmen laut und wirrten sich in einander. Der Mann auf dem Stuhle aber winkte mit der Hand, und gebot Ruhe, und befahl, daß ein Jeder einzeln seine Stimme abgebe.

„Er ist des Zimmermanns leiblicher Sohn!" sagte nun der Eine.

„Er ist Maria's natürliches Kind!" sagte der Zweite.

„Er hält sich selbstbetrügerisch für Gottes Sohn!" sagte der Dritte.

„Ja er ist's, wie wir Alle es sind!" sagte der Vierte.

„Er ist in jüdischen Vorurtheilen befangen!“ sagte der Fünfte.

„Er erniedrigt den Menschen unter seine Würde!“ sagte der Sechste.

Und nun traten viele Weiber vor, die halb wie ein Mann gekleidet waren; die erhoben ihre Hände und sprachen, Eine nach der Andern:

„Er beschränket des Weibes natürliche Freiheit!“

„Er machet die Ehe zu einem Zwangsbündniß!“

„Er will unsere Kinder zu Schwächlingen erziehen!“

„Er schließet das Weib vom Rathe im Volke aus„

„Er machet die Menschheit zu christlichen Knechten!“

„Wird sein Wort“, fragte nun der Mann auf dem Stuhle, „in alle Ewigkeit bestehen?“

„Nimmer!“ rief die Menge. „Die Menschheit wird wohl eine lange Zeit diese Fesseln tragen, aber die freie Liebe wird sie von dem Drucke des Glaubens frei machen!“

Nun entstand eine große Stille und Alle sahen hinauf an das Kreuz.

Da lächelte der Herr mild, aber tief schmerzlich, und neigte dann sein Haupt und verschied.

Wie das die Menge sah, fuhr ein gewaltiger Schreck durch sie hin, und ehe ich's noch recht fassen konnte, was da geschah, waren Alle, wie von einem Sturmwinde verscheucht und Niemand weit und breit mehr zu sehen. Das Lächeln des sterbenden Heilandes hatte die Feinde des Kreuzes vertrieben.

Der Gerichtsstuhl aber war geblieben, und ein Engel stieg darauf und breitete seine Fittige aus, und diese wuchsen, wie die Flügel des neugeborenen Schmetterlings, und breiteten bald sich so weit aus, daß sie den ganzen Erdkreis deckten, bis an den Himmel reichten, und nur Raum ließen für das Kreuz. Und über dasselbe strahlte ein goldenes Licht, dessen Glanz seines Gleichen nicht hat auf Erden. Und der Engel erhob seine Rechte und sprach:

„Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünden trägt! Er wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten!“ Und darauf hörte ich einen himmlischen Gesang, wie von tausend und abertausend Stimmen; die sangen das Wort des Johannes: „Nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Und als nun durch den unendlichen Himmelsraum ein gewaltiges Amen erscholl, daß die Erde bebte, sank ich auf meine Kniee nieder und stimmte mit ein in das große Hallelujah der himmlischen Heerschaaren.

Dann erwachte ich.“ —

Hier schwieg der Kranke und blickte, die Augen voll stiller Thränen, aufwärts.

Die Umstehenden aber hatten ihre Hände gefaltet und der alte Schulenburg sagte mit halblauter Stimme: Amen! Amen!

Capitel 5.

Die zweite Audienz.

Traue deinem Feinde nimmermehr; denn gleichwie das Eisen immer wieder rostet, also läßet auch er seine Tücke nicht.
Sir. 12, v. 9. 10.

Auf dem herzoglichen Schlosse zu Wolfenbüttel war ein großes Bankett bereitet, zu Ehren des Königs Christian IV. von Dänemark, an welchem auch zwei kaiserliche Abgesandte, der Graf Georg von Hohenlohe und der Ritter Ehrenfried von Minkwitz Theil nahmen. Was die Jahreszeit (es war am 6. Januar des Jahres 1606) und des Menschen Kunstfleiß nur herbeizuschaffen vermochte, das war Kostbares und Herrliches vorhanden. Diamanten blitzten, und Perlen und goldene Ketten blähten sich auf Purpur und köstlicher Seide. Aus großen, zwei Spannen hohen goldenen Pokalen schlürfte der königliche Gast und

sein herzoglicher Wirth, Heinrich Julius, den feurigen Wein, während die lange Reihe der Geladenen aus silbernen Bechern tranken und Alle auf silbernen Schüsseln und Tellern speisten. Oben auf hohem Balkon schmetterten die Trompeten und wirbelten die Pauken, so oft der Speisemeister ein neues Gericht ankündigte oder dem Könige der neugefüllte Pokal gereicht wude.

„Euer Liebden," sagte der König zu seinem Wirthe, „dies feurige Blut hat doch wohl nur das Frankenland erzeuget?"

„So ist's, mein königlicher Herr!" antwortete der Herzog. „Das Frankenland hat sonst Vieles, was ich in meine Lande nicht überpflanzen möchte; aber seine burgundischen Reben möchten wohl an den Hügeln meines Herzogthums wachsen."

„Nun," rief der König heiter aus, „so lange dies burgundische Blut auch für Andere fließt, mag es immer dort seinen Quell haben. Ich trinke auf Ew. Liebden Wohlsein und lange, glückliche Regierung!"

Trompeten und Paukenschall ertönte in langer schmetternder Fanfare, als der König den schweren Pokal erhob und den purpurrothen Inhalt mit sichtlichem Behagen bis auf den letzten Tropfen zu sich nahm.

Jetzt nahte sich der Geheimschreiber Paul Reitze dem Herzog, und blieb zwar ehrfurchtsvoll hinter dessen Stuhle stehen, mußte aber doch sicher sein, daß sein durchlauchtigster Gebieter dies Zeichen verstehe. Heinrich Julius wandte sich auch bald darauf

nach seinem Geheimsecretär um und fragte halblaut: „Giebt's was, Reitze?"

„Durchlauchtigster Herr," antwortete Reitze im gleichen Tone, es sind Gesandte der Stadt Braunschweig angekommen, welche dringend um die Gnade einer Audienz bitten lassen!"

„Laßt sie morgen wieder kommen!" warf der Herzog leicht hin und wandte sich wieder seinem königlichen Gaste zu.

Der Geheimschreiber, der doch gewohnt sein mußte, die Befehle seines Herrn ohne Weiteres auszuführen, zögerte diesmal; ein Gefühl des schmerzlichsten Bedauerns überzog sein Angesicht, ohne Zweifel, weil er den Harrenden eine erfreulichere Botschaft melden zu können gehofft und gewünscht hatte. Und doch hatte er auch nicht den Muth, dem Herzoge zum zweiten Male die Bitte vorzutragen. Er blieb ruhig hinter dem Stuhle stehen, in stiller Hoffnung, daß der Herzog ihn darüber fragen werde. Aber dieser schien es gar nicht zu merken; er erhob vielmehr den goldenen Pokal und sich selbst von seinem Sitze, und mit einem Anfluge von Spott und Bitterkeit sprach er:

„Ew. Königliche Majestät wird erfahren haben, daß ich, um die aufrührerischen Bürger der Stadt Braunschweig zu züchtigen und sie meiner erbherrlichen Gewalt zu unterwerfen, vor dem Wendenthore ihrer Stadt habe eine Schanze aufwerfen lassen. Das Werk ist gut gerathen und sendet seine feurigen Kugeln in die trotzige Stadt hinein und hat schon ein

stattliches Gebäude in Asche gelegt, und den darin aufgespeicherten Hopfen unbarmherzig verzehrt. Meine lieben Braunschweiger werden nun eine Zeit lang sich des Bieres enthalten müssen, und sich mit dem Wasser begnügen, welches die Ocker ihnen jetzt in reicher Maße zuführt. Die Schanze wird noch bessere Dienste leisten; sie ist ein Werk, das seine Donnersprache in die Stadt hinein redet und den Ungehorsam straft; sie ist ein furchterregendes Bild der Macht, welche Gott in die Hände der Fürsten niedergelegt hat zur Rache über die Uebelthäter. Diese Schanze hat noch keinen Namen; von jetzt an heiße sie die Königs-schanze, zu Ehren Ew. königlichen Majestät. Hoch lebe das veste, getreue, mannhafte Dänemark und sein königlicher Herr und Gebieter, König Christian der Vierte!"

Und alle Gäste erhoben sich und stimmten mit ein in den rauschenden Wirbel der Pauken und Trompeten und leerten ihre Becher bis auf den Grund.

„Euer Liebden," sagte der König, „thut Unserer Person viel Ehre! Laßt mich einen Wunsch dagegen ausbringen, daß die Königsschanze weniger vest stehe, als der königliche Stuhl meines Reiches. Ich meine," fuhr König Christian fort, als er die verwunderte Miene seines Wirthes gewahrte „daß Ew. Liebden bald Befehl möge geben können, die Königsschanze wieder niederzureißen!"

Jetzt erheiterte sich des Herzogs verfinstertes Angesicht wieder und mit freierm Tone, dem Ausdrucke

seines natürlich-guten Gemüthes, sagte er: „Möge Euer Königl. Majestät Wunsch bald in Erfüllung gehen. Ich habe kein Wohlgefallen an des Krieges Greuel; aber wenn kein anderes Mittel helfen will, als die eiserne Geißel des Krieges, dann hört die Gnade auf!“

Der Geheimschreiber Reitze, der immer noch still und unbeweglich auf seiném Platze stand, hielt dafür, daß jetzt wohl die Zeit gekommen sei, seinem durchlauchtigen Gebieter nochmals die Bitte der braunschweiger Abgesandten vorzutragen. Er that einen Schritt nach der Seite des Herzogs hin, um sich ihm bemerkbar zu machen.

„Ihr seid noch da!“ rief ihm der Herzog mürrisch zu. „Habt Ihr Unsern Befehl ausgerichtet?“

„Noch nicht!“ antwortete der Secretär ruhig. „Ich glaubte, mein gnädigster Herr würde mir noch einen anderen Befehl ertheilen!“

„Reitze!“ rief der Herzog seinem Geheimschreiber halb gutmüthig, halb ernst drohend zu, „Wir wollen doch nicht fürchten, daß Ihr im Solde der rebellischen Stadt Braunschweig steht!“

„Durchlauchtigster Herr,“ fuhr der Secretär ruhig fort, „ich stehe im Solde der gnädigen Gesinnungen meines erhabenen Herrn und Gebieters. Ich bin ein ungeschickter Bote, Ungnade anzukündigen, weil mein edler Herzog mich noch niemals dazu verwendet hat. Der Nothschrei einer tiefgebeugten Stadt dringt tief zu Herzen!“

„Neiße, Neiße!" sagte der Herzog halb ärgerlich und drohte mit dem Finger. Dann fuhr er lauter fort: „Fragt des Königs Majestät! Heute ruhet meine Macht in königlicher Hand und Herz!"

Der König, für dessen Ohr diese laute Aeußerung bestimmt zu sein schien, wandte sich nun an seinen Wirth und fragte: „Ew. Liebden spricht von mir?"

„Es betrifft eine Störung unseres Mahles," antwortete der Herzog. „Man meldet mir, daß eine Gesandtschaft der Stadt Braunschweig um die Gnade einer Audienz bittet. Die Zeit dazu ist doch wohl nicht gut gewählt!"

„Lasset sie doch vor!" sagte der König schnell. „Wenn es Ew. Liebden nicht unangenehm ist, mir ist's eben recht!"

„Nun, so lasset die Stadtherrn eintreten!" gebot der Herzog in gemischtem Tone von Bitterkeit und Gutmüthigkeit. „Aber sagt ihnen," rief er dem abgehenden Geheimschreiber noch nach, „daß sie sich kurz fassen mögen!"

Und bald darauf trat durch die geöffnete Thüre der Syndicus Dr. Röerhand, begleitet von dem Bürgermeister Albrecht Bußmann und dem Stadtschreiber Vechelt. Sie verbeugten sich still und blieben an der Thüre stehen. Auf des Syndicus Angesichte war deutlich der große und schwere Kampf zu lesen, den er zwischen Stolz und Demuth kämpfte, und der Zwang, den er sich anthat, die eigene Würde des obersten Richters einer reichen und mächtigen Stadt unter

die höhere Macht des für jetzt siegreichen Herzogs zu beugen, drückte sich in den unruhigen Blicken ab, mit welchen er die Versammlung überschaute.

Der Herzog, theils in schuldiger Ehrerbietung vor seinem königlichen Gaste, dem er das erste Wort nicht nehmen wollte, theils im aufkeimenden Gefühle seiner gekränkten Fürstenehre, verharrte in langem Schweigen, bis er endlich im gereizten, fast spöttischen Tone den Abgesandten zurief: „Nun, ihr Herrn von Braunschweig, wollt ihr nicht näher treten? Ihr seid doch sonst nicht so scheu und schüchtern, Eurem Herzoge zu nahe zu treten!"

Der Syndicus biß sich auf die Lippen, nicht sowohl weil ihn diese spöttische Bemerkung erbitterte, als vielmehr, weil er sich, als Supplicant, in der traurigen Nothwendigkeit sah, den Angriff unerwidert zu lassen. Mit großer Selbstüberwindung ging er mit seinen beiden Begleitern einige Schritte der Tafel näher und wartete ruhig der weiteren Fragen des Herzogs. Der gewandte Mann, der fast ein Menschenalter als Untersuchungsrichter zugebracht und das menschliche Herz mehr, als ein Anderer, erforscht und kennen gelernt hatte, wußte wohl, daß er durch größere Unterwerfung unter des Herzogs Launen der unglücklichen Lage seiner Stadt mehr nützen würde, als durch mannhafte Wahrung seiner Würde; was er sonst recht wohl verstand.

„Ist Euch der Weg nach Wolfenbüttel so leicht geworden?" fragte der Herzog weiter.

„Der Weg," antwortete der Syndicus ruhig, „auf welchem der Besiegte zu dem Sieger geht, ist niemals leicht!"

„Wohl eben so, wie diese Sprache," setzte der Herzog schnell und noch unversöhnt hinzu. „Doch redeten Wir nicht in Bildern, sondern in der Wahrheit. Die Ocker hat, wie Ihr wisset, ihr Bett etwas erweitert und die Straßen überschwemmt; es muß Euch darum nicht leicht geworden sein, hierher zu kommen!"

„Hochfürstliche Durchlaucht," sagte nun der Syndicus, „wir erscheinen als Abgesandte einer hart bedrängten Stadt. In unsern Mauern ist Noth und Jammer; Feuer und Wasser sind gegen uns, und mächtiger, als unsere Waffen. Nicht allein die Armen haben kein Brot, auch die Reichen können mit allem ihrem Golde sich nicht mehr sättigen. Ew. Herzogliche Gnaden sitzet an wohlbesetzter Tafel; bei uns sitzt der Hunger zu Tische und steht der Hunger wieder auf. Wir sind in Noth, und Ew. Durchlaucht in Glanz und Wohlleben; es ziemt uns nicht, zu murren, wenn es dem Sieger gefällt, der von ihm Besiegten zu spotten!"

„Führen in Ew. Königlichen Majestät Landen," — wandte sich der Herzog zu seinem Gäste — „die Bürger auch eine solche Sprache, von welcher man nicht weiß, ob sie aus einem unterthänigen oder aus einem stolzen Herzen kommt?"

Den König schien die Frage zu überraschen; nicht ohne Mißfallen hatte er auf die Abgesandten

geblickt und des Syndicus Rede vernommen. Er schien deshalb absichtlich einer bestimmten Antwort auszuweichen, indem er erwiderte: „Die Sprache der Bedrängniß mag allerdings eine andere sein, als die der Freiheit und des Ueberflusses. Doch möchte ich Ew. Liebden nicht in der weitern Verhandlung hinderlich sein!“

„Wenn Euch,“ fuhr nun der Herzog zu den Abgesandten fort, „Euer Erscheinen vor Uns Zwang auflegt, so erinnert Euch nur, daß Ihr selbst die Schuld davon traget. Ihr irret Euch, wenn Ihr glaubet, Wir hätten Wohlgefallen an Zwietracht und Krieg. Wir haben keinen größern Wunsch, als Unsere Unterthanen glücklich zu machen und glücklich zu sehen. Wir gönnen gern einem Jeden sein Recht und sein Gut, aber Wir sind auch nicht gemeint, von dem Unsern etwas zu opfern, am Wenigsten um der Hoffart und Herrschsucht reichgewordener Bürger willen, die ihres Fürsten Recht und Macht mit Füßen treten!“

Die braunschweiger Abgesandten nahmen diese Anklage stillschweigend hin, obschon mit schwerem inneren Kampfe; denn um des Syndicus Lippen zuckte es wie Blitze, die nur mühsam vestgehalten werden, daß sie nicht losbrechen und zünden.

Der Herzog fuhr nun fort: „Seit länger denn dreißig Jahren lehnt sich Braunschweig gegen seinen angestammten Fürsten auf und sucht Unsers Hauses Rechte und Hoheiten zu schmälern. Ihr habt Unsern

seligen Herrn Vater durch Euer hoffärtiges und aufrührerisches Gebahren so weit getrieben, daß derselbe die letzten fünfzehn Jahre seines landesväterlichen Regiments nicht mehr wagen konnte, Eure Stadt zu betreten, wollte er nicht seines Lebens sich bedroht sehen. Mag Ew. Königliche Majestät," — wandte sich jetzt der Herzog zu seinem erlauchten Gaste — „Solches für möglich halten? Und doch ist es so. Es war im Jahre Vier und Siebzig, daß Unser seliger Herr Vater von hier aus nach Celle zog, und die Marken der Stadt Braunschweig berührte. Als Solches der Rath erfuhr, ließ er sogleich Geschütz auf den Wall bringen, um ihm den Rückweg durch die Stadt zu verwehren. Und warum? Weil der Rath behauptete, die Landesherrschaft müsse zu jedwedem Durchzuge das Geleit vom Rathe haben. Das lautete fast, wie Liebe und Treue; es ist aber nichts, als Hoffart, lächerlicher Bürgerstolz, der seinen Fürsten zwingen will, eine Ehre anzunehmen, die nicht aus getreuem Herzen kommt. Sagt doch, ihr Herren von Braunschweig, was es eigentlich ist, das Euch zu solchem Trotze treibt? Hat Unser seliger Herr Vater nicht gerade Eurer Stadt vor allen andern des Landes seine Huld und Gnade erwiesen? Hat nicht Unser Herr Vater bei Euern Rathsgeschlechtern aus eigenem Antriebe Gevatter gestanden? Hat Er nicht bei Euern Hochzeiten den Brautführer gemacht? Hat Er nicht Alles gethan, um Euch seine landesväterlichen Gesinnungen in Worten und Thaten

zu bekräftigen? Und wie habt Ihr demselben gelohnt? Mit Aufruhr und Empörung, mit Verweigerung Eures Gehorsams, mit offenbar räuberischen Einfällen in seine Lande! Und was habt Ihr gegen Uns? Weiset Uns nach, daß wir Eure Rechte nicht geschützt, Eure Privilegien nicht hätten aufrecht erhalten wollen! Ihr könnet es nicht; denn Alles, was Wir bisher gegen Euch unternommen haben, war nur die Folge Eures aufrührerischen Sinnes, Eures hoffärtigen Strebens nach Freiheit, Eures treulosen Gebahrens, Euch Unserer landesherrlichen Obergewalt zu entziehen. Redet, wenn Wir Euch Unrecht thun!"

„Wir können es nicht leugnen," antwortete der Syndicus, „daß alles Das, was Ew. Herzogliche Gnaden uns vorgehalten, auf Wahrheit beruht. Aber der traurige Zwiespalt zwischen unserm gnädigen Landesherrn und unserer Stadt geht weiter, als ein Menschenalter zurück, und reicht fast über die Zeit hinaus, für welche wir, die wir jetzt leben, verantwortlich sein können. Ich wage nicht, zu untersuchen, von welcher Seite aus der erste Anlaß dazu gegeben worden ist!"

„Das wollen Wir Euch sagen!" warf der Herzog schnell ein. „Von Euch ist der erste Anstoß gegeben worden! Ihr habt angefangen, Euch Eures schuldigen Gehorsams zu weigern und Eure Rechte eigenmächtig zu erweitern. In Euerm Reichthum, in der Hoffart Eurer Rathsgeschlechter liegt der Keim zu Euerm rebellischen Wesen. Wollte

man Eurer Rede trauen, so möchte man glauben, Ihr lebtet unter Unserer oberherrlichen Gewalt wie in der Hölle, und wolltet Euch und Eure Stadt in ein Paradies versetzen. Nun, Ihr Herrn von Braunschweig, es mag sich Niemand nach Euerm Paradiese sehnen! Ihr brüstet Euch mit Eurer Gerechtigkeit, mit Eurem Regimente, mit Eurer Sorge für der Stadt Wohl! Ihr ziehet die Bürger an dem Gängelbande stadtväterlicher Liebe, das doch nur die Kette der Knechtschaft ist, die Ihr dem unverständigen Volke um den Hals werfet. Ihr sollt und wollt die Unschuld schirmen und schützen, aber wenn Jemand Euerm Hasse verfallen ist, wenn sich ein armer Bürger dem Drucke Euers hoffärtigen Stadtadels, Eurer herrschsüchtigen Geistlichkeit entziehen will, so ist der Rabenstein sein Lohn, oder wenn Ihr gnädig sein wollt, so werfet Ihr ihn auf zeitlebens in Ketten und Banden. Euer bestes Rechtsmittel ist die Tortur; Eure Frömmigkeit und Gottesfurcht, die Ihr Euern herrschsüchtigen Geistlichen durch Euern Kirchenbesuch erweiset, ist nichts als eine Gefälligkeit gegen Eure Priesterschaft selbst, die Ihr Euch nicht zu Feinden machen dürfet, weil Ihr ihre Beihülfe braucht zur Knechtschaft über die Bürger; Eure Tapferkeit und Mannbarkeit, deren Ihr Euch rühmt, ist Grausamkeit, und die Freiheit, die Ihr zu erringen sucht, ist Empörung gegen Euern Landesherrn! Das ist das Paradies, das Ihr aufbauen wollt!"

Der Syndicus hörte dies Alles, obwohl äußerlich ruhig und demüthig, dennoch aber mit nicht genug verdeckten Zeichen seines in Zorn und Bitterkeit entbrannten Gemüthes an. Er fühlte, daß er als ein Bittender sich und seine Begleiter in der Willkür Dessen dulden müsse, von welchem er bitten wollte. Er gewann nach längerem Kämpfen auch so viel über sich, daß er ruhig antworten konnte:

„Ew. Herzoglichen Durchlaucht gefällt es, uns heute zu erniedrigen, weil die Uebermacht der Elemente uns erdrückt hat. Von allen Vorwürfen aber, die Ew. Hochfürstliche Gnaden uns gemacht hat, und die zu widerlegen wir uns nicht gestatten mögen, schmerzt keiner tiefer, als der, welcher einen Zweifel an unserer Gottesfurcht ausspricht. So wenig, als wir in dem Maße, als Ew. Herzogl. Gnaden ausspricht, die Ehre gegen den Fürsten verletzen, so wenig verletzen wir auch das andere Gebot: Fürchtet Gott! Wie wenig selbst die jetzige Noth, die über unsere Stadt eingebrochen ist, uns die Sorge für die Seele und das gesammte geistliche Wohl der Gemeine hat vergessen lassen, beweist der Umstand, daß wir mitten in dieser Belagerung das erledigte Coadjutorat wieder besetzet, und daß der neuerwählte Coadjutor, M. Petri, unsere völlige und herzliche Zustimmung hatte, als er besondere wöchentliche Betstunden ansetzte, in welchen der gebeugte Muth unserer Stadt durch den Trost des göttlichen Wortes wieder gehoben und aufgerichtet werden soll. Auch könnte

es, wenn es sonst nicht schiene, als wollte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht Gunst und Gnade in wohlberechneten Schmeichelworten gewinnen, unserer Stadt nicht zur Verdächtigung ihrer christlichen Gottesfurcht gereichen, wenn ich mir mitzutheilen erlaube, daß bei Absingung der Litanei in der genannten Betstunde auch der Name unseres gnädigsten Landesherrn mit vor Gott genannt wurde und noch genannt wird, trotzdem, daß eben dieser gnädigste Landesherr es ist, dessen eiserne Hand jetzt auf uns liegt, und dessen Ungnade gegen uns diesen außerordentlichen Gottesdienst hervorgerufen hat!"

„Das ist löblich und christlich!" sagte der König und nickte beistimmend dem Syndicus zu. „Es kann nicht fehlen," fuhr er dann zu dem Herzoge gewendet fort, „daß solche Beweise noch nicht erloschener Liebe und Treue gegen den Landesherrn Ew. Liebden Herz gewinnen!"

„Mein hoher, königlicher Herr," entgegnete der Herzog, „ich würde auch des geringsten Segens meines Gottes unwürdig sein, wiewohl wir dies Alle sind, wenn ich aufrichtige Beweise von Liebe und Treue meiner Unterthanen nicht zu meinem Herzen sprechen ließe. Aber leider bin ich davon etwas Anders unterrichtet. Es ist wahr," sagte er dann zu den Abgeordneten, „daß Ihr jetzt Buß- und Betstunden abhalten lasset, weil die Noth Euch dazu getrieben hat; denn Noth lehrt beten. Aber wisset Ihr auch, wie Eure Geistlichen diese Gebete verrichten?

Sie lassen die Worte: Unsern Rath und die Gemeinde segnen und behüten!" dreimal singen, aber die Worte, die vorne stehen: „Unsern Herzog mächtig schützen und erhalten" lasset Ihr wohlweislich und klüglich weg."

„Es ziemt uns nicht," entgegnete der Syndicus mit fliegender Röthe auf seinem Angesichte, „an der Wahrheit der Aussage Ew. Herzoglichen Gnaden zu zweifeln, aber ich habe selbst gehört —"

„Sehr richtig," fiel der Herzog schnell ein. „Wir wollen Euch keine Unwahrheit aufdringen. Von allen Euern Kirchen ist nur eine, und von allen Euern Predigern nur Einer, der in seinem Gebete auch Unserer mit vor Gott gedacht hat. Die Kirche ist die Sanct Martinskirche und der Prediger heißt: Johannes Arndt. Aber dieser liebe, treue Mann hat es aus eignem christlichen Herzen gethan, und wird auch Euch wahrscheinlich darüber noch Rede stehen müssen. Ihr wundert Euch, Ihr Herrn von Braunschweig, daß Wir das Alles so genau wissen! Nun, Ihr möget daraus schließen, daß in Eurer aufrührerischen Stadt es doch einzelne Seelen giebt, die an Uns halten. Und Eure Coadjutorwahl," fuhr der Herzog erhitzt fort, „gereicht weder Euch noch Eurer Geistlichkeit zur besondern Ehre. Nicht um des Mannes willen, den Ihr gewählt habt, Wir kennen ihn nicht und mögen seine Ehre nicht antasten, aber um der Wahl selbst willen. Eure gesammte Geistlichkeit hat dagegen protestirt, weil Ihr dabei deren altherge-

brachte Rechte verletzt habt. Ihr habt mit Zank und Streit den alten Coadjutor verjagt, und mit Zank und Streit den neuen eingesetzt. Da habt Ihr ein Abbild Eurer Gerechtigkeit und Gottesfurcht!"

„Gebt Euch keine Mühe, Euch darüber zu verantworten," setzte der Herzog ungnädig hinzu, als er sah, wie die Abgesandten zu gleicher Zeit Miene machten, sich darüber weiter auszusprechen. „Gebt Euch keine Mühe, Ihr gestrengen Herrn von Braunschweig; Was Wir wissen, wissen Wir aus ehrlichem Munde. Doch sagt, was ist eigentlich Euer Begehr?"

„Wir bitten," sagte der Syndicus mit erzwungener Ruhe, „um einen dreimonatlichen Waffenstillstand!"

„Was?" rief der Herzog heftig aus. „Ihr bittet um Waffenstillstand? Was soll das heißen! Waffenstillstand ist nur möglich unter zwei gleich berechtigten kriegführenden Mächten! Wollt Ihr, die Ihr Aufrührer und Empörer seid, etwa damit sagen, daß Ihr im Rechte seid, gegen Uns die Waffen zu führen? Wir belagern Eure Stadt, um Euch zu züchtigen, um Euch mit Gewalt zu Euerm schuldigen Gehorsam zu zwingen, da ihr freiwillig Euch darin nicht fügen wollt. Und Ihr verlangt Waffenstillstand! Fürwahr, ein neues Zeichen Eurer Hoffart! Gehet, und sehet zu, daß Eure Mauern nicht über Euch zusammenstürzen. Das Wasser hat eine spitze Zunge, und sticht durch das vesteste Gemäuer. Wir wollen doch sehen, ob Wir diesen Bürgertrotz nicht brechen

können. Gehet, Ihr Herrn von Braunschweig, woher Ihr gekommen seid!"

Die Abgesandten zögerten. Als der Herzog, in welchem der genossene Wein allerdings seine Wirkung mit thun mochte, dies bemerkte, fuhr er fort: Neitze, weiset doch den Herren die Thüre, oder rufet Unsere Leibwache herbei. Ihr aber, Speisemeister, thut Eure Pflicht. Wir wollen nicht länger Unser Festmahl Uns stören lassen!"

In solcher dringenden Lage nahm sich der König von Dänemark der Abgesandten an und sprach zu seinem erlauchten Wirthe: „Ew. Liebden hat ein volles Recht, solche unziemliche Bitte zurückzuweisen. Mich verlanget aber fast, die Gründe zu wissen, welche den Rath der Stadt Braunschweig zu solcher Bitte veranlaßt haben. Will Ew. Liebden vielleicht den Abgesandten erlauben, diese Gründe vorzubringen?"

„Ew. Königliche Majestät," entgegnete der Herzog, „verschwendet Dero Gunst an Unwürdige. Wäre es nicht das allereinfachste Mittel, aller Noth mit einem Male ein Ende zu machen, wenn diese Herren gekommen wären und sprächen: Wir wollen, wie es uns geziemet, gehorsam sein und unsern Erb- und Landesherrn anerkennen? Noch in dieser Stunde sollte die Ocker ihren freien Lauf wieder haben, und ich würde selbst mit Hand anlegen, die Schanze niederzureißen. Aber Ew. Königliche Majestät möge mir glauben, diese Herren bitten nicht um Gnade, bieten nicht ihre Hand zum Schwur der Treue, sondern

sie wollen nur Zeit gewinnen, sich wieder zu erholen, um, wie sie fälschlich hoffen, Uns beharrlicher zu widerstehen. Doch Ew. Königl. Majestät Wunsch ist Uns Befehl. Saget, Ihr Herrn von Braunschweig, was wollt Ihr während des Waffenstillstands thun?"

Der Syndicus, welcher jetzt Zeit gewonnen hatte, seine volle Ruhe wieder zu finden, antwortete nun: „Gnädigster Herr! Wir wissen wohl, daß unsere Bitte selbst eben so unziemlich sein mag, als sie unziemlich in Worte gefaßt ist. Wir fühlen es, daß wir weniger um Waffenstillstand, als um Schonung zu bitten haben. Auch werden meine Begleiter es mir bezeugen, daß im Rathe selbst der schuldige Gehorsam gegen Eure Herzogliche Gnaden keineswegs erstorben ist, und die Huldigung schon längst geschehen wäre, wenn der Rath allein dies zu thun vermöchte. Aber unter den Bürgern selbst herrscht leider ein widersetzlicher Geist; wir können es nicht leugnen, daß der Reichthum, welchen Gott unserer Stadt geschenket hat, und das Beispiel einiger andern Städte unsere Bürgerschaft verführet hat, nach einer Freiheit und Abhängigkeit zu streben, die nur mit Auflösung der Hoheitsrechte unseres gnädigsten Landesherrn zu erreichen ist. Eure Herzogliche Gnaden weiß, zu welchen harten Maßregeln der Rath schreiten müßte, um seine eigenen Rechte den Bürgern gegenüber zu wahren. Wenn ein Volk aufstehet und in seiner Verblendung beharret, wird alle obrigkeitliche Gewalt zu Schanden.

Wollte nun der Rath jetzt thun, was ihm selber als das Nothwendige erscheint, so würde er seine eigene Macht gefährden und dem blinden Zorn der Bürger verfallen. Wir brauchen Zeit, um unsere Bürger und ihre Hauptleute und Gildemeister davon zu überzeugen, daß ihr Gebahren gegen den gnädigsten Landesherrn Empörung ist; darum bitten wir um Waffenstillstand, oder wenn dies Wort Ewr. Hochfürstlichen Durchlaucht unangenehm ist, um zeitweilige Aufhebung der Belagerung. Auch glaubten wir, daß es unserm gnädigsten Landesherrn erfreulicher sein möchte, wenn eine ganze Stadt aus eigenem freien Entschlusse, aus gewonnener besserer Ueberzeugung, seinem Fürsten den Huldigungseid ablegte, als wenn dies ein Werk der Noth und Angst, ein Werk des Zwanges ist. Die freie Liebe dient treuer, als die erzwungene!"

Der Herzog nahm diese Worte mit finstern Blicken auf; doch war des Syndicus Rede als ein Angriff auf die natürliche Gutmüthigkeit des Herzogs so wohl berechnet, daß sie nicht ganz ohne die gewünschte Wirkung blieb. Der Herzog blickte mürrisch vor sich hin und schien mit sich ernstlich zu kämpfen.

Da ergriff einer der kaiserlichen Abgesandten, Graf Hohenlohe, das Wort und sagte: „Ihr Abgesandten von Braunschweig! ich mag es Euch nicht verhehlen, daß Kaiserliche Majestät Eurer Stadt nicht freundlich gesinnt ist. Ihr habt bisher alle friedliche Vermittelung zwischen Euerm durchlauchtigsten Herzog und Euch verachtet; Ihr habt selbst Euch zu spotten

erlaubt und die über Euch ausgebrochene Acht verhöhnet. Wisset Ihr, daß es Kaiserlicher Majestät nur eines Wortes bedarf, um Euren Trotz zu brechen und Eure Stadt zu zerstören? Wir sind von unserm allergnädigsten Kaiser und Herrn hierher gesandt, um dem frevelhaften Beginnen endlich einmal ein Ende zu machen. Ist es nun Euch Ernst, Euch, wie sich's geziemt, Eurem gnädigsten Landesherrn zu unterwerfen, so beweiset dies, nicht mit Wort, sondern mit der That. Entlasset Eure Kriegsknechte, leistet den Eid der Treue und Alles soll vergeben und vergessen sein. Fühlet Ihr denn nicht, daß dieser traurige, blutige Zwist Euch selbst nur Schaden und Verderben bringen kann? Meinet Ihr, Euer Reichthum sei unerschöpflich? Wisset Ihr nicht, daß der Krieg zu seinem Gefolge Unglauben und Sittenlosigkeit hat? Kennt Ihr den Bürger, das Volk so wenig, daß Ihr auf seine Dankbarkeit rechnen könnt? Habt Ihr nicht schon Empörung und Aufwiegelei innerhalb Euerer Mauern gehabt? Meinet Ihr, daß das Feuer, welches Henning Braband unter den Bürgern angezündet hat, bis auf den letzten Funken erloschen sei? Was wollt Ihr denn thun, wenn Ihr von einem durch des Krieges Greuel und hoffärtiges Leben verwilderten Volke verrathen da steht, und in Euerm Erb- und Landesherrn auf keinen Schutz hoffen könnt?"

„Noch mehr," fuhr der Graf fort, als die Abgesandten schwiegen: „Euer gnädigster Landesherr machte

Eure Gottesfurcht zweifelhaft, und das griff Euer Herz und Gewissen an. Habt Ihr auch bedacht, mit welchem Rechte? Ihr bittet in Eurer Litanei auch allezeit mit, daß Gott Euch vor Krieg, Aufruhr und Empörung bewahren möge. Seid Ihr nun nicht offenbare Frevler gegen Gottes heiliges Gebot, wenn Ihr den Greuel, den Gott von Euch fern halten soll, selber herbeizieht?"

Die Abgesandten blickten still vor sich hin, aber weniger, wie es schien, weil ihr Gewissen sie anklagte, als vielmehr aus drückender Verlegenheit, wie sie solchem Wort begegnen sollten. Da nahm endlich der Bürgermeister Bußmann das Wort und sagte:

„Ich erlaube mir, die Versicherung zu wiederholen, daß der Rath selbst in seiner Mehrheit dies Alles wohl erwogen hat, und daß er für seinen Theil täglich und stündlich bereit ist, den Huldigungseid zu leisten. Aber, es ist schmerzlich, daß ich's sagen muß, wir sind in der Bürger Gewalt, und selbst die große Noth, welche jetzt über unsere arme Stadt gekommen ist, hat nur in Wenigen den Muth gebeugt. Darum wagten wir, um Bedenkzeit zu bitten, um das verblendete Volk nach und nach zur Erkenntniß zu bringen!"

„Glaubt ihnen nicht, Herr Graf," fiel hier der Herzog schnell ein. „Diese Herren wissen ihre Worte recht wohl zu setzen, aber es fehlt das ehrliche, treue Herz. Habt Ihr nicht gehört, daß der Eine versicherte, wie der ganze Rath Unsere landesherrlichen

Rechte anzuerkennen bereit wäre, während der Andere nur von einer Mehrheit im Rathe redet? Glaubt mir, edler Herr Graf, wenn Ihr der Sache tiefer auf den Grund gehet, so werden aus dieser Mehrheit einige wenige Leute, wenn's hoch kommt; am Sichersten aber seid Ihr, wenn Ihr dies Alles für Heuchelei haltet."

„Bedenket doch", fuhr der Herzog weiter fort, „daß sich dieses Trugspiel seit länger denn zwanzig Jahren abspielt; daß mein seliger Herr Vater diesen Kummer mit in sein Grab genommen hat. Und wahrhaftig, ich will nicht dasselbe thun. Ihr Herren von Braunschweig, entweder völlige Unterwerfung, oder Fortdauer der Belagerung, und sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Ich will lieber über eine öde Brandstätte in meinem Lande gehen, als eine wohlgebaute und reiche Stadt dulden, in deren Mitte Spott und Hohn, Aufruhr und Empörung, Mord und Blutvergießen heimisch ist! Noch einmal, entweder Ihr bringet Eure Unterwerfung, oder Ihr bringet Eurer Stadt die Botschaft zurück, daß ihr Verderben unvermeidlich ist!"

„Wie gerne", sagte nun der Syndicus mit demüthigen Geberden, „möchten wir das fast augenblicklich thun, wenn wir es vermöchten! Aber mögen Ewr. Herzogliche Gnaden doch bedenken, daß die Abgesandten ihre Vollmacht nicht überschreiten können. Was würde unser Lohn sein, wenn wir zurückkehrten?"

„Das möge Eure Sorge sein!" antwortete der

Herzog ruhig. „Habt Ihr nicht so viel Macht und Ansehen, daß Ihr Euch über eine gerechte Handlung verantworten könnt? Liegt nicht eben in dieser Furcht, die Euch bei dem Gedanken an die Rückkehr befällt, der Beweis für Eure zweifelhafte Gesinnung? Ihr seid der oberste Richter der Stadt, Ihr habt den ganzen Patrizierschwarm auf Eurer Seite, Ihr habt eine große Menge fremdes Kriegsvolk im Solde, und doch fürchtet Ihr Euch vor einem rohen Volkshaufen? Sollte man doch glauben, Ihr wäret zu zart, Euern Bürgern auch nur ein scheeles Angesicht zu zeigen, und doch gilt Euch das Blut Eurer Bürger eben nicht mehr, als der Wassertropfen; und ob ein oder zehn Menschenleben im Kerker verschmachteten, ist gleichgiltig, wenn Ihr nur am Leben und am Regimente und im ungestörten Wohlsein bleibt. Sagt doch, warum haltet Ihr den alten Bürgermeister Lüdecke noch gefangen? Warum schmachtet der alte Rathsherr Wittekopf noch im Kerker? Um der Bürger willen haltet Ihr sie nicht in Haft; denn wenn Ihr sie heute frei lasset, so freuet sich der Bürger darüber. Es geschieht um Eurer selbst willen! Nicht den arbeitsamen, geduldigen, gehorsamen und unverständigen Bürger, der sich aus angeborener Furcht und Scheu zu Euerm Knechte macht, nicht diesen fürchtet Ihr, sondern nur den Ehrenmann, der mit seinen Gedanken von wahrer christlicher Freiheit, von wahrer Verbesserung bürgerlicher Wohlfahrt Euch zuwider ist, und die Privilegien Eurer Stadtjunker gefährden könnte!"

Der Syndicus merkte nun wohl, daß die Hoffnung auf endliche Erreichung seines Gesuches immer weiter zurückwich und daß es nun hohe Zeit war, vom letzten Mittel, das ihm freilich schwer genug werden mochte, Gebrauch zu machen. Es war dem Rathe daran gelegen, um jeden Preis einen Waffenstillstand zu erkaufen, weil er, wie sich später ergeben wird, nur durch Gewinn an Zeit seine eigentlichen Zwecke zu erreichen hoffen konnte.

„Gnädigster Herr Herzog", sagte nun der Abgesandte im Tone demüthiger Bitte: „Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß Dero Worte mir über den wahren Zustand unserer Stadt eine mir unerwartete Aufklärung gegeben haben. Konnte ich nun selbst, der ich doch viel heller zu sehen glaubte, als alle Andern, in solcher Verblendung beharren, so ist es nicht zu verwundern, wenn die ganze Bürgerschaft sich im gleichen Irrthum über sich selbst befindet. Gnädigster Herr, weiset unsere Bitte nicht zurück! Eurer Durchlaucht menschenfreundliches Herz vermag Niemandem, auch dem geringsten Diener nicht, die Zeit, die ihm zur bessern Erkenntniß nöthig ist, zu verweigern. Wir haben die Gefahren, die uns treffen können, und die der edle Herr Graf uns so klar auseinandergesetzt hat, nicht zum kleinsten Theile so ernst erwogen; wir fühlen, daß unsere Stadt nicht nur vor ihrem gnädigsten Landesherrn, sondern auch vor Kaiserlicher Majestät eine schwere Schuld auf sich geladen hat. Wir für unsere Person sind willig und bereit, sie nach bestem

Vermögen abzutragen und wollen Euer Herzoglichen Gnaden fortan getreue Unterthanen sein!"

„Wir", fuhr der Syndicus nach einer Pause fort, als er das zweideutig lächelnde Angesicht des Herzogs erblickte: „Wir haben die gewisse Zuversicht, daß unser Wort bei dem gesammten Rathe und der Bürgerschaft seine Wirkung nicht verfehlen wird; aber dazu bedürfen wir Zeit, theils um unserer eigenen Sicherheit willen, theils um durch unvermittelte Vorschläge die eifersüchtige Bürgerschaft nicht zum Mißtrauen zu reizen!"

„Nun gut," sagte jetzt der Herzog besänftigt, „thut das, und Wir werden sehen, ob Ihr es ehrlich mit Uns meint!"

„Und will," setzte nun der Abgesandte hinzu, „unser gnädigster Landesherr nicht nun auch die Noth von uns nehmen, und die Stadt auf einige Zeit frei geben?"

„Das scheint Uns nicht nöthig," entgegnete der Herzog. „Wenn Wir das Feuer von der Königsschanze werden aufhören lassen, so ist die Noth zur Hälfte beseitigt. Die Ocker möge unterdeß Eure Straßen und Märkte bewässern; ihr Anblick wird desto schneller Euch und die Bürgerschaft zur Besinnung bringen!"

„Nicht doch, Ewr. Liebden," rief jetzt der König im freundlichsten Tone aus. „Lasset nur die Sprache Eures christlichen Herzens völlig laut werden. Es bleibt Ewr. Liebden doch immer die Macht in Händen, wenn ja die erwiesene Langmuth und Gnade an

Unwürdige verschwendet sein sollte. Mich dünkt aber, ein Gelübde der Treue, welches in Ewr. Liebden Gegenwart und in Gegenwart der edlen Abgesandten Kaiserlicher Majestät und auch Angesichts meiner eigenen Person abgelegt worden ist, könne doch nur aus treugesinntem, ehrlichen Herzen kommen!"

„Euer Königlichen Majestät Fürwort," antwortete der Herzog, „ist allerdings für mich ein Befehl; gebe Gott, daß dasselbe die erwarteten Früchte trage. Nun, so sei es denn," wandte er sich jetzt an die Abgesandten, „Wir bewilligen Euch zum letzten Male die erbetene Frist von drei Monaten, um Euch Zeit zur bessern Erkenntniß, zur endlichen Besinnung zu lassen. Wir werden noch heute die Schleußen öffnen lassen und den Strom wieder frei geben, auch Befehl ertheilen, daß das Feuer von der Königsschanze aufhöre. Denket an Euer Wort! Und nun gehet und thut, was zu thun ist!"

Und die Abgesandten verbeugten sich tief und verließen den Saal.

Noch am selben Tage hörte das Feuer auf der Königsschanze auf, und Tags darauf, den 7. Januar 1606, war die Stadt von Wasser frei und die Ocker floß wieder in ihrem natürlichen Bette.

Auf dem Neustadt-Rathhause aber saßen die

fünf Bürgermeister, die beiden Syndici und der ganze Rath zusammen und berathschlagten, was zu thun sei.

Nach beendigter Berathung nahm der Syndicus Dr. Röerhand das Wort und sagte:

„So sind wir also einig, uns dem Herzoge in keiner Weise zu unterwerfen, und den männlichen Kampf um die Freiheit unserer Stadt fortzusetzen, so lange noch ein Mittel uns übrig bleibt. Die Pässe sind nun offen. Wir werden nun zunächst an alle sächsischen und markbrandenburgischen Hansestädte Boten schicken und dringend und freundnachbarlich bitten, uns eiligst Kriegsvolk zu senden, und zwar nur zur Nachtzeit, damit weder das Haupt des Krieges, der Herzog, noch die kaiserlichen Brillenreißer sie zu erspüren vermögen. Für getreue Boten habe ich bereits gesorgt; sie sind im großen Gewölbzimmer versammelt und sind bereit, augenblicklich abzureisen. Der rothe Löwe von Braunschweig läßt sich nicht so leicht in seinen Käfig sperren! Sieg und Freiheit dem Löwen von Braunschweig!“

Und noch am selben Tage trugen die Boten ihre Schreiben nach allen Himmelsgegenden aus.

Capitel 6.

Frühlingswanderung.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!
Jes. 52, v. 7.

Die große norddeutsche Tiefebene wird im Süden des Fürstenthums Wolfenbüttel von einzelnen waldreichen Hügelketten durchzogen, unter welchen die Asse, welche sich bis zu achthundert Fuß über dem Meere erhebt, ganz besonders zu nennen ist.

Auf der höchsten Höhe dieses romantischen Bergzuges liegen schon seit dem Jahre 1492 die Ruinen der Asseburg, eines vom Herzoge Otto von Sachsen um das Jahr 904 erbauten, von Heinrich dem Vierten aber wieder zerstörten Schlosses. Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurde diese Burg zwar wieder aufgebaut, aber der Herzog von Braun-

chweig selbst, der mit dieser Stadt, zu welcher später die Asseburg gehörte, schon im fünfzehnten Jahrhundert in Zwiespalt war, ließ sie in dem obengenannten Jahre wieder niederreißen; und seitdem trauern diese Ruinen über verschwundene ritterliche Zeiten und ziehen manchen Wandrer auf angenehmen, schattigen Wegen zu sich hinauf, um ihm den Verfall alles Irdischen an ihrer eigenen gestürzten Herrlichkeit zu zeigen.

Dieses Weges gingen an einem freundlichen Märztage, der früher, als in andern Jahren, die Lieblichkeit und Wärme des nahenden Frühlings über die Erde ausbreitete, zwei Männer im traulichen Gespräche mit einander.

„Wie wohl thut mir diese warme Frühlingsluft,“ sagte der Eine. „Nun erst fühle ich, daß der liebe Herr im Himmel mir volle Gesundheit wieder geschenkt hat, daß ich noch einige Zeit mich meines Gottes hier auf seiner schönen Erde freuen soll. Und wenn Ihr, mein theurer, junger Freund, es auch mehr, als manch' anderer Arzt, fühlen möget, daß der Arzt im Himmel Eure Sorge und Arbeit segnen muß, soll sie anders gedeihen, so muß es Euch selbst doch große Freude bereiten, einen Kranken wieder gesund zu sehen!“

„Gewiß, mein ehrwürdiger Herr,“ antwortete der Begleiter, „obgleich die Freude eines Arztes über die Wiedergenesung seines Kranken nur ein schwaches Abbild der Freude sein mag, welche der Seelenarzt

über die endliche Rettung eines verlornen Menschen empfindet!“

„Und doch,“ setzte der Erste hinzu, „wurzelt die Freude Beider in demselben Trostgedanken göttlicher Langmuth und Gnade, und treibt in dem Geretteten, mag er vom drohenden Tode des Leibes oder der Seele erstanden sein, zu demselben Ziele. Ich mag es nicht gern für möglich halten, daß Jemand, der von einer schweren Krankheit wieder zum neuen Leben aufsteht, nicht auch zugleich im Geiste seines Gemüthes sich erneuerte. Es predigen zwar alle Schicksale unseres Lebens und alle Trübsal die Weisheit und Liebe Gottes; aber in der Krankheit des Leibes liegt doch ganz vorzüglich das Saamenkorn der besseren Erkenntniß seiner selbst, und somit der bessern Erkenntniß göttlicher Gnade und Barmherzigkeit!“

„Stellet Euch, lieber Nebelthau,“ fuhr Jener fort, als er sah, wie sein Begleiter in stiller Betrachtung neben ihm herschritt und wahrscheinlich an seine eigene Zeit der Krankheit dachte, — „stellet Euch einen Kranken vor, der des Nachts nicht schlafen kann. Rings um ihn herrscht tiefe Ruhe; selbst Die, welche des Tages über seiner pflegen, ruhen ermüdet aus. Er erscheint augenblicklich von aller menschlichen Hilfe verlassen und muß nothwendig den Blick auf sich selber wenden und mit seinen eigenen Gedanken verkehren. Die Leidenschaften, die im gesunden Zustande seines Leibes ihn beherrschten, schweigen jetzt; er ist herausgerissen aus seiner Lebensordnung, entfernt von

seinen Sorgen und Arbeiten, entzogen seiner gewohnten Freude und Lust, entrissen allen Gefahren, welche eine freie Thätigkeit über uns bringt. Sein Lebensgang steht gleichsam eine Zeit lang still und er muß sich umschauen, um den Ort zu erkennen, wo er angekommen ist, und den Weg überblicken, welchen er zurückgelegt hat. Meinet Ihr nicht, lieber Nebelthau, daß nun alle Bilder seines vergangenen Lebens vor seine Seele treten müssen? Die Krankheit bricht allen natürlichen Stolz, alle Hoffart, und reißet dem Menschen alle Waffen aus der Hand, mit welchen er bisher sich gegen Alle und gegen Alles vertheidigt hat, was er bisher als einen Feind und Widersacher seiner Lebensansichten betrachtete. Ach, da reden gar viele, bisher durch das Geräusch des Lebens, durch Arbeit und Lust unterdrückte Stimmen des Herzens und Gewissens ihre kräftige Sprache; die zerstreuten Gedanken werden gesammelt, und die Seele wird mit krank; das heißt, sie fühlt die Armuth und das bisherige traurige Stückwerk ihres wahren Lebens. Wer durch eine schwere leibliche Krankheit nicht zur Besinnung gebracht wird, wer nicht von seinem Krankenlager als ein neuer, besserer Mensch aufsteht, Dem ist das segensreichste Zuchtmittel, welches der langmüthige, weise und gnädige Gott zu unserm Seelenheile anwendet, ungenützt vorüber gegangen!"

„Oft schon," setzte der ältere Begleiter, der Niemand anders, als der treue, liebe Johannes Arndt sein konnte, seine Rede fort, — „oft schon habe ich,

wenn ich einen Menschen sah, den alle übrigen, traurigen Erfahrungen seines Lebens nicht zur Selbsterkenntniß, zur Reue und Buße führen konnten, von ihm gedacht, es fehle ihm nur noch ein hartes und schweres Krankenlager, an welches die drohende Gestalt des Todes tritt; es fehle ihm eine einzige einsame, stille Nacht, wo er, obgleich todesschwach und matt, doch nicht schlafen kann, wo er dann Einkehr in sich selber halten muß! Ach, rede mir Niemand Uebels von des Leibes Schmerz und Krankheit. Kommt nur erst der leibliche, irdische Arzt in's Haus, so steht der himmlische Arzt schon vor der Thüre und wartet nur auf das erste Flehen des Kranken: Herr, hilf mir! Auch hier gilt des Herrn Wort: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken!"

„Ja, ja," sagte Nebelthau still vor sich hin: „die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, und dem Kranken wird das Gebet des Glaubens helfen. Ach, mein ehrwürdiger Freund, ich kann es nicht begreifen, wie es Aerzte geben mag, welche sich um ihrer Kunst willen die Stütze des Glaubens, der Religion wankend machen, und über die Erforschung und Kenntniß des Leibes das Leben der Seele vergessen und herabsetzen!"

„O doch!" entgegnete Arndt. „Wenn der Arzt den menschlichen Leib in seine Theile zerlegt und mit gelehrten Mienen den Sitz der Seele im Herzen oder im Haupte, oder in den Nerven, oder sonst wo nachweiset, und Euch vordocirt, daß im Blute allein alles

Leben sei, und daß die Bildung einzelner Knochen und Muskeln nicht allein das Temperament, sondern auch die ganze geistige Richtung bestimme, und er dann den todten Leib der Verwesung anheim fallen sieht, so ist die Gefahr nahe, auch an die todte Seele zu denken. Freilich ein trauriger Schluß, der aller Weisheit und Liebe Gottes, mit welcher er das Band zwischen Seele und Leib geknüpft hat, spottet!"

„Ich fühle es immer mehr," sagte Nebelthau, „wie gerade der Arzt ohne innigen herzlichen Glauben, seine Kunst selber herabsetzt und vernichtet und sich der kräftigsten Stärkungsmittel in Führung seines schweren Amtes beraubt. Wie viele Krankheiten gibt es, die nur dann weichen, wenn das Herz wieder zum Frieden mit Gott gekommen ist! Wie will nun der Arzt auch auf das mühselige und beladene Herz seines Kranken wirken, wenn er selber an die Hilfe von Oben nicht glaubt, wenn er weder durch Blick, noch durch Miene, noch durch Wort den Leidenden erkennen läßt, daß er mit ihm in dem Einen, was noth thut, Eins sei? Noch mehr! Wie will der Arzt seiner schweren Pflicht genügen, die ihn oft in Gefahr für seine eigene Gesundheit bringt, wie will er seinen Muth erhalten, wie will er Geduld lernen und mit den Schwachen und Kranken Nachsicht haben, wenn er dies nicht Alles aus dem Reichthum seines innigen Glaubens schöpft, wenn nicht das kindliche Vertrauen auf Gottes allmächtigen Schutz und gnädigen Beistand ihn stärkt und an Krankenbetten ruhig aus-

halten läßt? Wie will der Arzt aus Liebe zu seinen kranken Brüdern Mäßigkeit und Enthaltsamkeit üben, damit er jede Stunde des Tages und der Nacht fähig ist, zu rathen und zu helfen und immer liebreich und unverdrossen sein schweres Amt zu erfüllen, wie mag er solches thun aus Liebe zu den Brüdern, wenn er Gott nicht liebt? Und wiederum, wie mag der Kranke einem Arzte, der keinen Glauben hat, sein kostbarstes Erdengut, sein leiblich Leben anvertrauen?"

„Ach, wie erfreut mich dies Wort!" rief Arndt aus und blieb, weil der Weg etwas bergan führte, stehen. „So wie ein Gärtner mit stillem Vergnügen seine Flur überschaut, die er mühsam bearbeitet hat, und die nun da steht in blüthenreicher Pracht, so erquickt es einen Seelsorger, wenn er in seiner Gemeinde auf Seelen stößet, die den erworbenen Segen des gepredigten Gotteswortes in Wort und Werken offenbaren! Und wie dank' ich's Euch, mein theurer Freund, daß Ihr mich zu diesem Spaziergange nicht allein überredet, sondern auch begleitet habt!"

„Seht," fuhr er dann fort, „hier hat eine freundliche Hand eine Bank errichtet; ein wenig Ausruhen wird uns wohl thun. Wie lieblich liegt die Landschaft vor uns; wenn auch noch halb erstorben, so quillt doch überall das neue Leben hervor. Möchte man nicht sagen, der Winter sei eine Krankheit der Erde, und der Frühling die Zeit der Wiedergenesung des neuen Lebens? Seht nur," fuhr Arndt freudigen Tones fort, und zeigte mit seinem Wanderstabe links

und rechts auf die erwachende Erde, — seht nur, wie der Huflattich seine Knospen entwickelt, und dort der heimtückische Kellerhals sein pfirsichfarbenes Antlitz aufthut! Auch die Erle und die Haselnuß haben ihre Blüthen ausgehängt, und die Saalweide weidet ihre Blüthenkätzchen im Sonnenschein. Dort schwatzt eine große Menge breitblätteriger Crocus miteinander und erzählen den lieben Veilchen, wie es doch so schön ist auf Gottes Erde! Und dort unten in der Aue, die sich in die Stadt zurückzieht, blickt der Blüthenhimmel der Cornelkirsche zu uns herauf! Ach, mein Freund, wie ist doch der Herr so freundlich und gnädig! Ja, steiget nur zum Himmel auf, ihr Lerchen dort unten auf den Feldern, und singet euer Loblied! Auch ihr Bienlein möget mit summen und euch freuen, daß die Arbeit wieder anfängt. Ist mir's doch, als hätte ich in meinem ganzen Leben mich niemals des Frühlings so erfreut, wie heute! Vielleicht weil er den Kalender Lügen straft, und eher einzieht, als ihm der Kalendermann die Thore geöffnet hat!"

„Was ist das für ein Geräusch!" unterbrach hier Nebelthau seinen Begleiter. „Das klingt wie Hufschlag! Ohne Zweifel; dort sehe ich zwei Reiter quer durch den Busch brechen; sie haben gerade die Richtung nach uns!"

„Seid Ihr doch fast furchtsam!" rief Arndt lächelnd aus. „Findet Ihr es so außerordentlich, daß außer uns Beiden auch Andere diese Anhöhe besuchen, um

einen freien Blick in's Braunscheiger Land zu gewinnen?"

„Nein, das nicht!" entgegnete der Arzt. „Aber das müssen vornehme Herren sein! Seht nur das reichgestickte Koller, das blinkende Barett mit den wehenden Federn, die prachtvoll gezäumten, edlen Rosse. Jetzt haben sie uns gesehen und kommen auf uns zu!"

Und die beiden Reiter waren in wenig Augenblicken so nahe, daß Arndt und sein Begleiter sich von der Bank erhoben, um sie mit respectvoller Verbeugung zu begrüßen.

„Nein, ich irre mich nicht," rief plötzlich der eine Reiter aus, und fuhr zu dem Andern gewendet fort: „Gnädigster Herr, das ist der Pfarrer Arndt aus Braunschweig!"

Wie der Herzog Heinrich Julius, denn dies war er, diesen Namen hörte, hielt er schnell sein Roß an, bog sich nach den beiden Wanderern zurück und fragte: „Ist es wahr, seid Ihr der Johannes Arndt?"

„Euer Fürstlichen Gnaden zu dienen!" antwortete dieser und wiederholte seine Verbeugung.

„Wißt Ihr was, Reitze," sagte nun der Herzog, „wir haben auch nur zu gewinnen, wenn wir hier ein wenig bleiben!" Und damit schwang er sich schnell vom Pferde, warf seinem Geheimsecretär, der dasselbe that, den Zügel zu und trat dem Pfarrer näher.

„Seid mir gegrüßt, Ihr braver, biederer Mann!" sprach der Herzog und reichte ihm freundlich die Hand.

„Mich hat es lange schon getrieben, Euch persönlich kennen zu lernen, um Euch für Euer Buch vom wahren Christenthum zu danken! Wie steht es mit den übrigen drei Büchern, die Ihr uns versprochen habt?"

„So Gott will, soll das zweite Buch bald erscheinen," antwortete Arndt.

„Sagt mir," fuhr der Herzog in etwas spitzigem Tone fort, „das wahre Christenthum, das Ihr uns so erbaulich beschreibt, habt Ihr doch wohl nicht in Braunschweig studiren können?"

„Mein gnädigster Herr," entgegnete Arndt mit schmerzlichem Lächeln, „es gibt allerdings nur einen Ort, nur eine Hoheschule, wo das wahre Christenthum gelehrt und gelernt wird, nämlich die heilige Schrift, und es gibt nur eine Gemeinde, in welcher es geübt wird, nämlich die Gemeinde der Heiligen, die unsichtbare Kirche!"

„Ich sehe, Ihr wollt nichts auf Braunschweig kommen lassen," sagte der Herzog lächelnd.

„Wenn Euer Fürstl. Gnaden mir erlauben," fuhr Arndt fort, „so habe ich dies allerdings nicht ausdrücken wollen. Ich könnte vielmehr, ohne Jemandem wehe zu thun, sagen, daß ich mich eben deshalb erdreistete, ein Buch vom wahren Christenthum zu schreiben, weil ich, es sei Gott geklagt, fast überall nur das falsche kennen lernte!"

„Nun, und ärntet Ihr die Früchte Eurer Arbeit?" fragte der Herzog weiter.

„Eben in diesem Augenblicke,“ antwortete Arndt, „ärnte ich eine köstliche Frucht!“

„Ei, Herr Pfarrer,“ rief der Herzog lächelnd aus, „könnt Ihr denn auch schmeicheln?“

„Ich dachte nicht daran,“ entgegnete Arndt mit flüchtiger Röthe. „Ich wollte nur die erfreuliche Wahrheit aussprechen, wie wohl es mir thut, aus dem Munde Euer Fürstl. Gnaden zu vernehmen, daß die Sorge um das wahre Christenthum auch Dero Herz erfüllt. Die Fürsten und Herren dieser Welt sind nicht immer gern Diener und Knechte im Reiche Gottes.“

Der Herzog schien von diesen Worten ein wenig betroffen; als er aber in das edle milde Auge des freimüthigen Mannes schaute, nahm seine Miene wieder den Ausdruck herzlicher Zuneigung an. „Ich nehme,“ sagte er, „gern meinen Theil von diesem Vorwurfe auf mich, und ich darf Euch gestehen, daß Euer Buch nicht ohne Segen für mich gewesen ist und ferner sein wird. Aber wenn Ihr diesen Stadtherren da drinnen ein wenig wahres Christenthum beibringen könntet und ihre Hoffart beugen, es stände besser um sie und um die Ruhe im Lande!“

„Ist der junge Mann Euer Sohn?“ fuhr der Herzog jetzt fort, als Arndt in bescheidenem Schweigen verharrte.

„Nein, mein gnädigster Herr!“ antwortete dieser. „Gott hat mir keine Kinder gegeben. Es ist ein junger Arzt, Namens Nebelthau, aus Bremen hierher

gekommen, mir aber ein lieber Freund und Helfer geworden."

„Und was führt Euch Beide hierher in die Nähe dieser Burg?" fragte der Herzog.

„Der warme Frühlingstag hat uns herausgelockt," antwortete der Pfarrer; „mir aber besonders soll dieser Spaziergang zur leiblichen Kräftigung dienen, da ich erst unlängst von einer schweren Krankheit mit Gottes Hilfe wieder erstanden bin!"

„Nun, sorget für Euer Wohlsein," setzte der Herzog freundlich hinzu. „Männer, wie Ihr, können nicht lange genug leben! Mich hat es herzlich erfreut, Eure Person kennen zu lernen, da Eure Schrift mir so lieb und werth geworden ist. Gott schenke Euch Kraft und langes Leben und reichen Segen Eurer Arbeit; — zunächst in Braunschweig selbst. Dort thut's am Meisten noth!"

Darauf reichte er ihm nochmals freundlich die Hand, schwang sich dann mit ritterlicher Gewandtheit auf sein Roß und eilte langsam davon. Neitze aber, der Secretär, winkte traulich mit der Hand den beiden Männern zu und folgte seinem erlauchten Gebieter.

Während nun Arndt und Nebelthau ihren Weg weiter bis hinauf zur Burg fortsetzten, schlugen die beiden Reiter die Richtung nach dem großen Vahlberg ein. Sie ritten eine Zeit lang stillschweigend neben einander; der Herzog schien mit ernsten Gedanken beschäftigt, die, da sein Blick zuweilen nach Braunschweig hinschweifte, wohl der Betrachtung

dieser Stadt und seiner Bewohner gelten mochten. Von bewilligtem, dreimonatlichem Waffenstillstande war die Hälfte abgelaufen, und noch hatte sich kein Zeichen kund gegeben, welches auf eine Unterwürfigkeit des stolzen Braunschweiger Löwen schließen ließ.

„Ich fürchte," sagte jetzt der Herzog, „ich habe meine Huld und Gnade an Undankbare und Unwürdige verschwendet. Wenn das Gerücht wahr ist, daß von mehrern Seiten fremdes Kriegsvolk zur Stadt gezogen ist, so stehen diesen Herren Bürgern da drinnen noch schreckliche Tage bevor. Bei meiner Seele, betrügt mich die stolze Stadt dies Mal wieder, dann soll keine Barmherzigkeit mehr in mein Herz kommen!"

„Irre ich nicht," sagte der Secretär, „so kommt dort ein Trupp Reiter auf uns zu; und zwar in die Farben der Stadt gekleidet. Ja ja, sie schwingen das Fähnlein mit dem rothen Löwen!"

„Ich will doch nicht fürchten, daß sie sich erkühnen, auf uns Jagd zu machen!" rief der Herzog aus, als er sah, wie die Reiter, etwa dreißig Pferde stark, sich plötzlich in wilden Galopp setzten, und die gerade Richtung nach ihm einschlugen.

Noch ehe aber der Herzog nach seiner Pistole greifen konnte, blitzten dort mehrere Feuer auf, und pfeifend flogen einige Kugeln rechts und links an ihm vorüber.

„Gott verdamme diese Räuber und Mörder!" rief der Herzog aus. „Hier wäre es Wahnsinn, sich gegen

eine so starke Rotte von Wegelagerern zu vertheidigen. Auf, Reitze, laßt uns unser Leben retten!"

Und nun flogen die Beiden auf ihren flüchtigen Rossen über die Ebene dahin. Aber auch die andern Reiter stürmten in wilder Jagd ihnen nach und erfüllten mit rohem, weithintönendem Geschrei die Luft. Die kühnsten und flüchtigsten unter ihnen waren bis auf Pistolenschußweite den Fliehenden nahe gekommen, und drückten das mörderische Geschoß auf sie ab.

Da zuckte Paul Reitze, wie von elektrischem Schlage getroffen, zusammen, und als er die Hand an seine linke Seite legte, war sie mit warmem Blute gefärbt.

„Ich bin verwundet!" rief er dem Herzoge zu. „Aber eilet, mein gnädigster Herr, eilet! Um Gottes willen, rettet Euch!"

Der edle Herzog wollte aber doch sein Pferd anhalten, um dem verwundeten Mann Hülfe zu leisten. Wie Reitze dies merkte, rief er ihm auf's Neue zu: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet Euch, mein gnädigster Herr! Ich bin nur leicht verwundet! Ich folge Euch! Bald sind wir in Sicherheit, wenn wir dort den Busch gewonnen haben! Dann schlaget den Weg zur Rechten ein! Unsere Rosse setzen sicher über den schmalen Abgrund!"

Der treue Diener redete schon die letzten Worte abgebrochen und mit schwacher Stimme. Wohl flog sein edles Roß noch wie ein Pfeil dahin; aber der Reiter bog sich plötzlich auf die Seite und stürzte astlos, leblos zur Erde nieder, und das Roß, sei-

nes Lenkers beraubt, rasete wie ein Sturmwind dahin und war bald im Dickicht verschwunden.

„Halloh! halloh!" erscholl es nun aus dem Trupp; ein wildes Freudengeschrei erfüllte die Luft. Bald hatten die Vordersten die Stelle erreicht, wo Reitze in seinem Blute lag. Sie hielten an, sprangen vom Pferde und fielen wie hungrige Geier über den Raub her.

„Das ist der Wolfenbüttler!" rief Einer aus.

„Der Herzog selber!" versicherte der Andere und kniete auf den Körper nieder. „Nun, der hat's überstanden!" fuhr er ruhig fort. „Das war ein Meisterschuß, Thomas! Seine hundert Gulden werth! Todt oder lebendig, der Preis ist unser!"

Unterdeß waren auch die Uebrigen herbeigekommen und sprangen von ihren Pferden. „Wir haben das Haupt des Krieges!" rief es ihnen entgegen. „Der Herzog ist unser!"

„Zum Teufel!" schrie nun ein Anderer. „Das soll der Herzog sein? Den kenne ich besser, der ist es nicht; das ist sein Schreiber, der Reitze! Auf! das edle Wild ist noch nicht erlegt! Hundert Gulden, wer den Herzog einliefert, todt oder lebendig!"

Und nun bestieg der wilde Trupp wieder die schnaubenden Pferde und jagte dem entflohenen Fürsten nach. Aber dieser hatte Zeit gewonnen, sich seinen Verfolgern zu entziehen. Eine halbe Stunde noch durchwühlten die Räuber das Gehölz und umkreiseten es von allen Seiten; aber das edle Wild

das sie erjagen wollten, war entschwunden. Die Pferde versagten den Dienst, und die wilde Horde mußte nun langsam den Weg zurückreiten.

Als sie wieder bei dem Leichnam Reitze's ankamen, stieg Einer ab, zog des Fürsten Siegelring von des Todten Hand, bestieg ruhig und zufrieden sein triefendes Thier und kehrte mit den Uebrigen triumphirend in die Stadt zurück.

Arndt und Nebelthau verweilten unterdeß immer noch in der Nähe der Asse, mühsam besorgt, ob sich von dem Gesteine, das sie hier auffanden, etwas für ihren Schmelztiegel Brauchbares finden möge. Da drang nach und nach ein immer lauter werdendes Knistern, wie vom Bruche dürrer Aeste, an ihr Ohr, und dazu ein starker Fußtritt, der zu laut wiederhallte, als daß er von einem Menschen herrühren könnte.

„Das ist doch fast, als ob ein wildes Thier sich zu uns Bahn bräche!" rief Nebelthau aus.

„Was könnte es sein?" fragte Arndt nicht ohne Besorgniß. „Sollten wirklich die einzelnen Schüsse, die wir unlängst in der Ferne gehört haben, von einer großen Jagd herrühren?"

„Laßt uns dort hinter der Mauer Schutz suchen!" sagte der Arzt. „Wir sind Beide ohne Waffen!

Mag's ein Eber oder ein Hirsch sein, ein gejagtes, vielleicht verwundetes Wild ist doppelt zu fürchten."

Die beiden Wanderer beeilten nun ihre Schritte, um hinter einer Mauer, durch welche ein schmales offenes Pförtchen führte, Schutz zu finden und harrten mit bangem Herzen des Ausgangs dieser ungewöhnlichen Erscheinung. Jetzt kam das räthselhafte Geräusch näher, und der schwere Tritt eines Thieres war nun deutlich zu unterscheiden.

„Das ist ja gerade, als ob es auf die Pforte zukäme!" rief Arndt aus. „Möge Gottes Hand uns schützen!"

Es war nun allerdings so. Die schweren Tritte näherten sich der Pforte und bald darauf wurde ein in reicher Tracht gekleideter Ritter sichtbar, der ein müdes Roß am Zügel hinter sich darein zog.

„Das ist der Herzog!" rief Arndt leise und in großer Verwunderung aus, trat aber dann aus seinem Versteck hervor und sagte: „Ew. Fürstliche Gnaden!"

Der Herzog fuhr bei dem Tone dieser Stimme zusammen und griff schnell nach seinem Schwerte; als er aber die beiden Wanderer wieder erkannte, erheiterte sich plötzlich die gewittervolle Nacht seines Antlitzes. „Ihr seid es?" rief er aus. „Ihr gehört doch wohl nicht zu der Bande Räuber und Mörder, welche das getreue und liebe Braunschweig gegen seinen Fürsten aussendet!"

„Um Gottes willen, gnädigster Herr, was ist geschehen?" fragte Arndt in höchster Besorgniß.

„Nichts weiter!" antwortete der Herzog mit bitterm Lächeln. „Die lieben Herrn von Braunschweig haben eine kurzweilige Jagd gehalten, und ihrem Fürsten endlich mit Freudenschüssen den Huldigungseid geleistet. Zwar ist der arme Paul Neitze dabei um's Leben gekommen und mein armes Roß ist angeschossen wie ein wildes Thier, aber es ist doch etwas Köstliches um Treue und Glauben!"

Arndt vernahm diesen Ausdruck des bittersten Schmerzes mit tiefer Trauer. „Das thut ein Volk, das Christi Namen trägt!" sagte er wehmüthigen Tones für sich hin. „Die Langmuth des Herrn geht zu Ende und sein Gericht beginnt!"

„Könnt Ihr mir vielleicht einen Becher Wassers verschaffen?" fragte der Fürst. „Der Zorn hat mir Seele und Leib vertrocknet, und ehe ich mit dem matten und kranken Thiere nach Wolfenbüttel komme, wird die Pein noch groß werden!"

„Gott sei tausend Dank!" rief Nebelthau aus: „hier kann ich helfen!" Und dabei zog er aus der breiten Schooßtasche seines Kleides ein Fläschchen mit Wein und Wasser gefüllt und reichte es dem Herzoge dar.

„Das ist nicht für mich bestimmt!" sagte der Herzog ablehnend. „Das soll doch wohl ein Labetrunk sein für Euern alten Freund!"

„Mein gnädigster Herr," sagte Arndt schnell, „ich bedarf dessen nicht. Gott hat mich so herrlich erquickt

und gestärkt, daß ich weder nach Speise noch Trank verlange!"

„Nun so gebt mir's," sprach der Herzog fast in bittendem Tone und trank dann den Inhalt des Fläschchens mit sichtbarem Wohlbehagen. „Ach, wie erquickt das!" rief er aus, und fuhr dann zu seinem Pferde gewendet fort: „Du armes Thier, du siehst dich nach mir um und bist wohl noch durstiger, als ich. Nun gedulde dich, es soll dir dann desto reichlicher vergolten werden, daß du deinen Herrn aus der Mörder Hände gerettet hast!" Und dabei klopfte er des Thieres Hals und war so bewegt, daß seine Stimme schwankend wurde.

„Liebe Herrn," sagte er dann zu den Beiden, „ich danke Euch für Euer Mitleid, das Ihr mit einem Fürsten habt, der in seinem eigenen Lande seines Lebens nicht mehr sicher ist. Rettung um Rettung!" fuhr er dann mit plötzlich erwachendem Zorne fort: „Verlasset noch heute diese Stadt da unten, morgen möchte es zu spät sein, Euer Leben zu retten!"

„Und dann noch Eins," fügte er hinzu, als er sich bereits auf's Pferd geschwungen hatte: „Findet Ihr vielleicht auf Euerm Wege den Leichnam meines armen, treuen Reitze, so sorget, ob Ihr ihn nicht in irgend eine Hütte schaffen lassen könnet, und sorget dann für eine sichere Wacht, bis ich ihn, was noch heute geschehen soll, habe abholen lassen. Und nun Gott mit Euch!"

Und so schlug der Fürst die Richtung nach Wol-

fenbüttel ein, und war bald den Beiden aus den Augen entschwunden. Arndt aber und sein junger Freund nahmen den Weg in die Stadt zurück.

„So freudig zogen wir aus," sagte Arndt, „und so betrübt kehren wir heim! Wenn ich auch nicht glauben mag, daß der Rath selbst diese verrätherische, mörderische Jagd angeordnet hat, so hat er sie doch durch den Trotz verschuldet, mit welchem er gegen den Herzog beharrt. Gott weiß es, wohin dieser grausame, blutige Streit noch führen wird! Wohin wir sehen, nichts als wild entbrannte Partheien, Rüstungen zu gegenseitigem Verderben, Aufruhr und Verrath, Herrschaft und Herrschsucht im mörderischen Kampfe. Ach, und wäre es noch um ein besseres Gut, wäre es der Kampf des Glaubens gegen den Unglauben, der Tugend gegen das Laster, der wahren christlichen Freiheit gegen die Sclaverei der Welt, der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit gegen den Druck der Tyrannei und der Lüge, — so wäre doch ein edles Element in diesen Kämpfen; und wie auch die Würfel fielen, die edle, theure Gottessache hätte ihren Segen, selbst in zeitweiliger Niederlage. Aber so ist's der Mammon und die Hoffart, die Heuchelei und Falschheit, welche über dies schöne, fruchtbare und gesegnete Land die Greuel des Krieges ausbreiten und Glauben und Gottesfurcht untergraben!"

„Und mitten drin," fuhr Arndt mit schmerzlicher Klage fort, „steht der Prediger des Wortes Gottes, und predigt das Wort von der Versöhnung und vom

Frieden, von der Buße und vom Evangelio und von dem einen Hirten und der einen Heerde! Ist es nicht ein Spott für Kanzel und Altar? Ist nicht das Gotteshaus und die ganze Gemeinde eine Wüste, in der die Stimme des Predigers verhallt? Warum vollenden diese Bürger nicht ihr begonnenes Werk, und machen die Kirchen zu Arbeitsstätten und Waarenmagazinen, und jagen die Prediger zum Tempel und zur Stadt hinaus? Das ist das namenlos große und traurige Halb-Christenthum der Kinder dieser Welt. Um Glauben zu haben, sind sie bei all' ihrer Tagesweisheit zu unwissend, und um den Unglauben zu bekennen, sind sie zu feig! Um Gott zu dienen, zu hoffärtig, und wiederum zu unehrlich, um zu gestehen, daß sie sich nur selber dienen! Ich bin wohl zu alt dazu, aber Ihr, mein junger Freund, Ihr werdet es noch erleben, daß der Herr das Gericht über seine zerrissene, dem Mammon und der Lust dieser Welt anheimgefallene Kirche heraufkommen läßt! Es werden Ströme von Menschenblut fließen müssen, ehe die Menschheit aus ihrem Tode erwacht und im Geiste und in der Wahrheit sich zu Christo bekehrt."

„Du treuer Gott," fuhr Arndt weiter fort: „die Gemeinden brüsten sich, daß sie vom Papstthume abgefallen sind. Sechzig Jahre sind kaum verflossen, daß unser Luther seine Augen schloß, und wahrlich, es ist jetzt schlimmer, als zur Zeit des Papstthums. Was hilft die Verwerfung des heiligen Vaters in Rom,

wenn damit zugleich der heilige Vater im Himmel weggeworfen wird! Was hilft das Brüsten mit der heiligen Schrift und dem Evangelio, das nun frei gegeben sei, wenn Niemand daran glaubt oder darnach lebt? Was hilft die Verwerfung der Messe und die Anbetung der Heiligen und des Fegefeuers und der Seligkeit aus den Werken, wenn der Mensch nicht sich selbst Gott zum Opfer bringt, und mit dem Kleide den Leib mit hinwegwirft, und das zwischen Himmel und Erde aufgerichtete Fegefeuer zu einem höllischen Feuer auf Erden herabzieht, und sich aus seinen Werken die Verdammniß bereitet? Unsers Luthers prophetisches Wort, daß, wenn die Gemeine in Deutschland das Evangelium zu mißbrauchen fortfahren werde, Gott sie auch verstoßen und von sich werfen und sich ein anderes Volk auslesen werde, welches ihm für solche große Gnade dankbar sei — dies prophetische Wort hat mich immer tief geschmerzt, um meines Volkes, meines Vaterlandes willen. Aber ich fühle es, der Mann Gottes hat nur geredet, was der Geist ihm gab auszusprechen. Es wird die Zeit kommen, wo Deutschland mitten in der Heiden Lande liegt! Wie soll und kann es auch anders kommen! Sie haben Ohren und hören nicht, und haben Augen und sehen nicht; sie dulden es wohl, daß man sie lehre, aber sie achten es nicht; und wenn alle Prediger des Wortes Gottes Tag und Nacht beteten und ermahnten, und mit Bitten und Flehen nicht abließen, es kommt doch kein Fünklein Demuth in das hoffär-

tige Herz, kein Tröpflein Geduld in den schäumenden Becher der Lust! Gott der Herr selbst mag drohen, und Zeichen und Wunder thun, es hilft Alles nichts! Dies verkehrte Geschlecht läßt sich auf seinem Wege nicht hemmen! Ach, Gott erbarme sich doch!"

Hierauf wurde der betrübte Seelsorger still, und schritt mit gesenktem Haupte der Stadt zu. Nebelthau wagte den Begleiter nicht zu stören; auch war er selber der ernstesten Gedanken voll, die seine Seele bewegten.

Kaum war Arndt in sein Wohnhaus zurückgekehrt, und hatte die freudige Begrüßung seines treuen Weibes und Odiliens empfangen, als sie Alle durch einen gewaltigen Straßenlärm an's Fenster gezogen wurden. Eine große Menge Volks, Weiber und Kinder in überwiegender Anzahl, wogte lachend und schreiend durch einander. Größere Buben schrieen wild durch einander: „Der Bischof von Dettum, der Bischof von Dettum!" Und dabei warfen sie mit Sand und Steinen und Erdklößen nach einem Manne, der auf einem lahmen Pferde ritt.

Welch eine seltsame Gestalt! Ein schäbiger, zerrissener, grüner Mantel hüllte den Reiter vom Halse bis auf die Füße herab ein; die langen Haare des entblößten Hauptes schlug ein leichter Wind auf und nieder, als wolle er den Reiter zu eiligem Schritte antreiben. Aber der Mann war nicht frei; ein brei-

ter, lederner Gut ging über seinen Schoos hinweg und band ihn an den Rücken des Thieres vest.

War dies ein Possenreißer, der dem Volke ein Fastnachtsspiel bereiten wollte? Nein, dazu fehlte dem Mann das Narrenantlitz und das Narrenlächeln. Seine Stirn drückte vielmehr die ernsteste, tiefste und schmerzlichste Trauer aus; sein Haupt war gesenkt und seine Augen zur Hälfte geschlossen. Vorne ritten zwei Kriegsknechte, zwei andere folgten; aber alle Vier brachen in wildes, schreiendes Lachen aus und reizten das Volk, das sich aus allen Straßen und Winkeln her immer mehr ansammelte, zu noch größerm und lauterm Spott. Der Mann aber auf dem lahmen Pferde rührte sich nicht; still und geduldig trug er Spott und Hohn, und hielt die Hände über des Pferdes Mähnen gefaltet.

„Das ist der König von Zion!" rief eine Stimme und tausendstimmiges Gelächter belohnte das Witzwort.

„Machet die Thore weit," schrie nun ein Anderer, „daß der König der Ehren einziehe!"

„Nun, Herr Pfaffe," sagte ein Dritter und fiel dem lahmen Pferde in die Zügel: „Predigt uns doch Etwas! Ihr seid ja in Eurem besten Priesterstaate und sitzet bequem auf Eurer lebendigen Kanzel!"

Da hob der gefesselte Reiter seine rechte Hand empor und sprach ruhig: „Meiner möget Ihr spotten! Aber der im Himmel wohnet, läßt sich nicht spotten!"

„Amen! Amen!" schrie das rohe Volk. „Eine

kurze Predigt, aber erbaulich!" Und nun erhob sich auf's Neue das schauerlich wilde Gelächter eines wahnsinnigen Pöbels, und Staub und Erde flogen gegen den Reiter.

„Also hier wollt Ihr absteigen?" fragte nun einer der Landesknechte den gefesselten Mann, als dieser gerade unter Arndt's Fenster angekommen war.

„Nun," sagte ein Zweiter, „wir halten Wache am Hause! Ihr entrinnet uns nicht! Fünfzig Thaler, ein Fuder Heu, und einen Wispel Hafer! Habt Ihr's verstanden?"

Die Kriegsknechte banden nun den Reiter los und ließen ihn in das Arndt'sche Wohnhaus eintreten, während sie selbst wie Wachposten auf und nieder gingen und mit dem versammelten Volkshaufen ihren Spott forttrieben.

Arndt, der mit den Seinen dies Alles mit angesehen und angehört hatte, mußte alle seine Trostworte anwenden, um die bis zum Tode erschrockenen Frauen zu beruhigen. Zuletzt nöthigte er sie in's Nebenzimmer und bat den jungen Nebelthau, sie dahin zu begleiten; er selber wollte allein der Dinge warten, die da kommen sollten.

Bald öffnete sich nun die Thüre und der Reitersmann mit dem grünen Mantel, der ihm auf dem Rücken zugebunden war, trat herein.

„Um Gottes willen," rief jetzt Arndt aus, „seid ihr nicht der Pfarrer zu Dettum, Herr Ebert?"

„Ja,“ antwortete er, „ich bin's. Der Diener Gottes steht im Kleide des Narren vor Euch!“

„Das ist eine That der Gewalt, der schändlichsten, rohesten Gewalt!“ fuhr Arndt in tiefster Erbitterung fort. „Ich bitte Euch, mein armer, theurer Amtsbruder, wie hat Solches geschehen können?“

„Die Braunschweiger Reiter haben es gethan!“ antwortete Christoph Ebert. „Wie eine wilde Räuberhorde fielen sie in mein friedliches Dorf, rissen den Schaafstall nieder und schleppten mit sich fort, was sie nur tragen konnten. Sie drangen in die Hütten der Armen und tobten wie Wütheriche. Ich wollte mich der armen Leute annehmen, aber da ergriffen sie mich, warfen mir dies Narrenkleid über, banden mich auf ein hinkendes Roß, und trieben mich unter Schmach und Spott hierher!“

„Und warum belagern diese rohen Männer noch mein Haus?“ fragte Arndt. „Seid Ihr nicht frei?“

„Noch nicht!“ entgegnete der Pfarrer. „Aber ich kann es werden! Und das ist's, was mir den Muth gegeben hat, bei Euch einzutreten. Diese Leute verlangen für meine Freiheit fünfzig Thaler, ein Fuder Heu und einen Wispel Hafer!“

„Nun,“ sagte Arndt, mit schmerzlichem, fast spöttischem Lächeln, „das Kriegsvolk unserer Zeit versteht den Handel doch noch etwas besser, als Judas. Ihm war der Herr nur dreißig Silberlinge werth; wenn Ihr nun, als ein Diener des Herrn, um das Fünf-

oder Sechsfache mehr werth gehalten werdet, so ist das doch ein Fortschritt im Christenthum!"

„O Herr, mein Gott," fuhr er dann im ernsten Tone fort, „vergieb mir dies sündliche Wort! Welch ein armes, gottverlassenes Volk! Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht Einer. Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage. Sie sind Alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden; da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer. Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglich; Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht; es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen! Ach Herr, willst du dich dieses armen Volkes nicht erbarmen."

„Erbarmet Euch auch mein" bat der arme Pfarrer Ebert.' „In etwa acht Tagen werde ich das Heu und den Hafer zusammengebracht haben, und ich werde den Soldaten darauf einen Schuldschein ausstellen; aber mit dem Gelde weiß ich mir keine Hilfe. Ich besitze nicht fünfzig Groschen, wie viel weniger fünfzig Thaler. Binnen heut und einem Jahre hoffe ich mit Gottes Hilfe das Geld zurück zu zahlen. Könnt und wollt Ihr mir in meiner Noth helfen?"

„Ob ich will?" fragte Arndt im Tone herzlichsten Mitleides. „Ach muß ich denn nicht? Wäre

ich nicht schlechter, als die Kriegsknechte da unten, wenn ich Euch in ihrer Gewalt ließe!"

Und damit holte er einen Schlüssel herbei, um einen Wandschrank aufzuschließen. Daraus nahm er ein Kistchen, stellte es klirrend auf den Tisch und sagte, fröhlich wie ein Kind: „Hier ist Euer Lösegeld!"

Dann schloß er auf und schüttete den ganzen Inhalt auf den Tisch und begann zu zählen. Nicht lange aber dauerte es, so legte sich über sein fröhliches Angesicht eine trübe Wolke. Als er das ganze Geld überzählt hatte, nahm er das Kistchen wieder zur Hand und schaute in alle vier Winkel, ob nicht irgend wo noch ein Stück verborgen sei; dann durchsuchte er den ganzen Wandschrank, mit demselben ungünstigen Erfolge.

„Mein Bruder," sagte er nun, „ich hielt mich für reicher, als ich bin; das sind nur neunzehn Thaler und einige Groschen! Aber geduldet Euch nur, das Geld muß herbei!"

Er klopfte nun an die Thüre, die in's Nebenzimmer führte und sagte: „Anna, komm nur heraus; es ist ein guter, lieber Freund, der Dir nichts zu Leide thut. Bring aber Deine Casse mit!"

Und nach kurzen Augenblicken trat die Hausfrau schüchtern und in Begleitung Odiliens und Nebelthau's wieder in's verlassene Zimmer zurück: „Fürchtet Euch nicht," rief ihnen Arndt zu, als er sah, daß die Frauen vor der seltsamen Mannsgestalt erschra-

ken. — „Die Kriegsknechte der Stadt Braunschweig haben dem lieben Pfarrer Ebert von Dettum einen grünen Spottmantel umgehangen. Unser Herr Jesus Christus mußte einen rothen tragen! Ja, — das wollte ich Dir sagen, liebe Anna," — unterbrach er sich plötzlich, „schütte doch einmal Deinen ganzen Reichthum hier aus. Herr Ebert braucht fünfzig Thaler Lösegeld, und mein Vorrath will nicht reichen."

Frau Anna nahm aus einem Tischkasten ein kleines Beutelchen, stülpte es um und ließ den ganzen Inhalt auf den Tisch fallen.

„Das ist Alles, was Du hast?" fragte Arndt verwundert und traurig, als er sah, daß die Summe kaum zwei Thaler betrug.

„Gewiß, lieber Herr," antwortete die Hausfrau.

„Ich habe auch noch Etwas," fiel Odilia schüchtern und vor Scham glühend ein, und legte ein Beutelchen auf den Tisch.

„Nun ich auch," setzte Nebelthau hinzu und that ein Gleiches. „Es mag freilich nur ein Weniges sein, aber ein Schelm giebt mehr, als er hat."

„Das ist freilich nicht zureichend," sagte Arndt traurig, als er sah, daß der gesammte Reichthum der vier Beitragenden sich auf einige Groschen über fünf und zwanzig Thaler belief. „Wenn doch diesmal," setzte er lächelnd hinzu, „die Leute recht hätten, wenn sie von mir sagen, ich könnte Gold machen. Was meint Ihr, lieber Nebelthau, wollen wir denn diese fünf und zwanzig Thaler in den Schmelztiegel wer-

fen, um etwa zwanzig Thaler wieder herauszunehmen?"

„Ach wie schmerzt mich das!" rief der Pfarrer Ebert aus. „Ich kann von Euch, Ihr lieben guten Leute, nicht einen Pfennig dieses Geldes annehmen. Mögen mich die Landsknechte noch eine Zeit lang in diesem Narrenkleide herumführen! Was schadet es, da ich nun einmal ein Spott der Leute geworden bin!"

Und als ob die Leute auf der Straße diesen Entschluß des armen Pfarrers gehört hätten, und sich über die Fortsetzung des Schauspiels freuten, sie erhoben mit einem Male wieder ein wildes Jubelgeschrei und auf der Treppe wurden schwere Reiterschritte laut und eine Stimme sprach: „Pfäfflein, Pfäfflein, wo bleibst Du? Dein Rößlein wird ungeduldig!" Und dabei wuchs der Lärm in der Hausflur und auf der Treppe immer mehr an, als machte sich das Volk daran, das Haus zu stürmen.

Die erschreckten Frauen schrieen laut auf und flüchteten sich wieder in ihr Kämmerlein. Arndt aber, das edle Angesicht voll heiligem Zorn, trat muthig heraus und sprach zu der andringenden Volksmasse: „Was sucht Ihr hier? Euerm Begehr wird Genüge geleistet werden! Könnt Ihr nicht wenige Minuten Euch gedulden? Habt Ihr denn alle Scheu und Achtung verloren? Wenn es Euch so etwas Leichtes und Geringes ist, über die Diener der Kirche zu spotten, so habt doch wenigstens Schonung gegen einen un-

schuldigen, alten Mann, der Euch nichts zu Leide gethan hat, und der Euch ja geben will, was Ihr verlangt!"

„Wir warten nur!" entgegnete ein Kriegsknecht ganz ruhig und im Tone roher Fühllosigkeit. „Steht Euch unsere Wache nicht an, so werft uns Euer Gold und Silber heraus, da sind wir schon zufrieden! Wer mit den Feinden unserer Stadt Kameradschaft macht, ist ein Verräther an der Stadt!"

„Ihr könnt ja Gold machen!" schrie ein Anderer. „Gebt's doch heraus! Geistlich Gold ist auch nicht zu verachten, wenn auch der Teufel dabei den Blasebalg getreten hat!"

Ein schauerliches Beifallsgelächter begleitete diesen Zuruf, und die Buben auf der Straße schrien dazu: „Pfäfflein heraus! Pfäfflein heraus!" und warfen ihre Mützen hoch in die Luft.

Arndt, der hier die Unmöglichkeit einsah, eine wahnsinnige Volksmenge zur Besinnung zu bringen, wollte eben wieder in sein Zimmer zurücktreten, als auf einmal eine Stimme in der Hausflur laut wurde: „Was wollt ihr, Rotte Korah, in dem Hause des Priesters! Hinaus, ihr Raubgesindel, wenn ihr nicht augenblicklich zur Hölle fahren wollt, der ihr entlaufen seid! Hinaus! Hinaus!" — Und dallei erschallte es wie Geißelhiebe, und im wilden Gepolter stürzte die Menge von der Treppe hinab und zur Thüre hinaus.

„Den Ersten,“ fuhr die Stimme fort, „der es wieder wagt, hier einzudringen, schieße ich nieder!“ Und dann kam es vesten Trittes die Treppe hinauf und der alte Schulenburg stand da, in der einen Hand ein langes, blinkendes Pistol, in der andern ein gewaltiges Reiterschwert.

„Nehmt's nicht übel, alter Freund,“ sprach er zu dem erstaunten Arndt, „ich habe wohl in einer Sprache geredet, welche in einem geistlichen Hause unerhört ist. Aber Ihr möget es glauben, mit dem Raubgesindel da unten ist nicht anders fertig zu werden. Und nun sagt, was giebt's hier? Hat etwa das jüngste Gericht seinen Anfang genommen und das Mördervolk zum Wahnsinn getrieben? Und hat der hochweise und hochedle Rath unserer lieben Stadt sein Regiment niedergelegt? Oder sind dies seine Trabanten, die seine Befehle ausrichten? Schmach über eine Stadt, in welcher solcher Greuel möglich ist!“

„Kommt herein, edler, lieber Herr,“ bat nun Arndt. „Gott selbst hat Euch zu uns gesendet. Ihr seid in einem belagerten Hause, zwar nicht um meinetwillen, aber um dieses armen Amtsbruders willen, den sie, wie Räuber es thun, gebunden und in's Narrenkleid gesteckt, und von Dettum hierher geschleppt haben, und der sich mit schwerem Gelde auslösen soll. Der arme Mann hat das Geld nicht und wir — wir haben es noch nicht zusammen!“

„Nicht einen Pfennig soll das Raubgesindel be-

kommen," sagte Schulenburg. „Ueberlaßt's nur mir, ich will ihnen schon das Lösegeld bezahlen!"

„Nein mein edler Herr," entgegnete der Pfarrer Ebert. „Hier würde ich dann wohl sicher sein, aber morgen kämen die Reiter wieder in mein abgelegenes Dorf und brandschatzten mich mit doppelten Streichen. Sie sollen haben, was sie von mir fordern, und soll ich auch Jahre lang daran sammeln. Erlaubt, daß ich Euch nun verlasse. Ich habe in der Stadt einen reichen und mächtigen Gönner; er wird mir gewiß aushelfen!"

„Nehmt's nicht übel," fiel Schulenburg schnell ein — „aber das ist dummes Zeug. Wenn Ihr einmal dem wilden Thiere einen Bissen in den Hals werfen wollt, so kann ich Euch aushelfen. Wie viel braucht Ihr?"

„Wir haben nur fünf und zwanzig Thaler, und fünfzig beträgt das Lösegeld," antwortete Arndt.

„Hier wird sein, was fehlt!" sagte Schulenburg und legte seine Börse zu dem übrigen. Diese war allerdings so reichlich gefüllt, daß die Gesammtsumme der Beisteuer das geforderte Lösegeld noch um Etwas überstieg.

Darauf erbat sich Pfarrer Ebert Papier und Feder und Dinte, und setzte sich und schrieb zwei Zettel. Den einen, auf welchem er versprach, binnen acht Tagen ein Fuder Heu und einen Wispel Hafer abzuliefern, und den andern, auf welchem er sich als Schuldner von fünfzig Thalern bekannte und ange-

lobte, binnen Jahresfrist die Schuld sammt Interessen zurückzubezahlen. Den letzten Zettel überreichte er den beiden Herren und wollte mit dem andern, sowie mit dem Gelde das Zimmer verlassen.

„Was ist das?" fragte Schulenburg, indem er das Papier überblickte. „Erlaubt," fuhr er dann fort, „die Schrift ist noch naß und muß getrocknet werden." Und ohne Weiteres steckte er den Schuldschein in den Ofen, wo die helle Flamme denselben im Augenblick vernichtete.

„Geht weiter, mein Freund," sagte er dann zu dem Pfarrer.

Dieser aber zerdrückte eine Thräne in seinen Augen und ging stumm zur Thüre hinaus. Auf der Straße überreichte er den Kriegsknechten Geld und Papier, das sie mit Jubelgeschrei empfingen. Dann zogen sie ihm den grünen Mantel aus, ergriffen einen stämmigen Buben, bekleideten denselben damit, warfen ihn auf's lahme Pferd und trieben dasselbe fort. Und die ganze Volksmasse zog schreiend und lachend hinterdrein.

Auf dem Neustadt-Rathhause aber saßen die Herren und sprachen: „Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Wir sind noch nicht stark genug und müssen Zeit gewinnen!"

Dann schrieben sie einen Brief an den Herzog von Wolfenbüttel: „Sie hätten so eben zu ihrem gro-

ßen Leidwesen vernommen, daß ihre Reiter, welchen sie nur erlaubt, ein wenig spazieren zu reiten, sich mancherlei unziemliche Dinge erlaubt; sie bäten, Seine fürstliche Gnaden möchten die Schuld davon nicht dem Rathe beimessen!"

Capitel 7.

Die größte Noth.

Wehe der mörderischen Stadt, die voll Lügen und Räuberei ist, und von ihrem Rauben nicht lassen will!

Nahum 3, v. 1.

Der Tag der größten Noth war über Braunschweig hereingebrochen. Herzog Heinrich Julius, in seinem Vertrauen auf das von den Abgesandten der Stadt so feierlich gegebene Versprechen bitter und schmerzlich getäuscht, hatte nun erkannt, daß nur die stärkste Gewalt den stolzen Löwen Braunschweigs demüthigen könne. Hätte der Meuchelmord seines treuen Paul Reitze und die mörderische, auf seine eigene Person angestellte Jagd ihn noch nicht völlig von der wahren Gesinnung der Bürgerschaft überzeugen können, so hätten es einige Briefe thun müssen, welche noch am selben Tage einigen heimlichen Boten der Stadt ab-

genommen wurden, und in welchen der Rath unter Schmähungen gegen den Herzog und die kaiserlichen Abgesandten die benachbarten Hansestädte auf's Neue und dringend um Zusendung von Kriegsvolk bat. Er erkannte, daß er durch die Aufhebung der Belagerung seinen Zweck selbst vereitelt hatte und beschloß, nun die Stadt mit Scorpionen zu geißeln, da sich dieselbe der Züchtigung mit Ruthen durch Falschheit und Hinterlist zu entziehen gewußt hatte.

Gleich Tags darauf, am 13. März, gab er Befehl, die Ocker auf's Neue zu stauen, und verstärkte das grobe Geschütz auf der Königsschanze, um mit Wasser und Feuer zugleich das Verderben der Stadt zu beschleunigen. Auch schien es, als ob die Langmuth Gottes selbst über Braunschweig zu Ende gekommen sei. Denn nicht allein waren durch die ungewöhnlich warmen, vorzeitigen Frühlingstage die auf dem Harze lagernden ungeheuren Schneemassen mit einem Male geschmolzen, sondern ein vier und zwanzig Stunden lang anhaltender Regenguß hatte die Ocker zu einem gewaltigen Strome angeschwollen, der brausend die Tiefebene von Braunschweig durchtobte, sich brandend an dem aufgeführten Riesenwalle brach, und seine Fluthen in die Stadt zurückwarf.

Binnen wenig Stunden war die Fluth in dem niedern Theile der Stadt bis zur Manneshöhe angewachsen; die drei Kirchen St. Andreas, St. Magni und St. Catharinä waren fünf Schuh hoch mit Wasser gefüllt; die sie umgebenden Kirchhöfe glichen

einer wogenden See und die Kirchen darin standen wie Felsen im Meere, gegen welche die Fluth brandet. Die beiden Stadttheile, der Hagen und die alte Wieck, ragten mit ihren Gebäuden, wie ein zweites Venedig, aus der Tiefe des Wassers heraus; Kähne fuhren in den Straßen auf und nieder, theils um Alte und Kranke, deren Betten im Wasser schwammen, vom Tode zu erretten, theils um Denen, welche von den Wasserfluthen in ihren eigenen Häusern belagert waren, Nahrungsmittel zu bringen.

Der größte Theil der Bevölkerung hatte sich auf den höher gelegenen Stadttheil, auf den Kohlmarkt in der Altstadt geflüchtet, der nur an seinem äußersten Ende von der Fluth bespült wurde. Welch ein Toben, Drängen und Treiben! Welch ein Jammergeschrei der Weiber und Kinder, die von einem doppelten Tode bedroht wurden, vom Tode in den Wasserfluthen und vom Hunger! Und dazu saus'ten die glühenden Kugeln über die geängstete Stadt, schlugen da und dort in die Giebel der Häuser, oder stürzten in die wilden Wogen nieder mit Pfeifen und Zischen.

Drei volle Tage und Nächte dauerte schon dies grausige Elend, und immer höher schwoll die Fluth. An eine Ruhe war nicht zu denken; auf den noch leer gebliebenen Straßen und Märkten der Stadt lagerte das Volk am Tage und in der Nacht unter freiem Himmel, halb erstarrt von der kalten Nordluft, und gepeinigt vom Hunger, todesmatt.

Da drängte sich durch die wild wogende Volkes-

menge ein Mann, Meister Henning Bossen, der Hutmacher. Er trug einen großen Stab, der oben mit einem Querholze bevestigt, die Form des Kreuzes hatte. Ein langer, schwarzer Flor hing an demselben herab, und der Wind trieb sein Spiel damit. Und aus den Augen des Mannes blitzte eine heilige, schwärmerische, fast wahnsinnige Gluth!

„Hierher, Freunde," rief er dem Volke mit lauter Stimme zu. „Gott hat uns in seinem Zorne die Kirchen verschlossen! Wir wollen hier Gottesdienst halten. Ihr meint, das habe der Herzog gethan? O ihr Blinden, und verhärteten und verstockten Herzens! Seht ihr nicht die Hand Gottes, die sich über uns ausgestreckt hat? Ruft es euch nicht aus der Woge zu: Uns schickt der zornige Gott! Seht ihr nicht, wie die Racheengel die Wasserfluthen peitschen! Hört ihr nicht die Stimme des Sturmwindes, die da ruft: Wehe euch! Ha, wie ihr weinet und jammert und die Hände ringt! Ihr meinet, eure Kinder und Säuglinge schreien vor Hunger und Durst, — aber hört nur, was sie sagen. Sie schreien über euch und eure Sünden! Sie verklagen euch vor Gott, daß ihr sie in Sünden auferzogen habt. Sie erzählen den Engeln des Gerichtes euern Unglauben, euern Frevel, eure Missethaten! Sie predigen es laut in den Himmel hinauf: Es ist eurer Bosheit Schuld, daß wir so gezüchtiget werden und eures Ungehorsams, daß wir so gestäupet werden!"

„Schweigt!“ rief dem Strafredner jetzt Einer aus dem Volke zu. „Schweigt und gebt uns lieber Brot!“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete Meister Bossen mit grausigem Lachen: „Ich könnte schweigen, denn die Steine schreien, die Wogen predigen, der Sturmwind redet, und wer Ohren hat, der höret. Brot wollt ihr haben! Nun so nehmet es! Ihr habt ja Kornspeicher thurmhoch aufgeschüttet, ihr habt ja Bäcker in der Stadt, und viel Goldes und Silber! Herbei mit euern goldenen Ketten und Spangen, mit euerm Brust- und Armschmuck! Jubelt doch, wie sonst! Seid fröhlich und getrost, führet euern Reigen auf, und tanzet wie die Meerjungfern in den sprudelnden Wogen! Wenn Alles hier ruhig ist, und die Sonne am Himmel ruhig zusieht, und die Lusthäuser ihre Thore geöffnet haben, und ihr nur Gold und Silber zählt, da ist's leicht, lustig zu sein. Ihr esset, wenn ihr hungrig seid, ihr trinket, wenn ihr Durst habt, nun, warum thut ihr jetzt das nicht? Seid ihr so mächtig, als ihr euch rühmet, so gebietet doch dem Sturmwind, daß er sich lege! Seid ihr so reich, so schließet doch mit der Wasserfluth einen Contract und bezahlt jede Woge, die aus der Stadt hinaus fließt! Seid ihr so heiteren, fröhlichen Herzens, so lachet doch und springet und tanzet!“

„Treibet ihn aus!“ riefen jetzt mehrere Stimmen. „Er ist wahnsinnig!“

„Werfet ihn in die Fluthen!“ schrieen Andere. „Wir brauchen Brot, aber keine Schmähung!“

„Brot!“ wiederholte Bossen mit lächelnder Ruhe! „Ihr habt Brot gehabt, schönes, herrliches, kräftiges Brot! Ein wahres Manna, vom Himmel gekommen! Freilich nicht für den Leib, sondern für die hungrige Seele; darum habt ihr es verschmäht, mit Füßen getreten! Ihr armen, blinden Leute! Ihr wundert euch, daß eine Theurung gekommen ist, und habt sie doch selber gemacht! Ihr habt die Theurung des Wortes Gottes, des lebendigen Brotes, fröhlich und leicht ertragen, nun so traget auch die Theurung des irdischen Brotes! Ihr seid an der Quelle des lebendigen Wassers stolz und hoffärtig vorüber gegangen, wie wollt ihr auf einmal eure Hoffart vergessen und diesen irdischen Wasserquell so hoch erachten! Was hat der Leib für einen Vorzug vor der Seele! Und meine Worte nennt ihr Schmähung! Ganz recht! Es ist die Schmach, die ihr euch selbst angethan habt, indem ihr Gott den Herrn verleugnet habt. Es ist die Schmach, welche der Mammon, der Augen Lust, des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben über eure Seelen gebracht hat. Ihr habt sie lange schon getragen und seid lustig und guter Dinge dabei geblieben! Jetzt erst fühlt ihr sie, weil die Ocker einen Besuch in euern Kellern gemacht und euern Wein und euer Bier verdorben hat! Seid ihr nicht liebe Leute, die erst fühlen, daß sie auch eine Seele haben, wenn der Leib ein wenig kasteiet wird! Ist es nicht spaßhaft, euch, ihr reichen Bürger Braunschweigs, die ihr einher stolzirt, als hättet ihr dem lieben

Herrgott bei Erschaffung der Welt beigestanden, auch jetzt zittern zu sehen vor Hunger, Frost und Todesnoth? Als der Herzog den Damm erbauen ließ, triebt ihr in eurer Hoffart euren Spott und meintet, das Wasser würde euch in die Pantoffel laufen oder würde die Mäuse in ihren Löchern ertränken! Warum spottet ihr denn jetzt nicht mehr? Sehet, dort schauen Kühe und Schweine aus euren Prachtstuben, und zum Giebelfenster eurer stolzen Häuser heraus! Wie möget ihr solche Verunreinigung dulden? Treibt doch das Vieh auf die Weide!"

„In's Wasser mit dem Wahnsinnigen!" ertönte nun der Ruf auf's Neue, und eine große Anzahl Bürger stürmten auf Meister Bossen ein, um den Befehl auszuführen.

Aber siehe, von der andern Seite erhoben sich bewaffnete Hände; eine große Menge Männer umstellten im Augenblicke den kühnen Strafprediger, ihn deckend mit ihren Leibern.

„Wehe Dem, der ihm ein Leides thun will!" riefen sie und schwangen ihre Schwerter. „Er hat Recht, es ist Gottes Strafgericht, das über uns kommt. Redet, Meister Bossen, wir schützen Euch. Eure Gemeinde muß Euch Stand halten, wenn sie nicht in den Fluthen umkommen will!"

„Ihr nennt mich einen Wahnsinnigen," fuhr nun Bossen mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Ihr armen, armen Leute! Wer die Sünde Sünde nennt, und euer hoffärtiges, von Gott verlassenes Gemüth offen-

bart, der ist ein Wahnsinniger! Ihr Thoren, es ist euer eigenes Bild, das ihr schauet, und vor dem ihr plötzlich erschreckt, weil es euch nicht als Spiegel eures Hochmuthes, sondern des Wortes Gottes vorgehalten wird. Seht hier den Stab! Erinnert euch nicht seine Kreuzesgestalt an Den, welchen sie einst an's Kreuz geschlagen haben? Seht, wie der Wind mit dem Flore spielt! Er spottet über eure Trauer; denn ihr trauert über die Noth und nicht über euch! Wo ist der Herr, der euch hilft, wenn euch das Wasser bis an die Seele geht; wenn ihr versinket im tiefen Schlamm, da kein Grund ist, wenn die Fluth euch ersäufen will! Ihr habt euch müde geschrieen, euer Hals ist heißer, euer Gesicht vergehet, daß ihr so lange warten müßt! Ja, wartet nur, eher mögen diese Wellen sich nicht legen, als bis die stolzen Wellen eurer Hoffart gebrochen sind. Den Demüthigen gibt Gott Gnade, aber den Hoffärtigen widersteht er!"

„Auf nun, ihr Freunde," rief Bossen nach der andern Seite hin. „Wir haben noch anderswo Gottesdienst zu halten! Auf und folget mir!"

Und nun setzte sich ein großer Zug von Männern und Frauen in Bewegung, und machte sich Bahn durch die tobende Menge. Voran schritt Meister Bossen mit dem Kreuzeszeichen, und ihm zur Seite wohlbewaffnete Männer. So kamen sie an dem Petriwall an, wo das Wasser eine schmale Landzunge gebildet hatte. Hier, wo viele der vornehmen Rathsverwandten wohnten, hielt der Zug an, und kehrte

sich nach der Patricier Häuser, an deren Fenster theils die Neugier, theils die Furcht die Bewohner versammelt hatte! Und so viel der enge Raum nur fassen konnte, war von dem nachströmenden Volke überfüllt.

„Schaut her!" rief Bossen. „Wir wollen Gottesdienst halten! Zwar ohne Glockenklang von der Kirche her, aber von der Königsschanze her läuten sie ein, und die brandenden Wogen und die Stimme des Sturmwindes verrichten uns diesen Liebesdienst. Kennt ihr das Wort: Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle? Es steht freilich in einem Buche, das ihr mit goldenen und silbernen Schlössern auf eurem Tische liegen habt, aber ihr habt zugleich das Verständniß mit eingeschlossen. Nun seht, Gottes Brünnlein hat sich richtig geöffnet! Der Herr hat Wasserströme in der Einöde, und Wasserwogen in der Wüste gemacht. Darum freuet euch und seid fröhlich, ihr werdet nun nimmermehr dürsten! Ihr großen, mächtigen Herrn, steigt doch herunter zu dem armen Volke und sprecht zu diesen Fluthen: Bis hierher und nicht weiter! Seht doch, wie die Wasserzunge gierig an euern Häusern leckt; ihr habt ja sonst so viel Gnade für den armen Bürger und beschützet ihn mit eurer Macht. Helft doch, ihr gnädigen Herrn, unsere Noth ist groß. Als ihr den Henning Braband auf die Folterbank legtet, da bespritzte sein Blut euer seidenes Gewand; aber ihr legtet andere und bessere Kleider an, die Feierkleider des siebenten Tages. Heute ist es anders, da werdet ihr wohl in Sack und Asche

Buße thun, um des armen, sündigen Volkes willen. Denn eure eigenen Sünden hat der Herr zugedecket, um eures Ansehens und eurer Macht willen!"

„Hört ihr's?" unterbrach sich Bossen selbst, als auf einmal der Sturmwind sich zum wildesten Orcan erhob, und die Wasserwogen gegen die Wallmauer mit solcher Gewalt trieb, daß der weiße Schaum mehrere Fuß hoch in die Höhe sprühte.

„Hört ihr's, wie der Herr redet! Höret des Herrn Wort, ihr Spötter, die ihr herrschet über dies Volk. Denn ihr sprechet: Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Pactum geschlossen; wenn eine Fluth daher ziehet, wird sie uns nicht treffen; denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht, und die Heuchelei zu unserem Schirm gemacht. Aber der Hagel hat eure falsche Zuflucht hinweggetrieben, und die Wasser euern Schirm hinweggeschwemmet. Euer Bund mit dem Tode ist los, und die Fluth wird auch euch zertreten!"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" schrieen auf einmal hunderte von Stimmen in wilder, entsetzlicher Angst, und alles Volk drängte sich nach der höheren Seite am Walle hin.

Und was geschah! Die Wallmauer that sich auf und gierige Fluthen brachen herein und rissen die gewaltigen Felsstücke mit sich fort und schleuderten sie gegen die Häuser. Angst und Nothschrei erfüllte die Luft, und der Orcan peitschte die Wogen mit rasen

der Luft und trieb sie, wie Spreu vor dem Winde, in die Straßen und Märkte der Stadt.

Bossen allein erhielt sich noch auf seinem Platze, obgleich das Wasser weit über seine Knöchel reichte. Mit beiden Händen hielt er den Kreuzesstock vest und betrachtete die wogende Trauerfahne mit ernster Freude.

„Ihr Berge," rief er aus, „bedecket uns! Ihr Hügel fallet über uns! Fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesichte Dessen, der auf dem Stuhle sitzet, und vor dem Zorn des Lammes. Denn es ist gekommen der große Tag seines Zornes, und wer kann bestehen? Niemand, denn ihr Alle habt muthwillig gesündigt, nachdem ihr die Erkenntniß der Wahrheit empfangen hattet. Ihr habt nun kein anderes Opfer mehr für eure Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird. Wie wollt ihr entfliehen, die ihr eine solche Seligkeit nicht geachtet habt? Hört ihr die Stimme des Sturmes, es ist der strafende Gott, der mit euch redet. Habt ihr bisher in eurer Hoffart Gottes Rath verachtet und seine Strafe verlacht, seht, so lacht nun der Herr in eurem Unfalle und spottet eurer. Ihr rufet, aber der Herr wird nicht antworten; ihr suchet den Herrn, aber er läßt sich nicht finden!"

Die Wogen drangen immer höher und stiegen dem kühnen Prediger über die Kniee hinauf. Er wollte noch nicht weichen, aber seine Freunde erfaßten ihn mit kräftiger Hand und zogen ihn vorwärts.

Nun wogte die unübersehbare Menschenmenge dem Propheten auf's Neue nach; Männer schlossen sich an mit Waffe und Gewehr, und einzelne Stimmen riefen schon: „Tod dem Patriciergeschlecht! Tod dem Rathe und seinen Verwandten! Um seinetwilleu müssen wir Solches Alles leiden! Wir wollen lieber dem Herzog unterthan sein, als solchen Bürgertyrannen!"

Jetzt war die Menge in der Nähe der Stiftskirche St. Blasii angekommen, in welcher die Gräber des herzoglichen Hauses sich befanden. Auch hier hatte die Fluth furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die Gewalt des Gewässers hatte die Leichensteine von den Gräbern hinweggehoben und war in die Tiefe der Gräber hinabgedrungen und hatte die Särge entblößt.

„Glaubt ihr's nun," rief Bossen in das Toben des Sturmwindes hinein, „glaubt ihr's nun, daß der jüngste Tag gekommen ist? Seht, die Gräber haben sich aufgethan und die Todten gehen hervor aus ihren Kammern!"

Da spritzte auf einmal ein gewaltiger Wasserstrahl gegen das Kirchenfenster, daß es klirrend zersprang.

„Allmächtiger Gott, sei uns gnädig!" schrie die Menge und sank auf die Kniee nieder.

Bossen aber kehrte aus der Kirche zurück und sagte: „Des Herzogs Aeltervaters Grab ist in die Erde hinabgesunken und die Wasserfluth spielt nun über seinem Sarge! Gott hält Gericht über die Für-

sten und wirft ihre Kronen in den Staub! Auf, ihr Jünger des Herrn, auf nach dem Hagenmarkte! Und müssen wir auch durch die Fluthen unsern Weg nehmen, es wird uns doch kein Uebel treffen."

„Auf, ihr Bürger," rief plötzlich eine andere Stimme, Meister Giesecke, einer der bewaffneten Begleiter des Propheten: „auf, nach dem Hagenmarkte, wo Henning Braband sein edles Blut für unsere Freiheit verspritzte. Wir wollen ihm ein Todenopfer bringen!"

Ein jubelndes Beifallsgeschrei beantwortete den Aufruf, und nun wälzte sich der Menschenstrom nach dem Hagen zu. Als sie in die Nähe des Marktes kamen, wurde aber die Tiefe des Wassers so bedeutend, daß selbst die Kühnsten nicht weiter vorzudringen wagten.

„Schafft Kähne herbei!" rief es nun von allen Seiten. „Wir wollen den Todten ein Opfer bringen!"

Und bald war es auch Einzelnen gelungen, die in der alten Wieck und andern Straßen des Hagen herumfahrenden Kähne herbeizuschaffen. So viele der Raum fassen konnte, so viele drängten sich hinein, vorne Meister Bossen mit dem Kreuzesstabe und dem flatternden Flor. Dann die übrigen Kähne, gefüllt mit Männern und Frauen und Kindern! Sie steuerten auf den Platz zu, wo das Schaffot gestanden hatte. Als sie näher kamen, schraken sie zurück. Denn genau auf der Stelle, wo Brabands und seiner Genossen Blut die Erde getränkt hatte, war ein

gewaltiges Brausen; das Wasser, das darüber stand und darüber hinging, zischte und kochte, als laufe es über einen glühenden Brand. Luftblasen stiegen auf und zersprangen im Augenblick ihres Entstehens wieder.

„Seht," rief Meister Giesecke, „Blut und Wasser sind im Streite! Das edle Blut empört sich gegen die schmutzige Woge. Steigt herauf, ihr Märtyrer der Freiheit! Autor Eimcke, Aegidius Spitzer, Zwiebrecht Bertram, Berthold Haberland, Werner Kofallien, Nicolaus Enneholz, Autor Düvell, Hans Giebels, Heinrich Depenau, und vor Allen Du, Henning Braband, steigt herauf aus eurem Grabe. Eure Häupter, die hier gefallen sind, haben mit blutiger Saat diese Erde bestellt. Heut gehet sie auf und bringt tausendfältige Frucht. Wisset ihr, Bürger von Braunschweig, was hier geschehen ist? Habt ihr die zehnte Morgenstunde des sechzehnten Septembers so bald vergessen? Seht, sechs Henkersknechte tragen einen Karren; ein Mann sitzt darin, der halb zerissenen Leibes von der Marterbank kommt; den schleppen sie auf das Gerüst. Seht hin, was sie dem armen Manne thun! Sie schlagen ihm zwei Finger ab, dieselben, mit welchen er für die Freiheit zu sterben geschworen hatte. Sie zwicken ihn vier Mal mit langen glühenden Zangen! Sie schänden seinen Leib, sie ritzen ihm den Bauch bis zur Brust auf, sie reißen dem Lebenden das Herz und die Eingeweide heraus und werfen Beides in's Feuer! Ihr schauert? Ach,

habt Geduld, seht ihr nicht, wie die lieben Rathsherrn nun Mitleid haben und dem Meister Thomas Degener zuwinken, daß er dem todten Manne das edle Haupt abschlage? Was schleppen dort die Henkersknechte für ein Faß herbei! Was wollen sie beginnen? Nun seht, sie schneiden, wie ein Metzger das Lamm zerschneidet, den todten hauptlosen Leib in vier Theile, fein zierlich und ordentlich, daß jeder Theil sein Bein oder seinen Arm hat; nun tragen sie den zerstückelten Leib zu den Freunden und Genossen des Mannes, die im Diebeskeller noch ihres Todes harren, daß sie an dem Anblicke des zerstückelten Märtyrers ihre Seelen weiden sollen! Nun ist die Gerechtigkeit gesühnt! Meint ihr? Schaut hin auf das Michaelisthor! Seht ihr die eiserne Stange und den nackten Schädel darauf? Seht ihr die eisernen Körbe auf dem Petrizwinger und am Fallersleberthor, und am Magnithor und am Neustadtthor? Sind das nicht die Gebeine des Mannes Braband, dessen Blut hier die Steine röthete? Und warum? Weil er die Macht der Patricier brechen und dem armen Bürger zu seinem Rechte verhelfen wollte! Fluch! tausendfacher Fluch seinen Mördern!"

Und das Volk schrie aus tausend Kehlen das schauerliche Wort in grausem Echo nach.

Aber plötzlich entstand ein anderer Lärm.

„Die Häscher kommen!" schrie das Volk! „Die Landsknechte rücken an! Auf, ihr Bürger, zur Wehr!"

Da erhob aber Meister Bossen sein Kreuz hoch

in die Luft und winkte mit der Rechten dem tobenden Volke zu.

„Keine Gewalt!" rief er laut. „Kein Tropfen Blutes soll hier fließen! Was wollt ihr?" rief er nun den einher rückenden Kriegsknechten zu, die nur mit Widerstreben in den Fluthen sich Bahn brachen.

„Im Namen Eines Edlen Rathes, weichet von hier!" sagte der Anführer mit lauter Stimme.

„Stürzt die Söldner in die Fluthen!" antwortete eine Stimme. „Soll fremdes Kriegsvolk sich am Bürgerblute laben dürfen?"

„Schweiget!" gebot Bossen mit kraftvoller Stimme und schwang seinen Stab. „Der Herr, dessen Zeichen dies Kreuz ist, hat uns geboten, daß wir keine Gewalt üben sollen. Ja, Freunde, Brüder, Mitbürger, wir wollen weichen; aber wir wollen vor's Neustadt-Rathhaus ziehen und mit Einem Edlen Rathe ein Wörtlein reden! Auf, zum Neustadt-Rathhaus!"

Die Söldner und Schergen des Raths versuchten zwar, die Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern; aber die andrängende Volksmasse war so mächtig, daß sie völlig davon erdrückt wurden und aus Furcht vor eigner Gefahr und Schaden sich zurückzogen. Als die Menge vor dem Rathhause angekommen war, stellte sie sich in unübersehbaren Reihen vor demselben auf und begann ein wildes, lautes Murren und Schreien. Bossen jedoch beschwichtigte sie mit seinem Stabe und sprach: „Nicht also, lieben

Brüder! Wartet ab, was Ein Edler Rath uns antwortet! Thut keine Gewalt, keinen Frevel. Wir erscheinen als Bittende, nicht als Aufrührer und Empörer. Wir bitten um Gerechtigkeit! Gott verhüte, daß unsere Stimme überhört und verworfen werde!"

Darauf rief er die ihm zunächst stehenden Bürger auf, ihn auf das Rathhaus zu begleiten. Mit dem umflorten Kreuzesstab schritt er voran; ihm folgte Meister Giesecke und fünf andere Bürger, die ihre Waffen an dem Eingange auf Bossens Befehl niederlegten, um auch hierin selbst den Schein einer Gewalt zu vermeiden.

Die Rathsherrn, in großer Zahl versammelt, nebst den Gildenmeistern und Zehnmännern, hatten mit Angst und Besorgniß dem andrängenden Volkshaufen entgegen gesehen und das Schlimmste für ihr Leben gefürchtet. Als sie aber sahen, daß das Volk sich ruhig verhielt und die eintretende Gesandtschaft unbewaffnet war, faßten sie wieder Muth und empfingen die Abgesandten in dem großen Audienzsaale.

„Was wollt Ihr?" rief der Syndicus Röerhand ihnen entgegen, in einem von Freundlichkeit und Strenge gemischten Tone.

„Edle Herrn," antwortete Bossen," uns treibt die äußere Noth hierher, wo wir Abhilfe zu finden hoffen. Sehet hernieder auf die Stadt; eine zweite Sündfluth ist über sie gekommen. Wir sind aus unsern Häusern vertrieben, weil die Fluthen darin wohnen; wir haben kein Brot, weil es die Wogen ver-

zehrt haben. Unsere Kranken, Alten und Schwachen liegen unter freiem Himmel, unsere Kinder und Säuglinge weinen vor Hunger und Krankheit, die armen Bürger irren vertrieben und verlassen umher, bedroht von des Feuers und des Wassers Gewalt! Wir bitten Euch, machet unserer Noth ein Ende!"

„Und wie vermögen wir dies?" fragte der Syndicus.

„Ihr eilet nach Wolfenbüttel," sagte Bossen, „und unterwerfet Euch und die Stadt dem Herzoge, wie es sich nach Gottes und Menschenrechte geziemet."

„Gilt Euch denn Eure Freiheit so wenig?" fragte der Syndicus. „Ist es nicht auch Eure Ehre, in der Gefahr den Muth zu erhalten? Wollt Ihr dem Herzoge die Freude machen, daß er Euch endlich doch besiegt hat?"

„Meine Freiheit!" rief Bossen aus und lächelte bitter dazu. „Um wessen willen dulden wir dies Alles? —"

„Wollet Ihr," fiel Meister Giesecke schnell ein, „uns etwa überreden, daß Ihr mit dem Herzoge nur um unsertwegen im Streite liegt? Ist es wirklich die Sorge für den armen Bürger, für die Freiheit der Gemeinen, welche Einem Edlen Rathe so zu Herzen liegt? So thut doch zunächst Eure eignen Keller auf und tränket das durstige Volk mit Eurem Weine und speiset es mit Euern köstlichen Bissen! Bekleidet mit Euern seidenen Gewändern den Nackten, nehmet die Alten und Kranken in Eure weichen Betten un

redet freundlich mit ihnen. Um unserer Freiheit willen meinet Ihr, trügen wir solches Elend? Wo ist unsre Freiheit? Etwa in der Laune und Willkür Eures Gerichtes? Etwa in der Herrschsucht Eurer Verwandten? Etwa in der Hoffart und Habsucht der Gildenmeister? Etwa in dem Blutbade unserer Mitbürger?"

„Mäßiget Euch!" rief der Syndicus den Bürgern zu. „Vergesset nicht, wo Ihr seid, und mit wem Ihr redet!"

„Mäßiget Euch?" wiederholte Giesecke lächelnd. „Ist Euer Wort so mächtig, so sprechet doch zu den Fluthen, die unsere Stadt durchwühlen: Mäßiget Euch! Sprechet zu dem Sturmwinde, der unsere Mauern zu Boden wirft: Mäßige Dich! Sprechet zu den Feuerkugeln, die unsere Häuser in Brand stecken: Mäßigt Euch! Sprechet zu dem Hunger in unseren Eingeweiden: Mäßige Dich! Herr," fuhr er in wilden spöttischen Mienen fort, „Ihr habt ohne Zweifel ein treffliches Frühstück gemacht, und in der vergangenen Nacht in Euerm Gemache wohl und herrlich geschlafen! Da läßt sich's trefflich von Mäßigung reden!"

„Ihr vergesset die Achtung, die Ihr Einem Edlen Rathe, Eurer Euch von Gott gesetzten Obrigkeit schuldig seid," fuhr der Syndicus fort. „Ihr vergesset, daß Ihr an des Gerichtes Stätte steht!"

„Ich stehe vor meiner Obrigkeit," entgegnete Giesecke ernst und unerschrocken, die, nach der Schrift,

der Stadt Bestes zu sorgen hat. Ist etwa Hunger und Elend und tausendfache Angst und Gefahr der Stadt Bestes? Wir wollen nichts, als Ruhe, wir wollen unser Brot in Frieden essen, wir wollen in unsern Häusern wohnen! Sagt es nur frei heraus, edle Herren! Nicht um unsertwillen dulden wir dies, sondern um Euretwillen. Eure Macht, Eure Hoffart, Eure Herrschsucht ist es, um deretwillen wir leiden! In der Zeit der Noth seid Ihr dem armen Bürger freundlich, damit er Euch nicht verlasse. Da soll er aus Liebe zur Freiheit, aus Ehre zu sich selber, aus tapferm, männlichem Sinne für Euch hungern und dürsten, für Euch sein Blut vergießen, für Euch in Noth und Elend umkommen; aber wenn die Noth vorüber ist, so sitzet Ihr auf Euerm Stuhle und sehet auf den armen Bürger hoffärtig herab und lebet von seinem Schweiße und Arbeit und pfleget Euch unter seinem Schutze; und Eure Junker stolziren umher und kennen Den nicht mehr, der für sie gehungert und gelitten hat. Und das nennt Ihr unsere Freiheit, unsere Ehre!"

Der Syndicus, im Gefühle seiner Amtswürde auf das Tiefste empört, wollte eben seinem Zorn Raum geben, als von dem Markte aus ein gewitterhaftes Murren heraufdrang; ein tausendstimmiges Rufen und Schreien; die Ungeduld des harrenden Volkes hatte eine bedenkliche Stufe erreicht. Wie der Syndicus das wilde, schauerliche Getöse hörte, schrak er zusammen und erbleichte, und mit ihm der ganze

Rath. Aber er sammelte sich bald wieder und sprach scheinbar ruhig: „Ist das etwa der Ton der Bitte, mit welcher Ihr vor uns zu erscheinen vorgebt?"

„Es ist," antwortete Meister Bossen, „der Klagelaut des Hungers, der Angstruf des Elendes! Wehe Euch vor Gott," fuhr er mit leuchtendem Zornesblicke fort, — „Wehe Euch vor dem allgerechten Gott, wenn Ihr das Schreien des Volkes überhöret! Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Meint Ihr, daß der Herzog von sich selber solche Macht habe? O täuschet Euch nicht! Sie ist ihm gegeben von dem strafenden Gott! Wir leiden um unserer Sünde willen, aber auch um Eurer Bosheit, um Eures Ungehorsams willen! Höret die Stimme des Herrn! Die tobende Wasserfluth, der rasende Sturmwind, sie rufen Euch zu: Thut Buße! Höret, wie das hungernde Volk aufschreiet! Es verklaget Euch vor Gott, es ladet Euch vor des Herrn Gericht, daß Ihr Rechenschaft thut von Eurem Haushalten! Demüthiget Euch unter die gewaltige Hand Gottes!"

Unterdeß war der Lärm immer lauter geworden; wildes, verworrenes Schreien, Weinen und Klagen erfüllte die Luft; in der Flur des Rathhauses wurden Schritte laut, als dränge das Volk in vestgeschlossenen Gliedern vor.

Da entfiel dem Syndicus der erheuchelte Muth und er sprach: „Sprechet, was wollt Ihr, daß wir thun sollen? Zuvor aber gebietet dem Volke Ruhe!"

Meister Bossen trat nun an das Fenster, öffnete

es, und winkte mit der Hand, daß er reden wollte. Da ward es ruhig und still: „Lieben Brüder," rief er hinab, „in wenig Augenblicken ist die Noth geendet! Thut keine Gewalt! Greifet nicht in Gottes Gericht! Sein Feuereifer ist's, der die Widerwärtigen verzehren wird! Wehe Dem, der die Stadt mit Blut bauet und zurichtet die Stadt mit Unrechte! Denn die Erde wird voll werden von Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser, das das Meer bedecket!"

Dann wandte er sich an die Glieder des Rathes und sprach: „Was Ihr thun sollt? Euern stolzen Nacken beugen und dem Herzoge Treue und Gehorsam geloben!"

„Es wird geschehen!" sagte der Syndicus, dem die hergestellte Ruhe im Volke wieder neuen Muth gegeben hatte. „Gehet nun, lieben Freunde, und verkündigt's dem Volke!"

„Nicht einen Schritt von hier!" rief Meister Giesecke entschlossen aus. „Was die Augen sehen, glaubt das Herz! Eines Edlen Raths Versprechen sind eine schlechte Speise für hungrige Leiber und eine morsche Brücke über den Abgrund. Wir weichen nicht eher von hier, als bis geschehen ist, was wir bitten!"

„Wollt Ihr," warf der Syndicus ausweichend ein, „Einem Edlen Rathe nicht einige Stunden Zeit geben, zu berathen, wie Solches am Besten geschehen kann?"

„Dazu bedarf es keiner Berathung!" entgegnete Giesecke vest. „Schreibet nur ganz einfach, daß Ihr

das fremde, geworbene Kriegsvolk abdanken und Euch als eine getreue Erb- und Landstadt Seiner fürstlichen Gnaden verhalten wollt. Und schreibet es demüthig und anständig, und leget dabei die Hand auf's Herz, oder schreibt's lieber mit Eurem Blute. Das Siegel wollen wir selber darauf drücken!"

Der Syndicus suchte auf's Neue eine Verzögerung herbeizuführen; aber vergebens! Die Abgesandten bestanden trotzig auf augenblickliche Erfüllung ihres Begehrens, und das zu Tausenden versammelte Volk, dessen Jammer und Elend das Letzte und Aeußerste befürchten ließ, nöthigte den Rath, um seines eigenen Lebens willen, dem Verlangen zu willfahren.

Der Rath faßte nun ein Schreiben ab, aber nicht an den Herzog selbst, sondern an die beiden kaiserlichen Abgesandten, den Grafen von Hohenlohe und den Ritter von Minkwitz, welche Beide noch in Wolfenbüttel sich aufhielten. In diesem Schreiben stellte der Rath die grausame Noth der Stadt vor und bat in den demüthigsten Ausdrücken um Verwendung bei dem Herzoge, daß er die Belagerung aufheben lassen möge und versprach, alles in- und außerhalb der Stadt geworbene Kriegsvolk abzudanken, und gelobte von nun an Treue und Gehorsam.

Der Brief wurde versiegelt und augenblicklich einem Boten übergeben, der denselben nach Wolfenbüttel in schnellster Eile befördern sollte. Und nun erst verließ die Gesandtschaft des Volkes das Rathhaus und das Volk selbst verhielt sich auf Bossens An-

sprache still und ruhig, in geduldiger Erwartung, daß die Noth nun wirklich bald enden werde,

---

Und was that der edle Fürst? Als der Graf von Hohenlohe ihm das Schreiben des Rathes einhändigte und sich der geängstigten Stadt menschenfreundlich annahm, brach ihm sein Herz. Er vertraute dem geschriebenen Worte, bestieg sein Roß, ritt nach Oelper und befahl, augenblicklich den Damm zu durchstechen, und die Schleuse zu zerhauen.

Abends gegen zehn Uhr war das Wasser in der Stadt schon bedeutend gefallen, und die überflutheten Straßen und Märkte traten wie ein dem Meere abgezwungener Erdboden aus den verlaufenden Wogen heraus. Weil aber in einigen Straßen, besonders in der Schöppenstädterstraße, das angeschwollene Wasser keinen Ablauf finden konnte, blieb nichts übrig, als die untersten Wände einiger Häuser zu durchschlagen.

Der Rath aber, der den wiedererwachenden Grimm des Herzogs, mehr aber des Volkes fürchtete, fand für gut, eine Zeit lang die größte Treue an den Tag zu legen, und wiederholte dem Herzog die schriftliche Zusage, daß er zu jeder gütlichen Handlung willig und bereit sei und seine Reiter und Knechte abdanken wolle.

Der Herzog, dem Worte vertrauend, that dasselbe. Er musterte das bei Schöningen aufgestellte Kriegsvolk, zahlte ihm den rückständigen Sold und entließ Reiter und Knechte bis auf zwei Compagnien, die er zu seiner Leibgarde behielt.

Im Wolfenbüttler Lande aber sang das Volk:

Roth Löw' in seinem Gatter
Treibt großen Uebermuth,
Brüllt, grunzet, kratzt und gnattert
Veracht' das Rößlein gut.
Das Rößlein wird ergrimmet
Ob solchem Uebermuth:
Groß Feuer d'raus erglimmet,
Verachtung thut nicht gut.

Ein Krieg, der ward gestillet, -
Ein anderer fing sich an;
Der rothe Löwe brüllet
Und reizt das Rößlein an.
Darüber ward verloren,
Manch' kühner Held und Mann,
Der Ockerstrom erhoben,
Den Löwen machet zahm.

Als roth Löw' begunt zu fühlen
Die große Wassersnoth,
Begunte er zu hülen (heulen)
Und bat um Gnad' durch Gott.
Das Rößlein und sein Herre,
Der edle Fürst so gut,
Abwandte Kriegsgewehre
Und auch die Wasserfluth.

Capitel 8.

Der Wahlkampf.

Auswendig Streit, inwendig Furcht.
2. Cor. 7, v. 5.

Am fünften December des Jahres 1606 finden wir abermals in dem großen Audienzzimmer des Neustadt-Rathhauses die sämmtlichen Geistlichen der Stadt Braunschweig unter dem Vorsitze des Syndicus primarius Dr. Röerhand versammelt, der diese ehrwürdigen Herren also anredete:

„Die Ursache, aus welcher Ein Edler Rath heute das gesammte ehrwürdige Stadtministerium anher hat vorladen lassen, ist, obwohl eine sehr ernste und für das ganze kirchliche Leben eine sehr bedeutsame, doch Gott sei Dank keine traurige. Ihr wißt, ehrwürdige Herren, daß am 29. November des Jahres 1599,

als vor mehr denn sieben ganzen Jahren, durch den Tod des hochwürdigen, hochgelehrten, nun seligen Mannes, des Herrn Magister Lucas Martini, das Superintendentenamt hiesiger Stadt erledigt worden ist. Es mag nun Manchem wunderlich erschienen sein, daß dieses so wichtige Amt sieben Jahre lang unbesetzt bleiben konnte. Ein Edler Rath verhofft jedoch, daß Alle, die daran Anstoß genommen haben, ihm diesen Verzug nicht als ein Zeichen einer Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit gegen das geistliche Wohl der Bürgerschaft und gegen der Kirche heilsames Regiment auslegen werde. Vielmehr kann der Rath die Versicherung geben, daß derselbe diese ernste und schwere Angelegenheit nicht aus den Augen verloren hat. Es hat nämlich derselbe sich nach verschiedenen Orten hin und an verschiedene gelehrte und fromme Theologen gewendet, um wegen Annahme des vacanten Amtes Einleitung zu treffen; aber derselbe ist überall auf Schwierigkeiten gestoßen und hat die ganze Sache zu keinem erwünschten Ende bringen können. Es mag nun wohl sein, daß der unruhige, gefahrvolle Zustand in unserer Stadt viel dazu beigetragen hat, einzelne der Männer mit allzugroßem Bedenken gegen uns zu erfüllen. Wie Dem auch sei, Ein Edler Rath ist nunmehr, da mit Gottes Hilfe die Ruhe in unserer Stadt wieder hergestellt ist, vest entschlossen, die Wiederbesetzung des Superintendentenamtes nicht länger zu verschieben, und zwar die Sache so ernst zu betreiben, daß wir

schon auf nächstem heiligen Weihnachtsfeste einen Superintendenten auf unserer Kanzel stehen haben. Auch ist es des Raths vester und ernster Wille, diese wichtige Sache also zu behandeln, daß wir es sowohl in unserm Gewissen, wie vor dem Richterstuhle Gottes verantworten können!"

„Ich eröffne," fuhr der Syndicus in einem etwas geänderten Tone fort, „zunächst Eines Edeln Raths Beschluß dahin, daß für diesmal von der Berufung eines fremden Theologen abgesehen, und vielmehr aus der Mitte des Ministerii unserer Stadt selbst der künftige Superintendent gewählt werden solle. Ich begehre deßhalb von einem ehrwürdigen Ministerio, daß ein Jeder zuvor seine Meinung ordentlich kundgebe, ob er auf solche Weise den aus seiner Mitte erwählten Amtsbruder und Collegen als seinen Superintendenten anerkennen, annehmen und ihm die gebührende Ehrerbietung erweisen wolle!"

Diese Mittheilung machte auf alle anwesenden Geistlichen einen befremdlichen und erschütternden Eindruck. Nicht Einer von ihnen hatte an eine solche Eröffnung gedacht, und der Rath hatte dies sein Absehen so geheim gehalten, daß selbst die Vettern und Muhmen der Rathsgeschlechter darin unwissend geblieben waren und die Gelegenheit verloren hatten, das Siegel des Geheimnisses unverletzt zu erhalten.

Der neugewählte Coadjutor, M. Friedrich Petri, dem als erster Geistlicher und stellvertretender Super-

intendent das erste Wort zukam, erhob sich nun und sprach: „Ein ehrwürdiges Ministerium muß allerdings durch mich sein größtes Befremden darüber aussprechen, daß eine so wichtige, ernste und heilige Sache nicht vorher schon demselben kund gethan worden ist, sondern so plötzlich über uns hereinkommt. Es wird aus unserer Mitte Keiner im Stande sein, auf die an uns gerichtete Frage sogleich eine bestimmte und entscheidende Antwort zu geben, und muß ich im Namen des ganzen Ministerii an Einen Edlen Rath die Bitte bringen, derselbe wolle uns einige Tage Zeit setzen, damit wir unter uns erst über diese Angelegenheit berathen können!"

„Dem Rathe," entgegnete der Syndicus schnell, „hat Solches nicht nöthig geschienen. Das Ministerium ist sich unter einander nicht fremd und kennet sich seit vielen Jahren her. Auch mag Niemand sein Pfund, das ihm Gott verliehen hat, so geheim halten können, daß man nicht dasselbe an seinen Worten und Werken erschaue. Es muß doch ein Jeder ohne weitere Prüfung wissen, ob er seine übrigen Herrn Amtsbrüder einer solchen Würde für werth halte und ob er sich entschließen könne, dem Gewählten, möge es nun Dieser oder Jener sein, die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Mehr verlangt der Rath nicht zu wissen, und dazu bedarf es wohl keiner Bedenkzeit!"

„Es ist," fuhr nun der Coadjutor unerschüttert fort, „nicht allein die erforderliche Bedenkzeit, um die

es sich handelt, sondern auch um das wohl zu bewahrende Recht des Ministerii. Es hat bisher Ein Edler Rath in allen Kirchenangelegenheiten, ehe dieselben allhier verhandelt wurden, dem Ministerio zuvor Mittheilung darüber gemacht; die Colloquia sind eigens dazu errichtet worden, um Einstimmigkeit und Verständigung unter den sämmtlichen Geistlichen der Stadt zu ermitteln, und es dürfte doch bedenklich sein, dem wohl verbrieften Rechte des Ministerii auch nur einen einzigen Paragraphen zu streichen!"

„Wir denken nicht daran," erwiderte der Syndicus etwas empfindlich, „die Rechte der Geistlichkeit anzutasten. Daß es sich hier um eine ganz ungewöhnliche Sache handelt, sieht ein ehrwürdiges Ministerium gewiß ein. Ueberdies dürfte eine Berufung auf die Einhelligkeit und Verständigung der einzelnen Glieder des Ministerii im Colloquio kein so schlagender Grund sein, da die Geschichte unserer städtischen Kirche lehrt, daß in der Sanct Martinscapelle nicht immer Einigkeit geherrscht hat. Eben aber, weil Ein Edler Rath in dieser wichtigen Angelegenheit die auseinander gehenden Ansichten und Meinungen so viel als möglich vermeiden will, und wie ich bereits gesagt habe, es keines großen Bedenkens bedarf, um zu wissen, ob die einzelnen Glieder des Ministerii sich unter einander ehren und achten können, hat der Rath die Sache ohne vorherige Prüfung dem Ministeri vorzulegen beschlossen!"

„So wäre also," wandte der Coadjutor ein, „das

Ministerium gehalten, heute und augenblicklich seine Ansichten zu eröffnen?“

„Allerdings,“ antwortete der Syndicus im Tone der Bestimmtheit. „Ich habe Auftrag, das Ministerium nicht eher zu verlassen, als bis es sich, und zwar ein Jeder einzeln, über die fraglichen Punkte ausgesprochen hat!“

„Ewr. Edlen,“ sagte nun der Coadjutor, fast im trotzigen Tone, „eine solche plötzliche Erklärung ist eben so neu und ungewöhnlich, als beschwerlich; noch dazu, als, da die Stadt über sieben Jahre lang ohne einen Superintendenten gewesen ist, und die Kirche dabei sich erhalten hat, eine so plötzliche Wiederbesetzung des vacanten Amtes nicht gut erklärlich ist!“

„Wollet Ihr damit sagen,“ fragte der Syndicus, „daß Ihr überhaupt die Wiederbesetzung des fraglichen Amtes für unnöthig erachtet?“

„Das nicht!“ erwiderte Petri mit sichtbarer Verlegenheit. „Ein tüchtiger, gelehrter und streitbarer Superintendent mag der Kirche Braunschweigs allerdings noth thun.“

„Ja gewiß,“ fiel hier der Pfarrer Sebastian Magius ein, in welchem, wie wir bereits gesehen haben, eine muthige, streitbare Seele lebte. „Es ist ein großer Jammer, wie schlecht es um die Gemeinde in unserer Stadt steht. Wenn Sanct Paulus zu uns käme, er fände nicht einmal, wie bei den heidnischen Athenern, den Altar mit der Inschrift: Dem unbekannten Gott! Denn Die in unsern Gemeinden

nach Gott und seinem heiligen Worte fragen, sind an Zahl so gering, daß sie in das kleinste Kirchlein hineingehen!"

„Herr Pfarrer," rief der Syndicus verwundert und betroffen aus, „wie möget Ihr solche harte Worte erweisen? Stünde es wirklich so schlimm um das Christenthum in unserer Gemeinde?"

„Ja, Herr Syndicus!" antwortete der unerschrockene Mann. „Gleich das erste Gebot für jede christliche Gemeinde: Du sollst den Feiertag heiligen! wird von Hohen und Niedern auf das Schnödeste verletzt. Was hilft's, daß die Glocken zur Kirche läuten? Die Armen, die aufgewachten Sünder, die Alten und Schwachen, die ihr Ende für nahe halten, Diese kommen; aber die große Zahl Derer, die sich selbst rechtfertigen und sich für die Starken halten, gehen an dem Gotteshause vorüber, ziehen zur Jagd und zum Spiele und allerlei Lustbarkeit, und die edlen Junker unserer Stadt, die vor dem bewaffneten Feinde einen überaus großen Respect haben, sind die ersten, welche auch dem zweischneidigen Schwerte des Wortes Gottes ausweichen!"

Der Syndicus fühlte den Stich wohl, der in diesem gut geführten Stoße lag; aber er hielt es für klug, sich als unverwundet darzustellen und sagte mit ruhiger Freundlichkeit: „Ihr habt allerdings Recht, Herr Magius, daß Muth und Tapferkeit leider nicht Aller Tugend ist, und was Ihr bei der Belagerung unserer Stadt gethan habt, wird Euch so leicht keiner

Eurer Herrn Amtsbrüder nachthun. Aber, wenn Ihr mir den Einwurf erlaubt, darin liegt wohl noch kein gültiger Beweis von dem schlechten, kirchlichen Zustande unserer guten Stadt!"

„Wenn Ewr. Edeln erlaubt, so kann ich mit Mehrerem dienen," entgegnete muthig der Pfarrer. „Seit einiger Zeit machet der verderbliche, ketzerische Calvinismus in unserer Gemeinde vielen Fortschritt. Man stößt hier und da auf Aeußerungen, welche ein lutherisches Ohr verletzen. Das kommt von der großen Freiheit der Bücherhändler, welche dergleichen ärgerliche calvinistische Bücher ungescheut an Jeden verkaufen, der sein Geld dafür bietet. Ein wachsamer Superintendent würde in Gemeinschaft mit des Raths Gericht diesem Unwesen steuern und die Gemeinde vor dem Ketzergifte wahren. Dann ist's auch ein heilloser Jammer mit unserer Jugend! Während des Gottesdienstes und der Predigt sammeln sich diese Buben im feinen Röcklein, wie in der ärmlichen Kappe, auf den Kirchhöfen und verführen ein Toben und Schreien, daß man meinen möchte, der Türke sei im Anzuge. Wie ist da eine Frucht der Predigt zu hoffen? Und wo sind des Raths Diener und Schergen, daß sie solchem Unfuge wehren?"

„Da einmal," setzte hier Magister Denecke in erkünstelter Ruhe und Leutseligkeit hinzu, „von diesen Aergernissen die Rede ist, so möge es auch mir vergönnt sein, auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, den schon unser Herr Coadjutor berührt hat

Es sind in neuerer Zeit von Einem Edeln Rathe mehrfache Vocationen an Diener der Kirche wie an Schulherrn ergangen, ohne daß das Ministerium auch nur im Geringsten davon wäre unterrichtet und um seine Meinung befragt worden. Solches ist vordem in keiner Weise geschehen, und mag allerdings die mehr denn siebenjährige Vacanz des Superintendentenamtes daran schuld sein, weshalb es wohl zu wünschen ist, daß der zu erwählende Ephorus die Rechte und Privilegien des Ministerii besser wahrete. So sind auch die beiden Pfarreien bei Unsern lieben Frauen und im Eichgerichte längere Zeit, als sich's ziemen mag, unbesetzt geblieben und hat solche unziemliche Vacanz der Kirchenzucht eben nicht genützet! Auch kann ich es nicht leugnen, daß die Abendstunden, welche in unserer Sanct Martinskirche, und zwar einzig und allein nur auf Befehl meines lieben Herrn Collegen Arndt abgehalten werden, vielfach Aergerniß veranlassen und von Einem Edeln Rathe möchten abgeschafft werden. Wenn Herr Arndt in seinem apostolischen Eifer an dem gewöhnlichen Gottesdienste nicht genug hat, so möge Ein Edler Rath ihm doch lieber gestatten, dafür einen besondern Morgengottesdienst anzusetzen!"

Der angegriffene Arndt lächelte still und fast mitleidig über die unermüdliche Rachsucht seines Feindes, und begnügte sich mit der ruhigen Antwort: „Mir sind zwar die Störungen nicht so gar groß erschienen, und sie dürften von dem Segen, welchen eine Bet-

stunde nach vollendeter Tagesarbeit über die erbauungsbedürftigen Seelen bringt, völlig und doppelt aufgewogen werden. Wenn indeß Ein Edler Rath diese Abendbetstunden aufheben will, so habe ich mich nur meiner Obrigkeit zu unterwerfen."

„Fürchtet darum nichts!" entgegnete der Syndicus. „Bei der Unruhe, welche zum Theil doch noch unter der Bürgerschaft herrschet, und bei ihrer Neigung, sich in das weltliche Regiment zu mischen, dürfte es nicht gerathen sein, der Gemeinde die Gelegenheit, sich zu erbauen und zur ruhigen Einsicht zu bringen, so ohne Weiteres zu nehmen. Vielleicht aber läßt sich die Zahl derselben beschränken. Doch darüber mag der neue Herr Superintendent dem Rathe Bericht erstatten!"

„Ich muß noch einmal um das Wort bitten," fiel hier der Pfarrer Magius ein: „Ich habe noch nicht völlig meine Anklage erwiesen, und da es sich um Instruction des neuen Herrn Inspectors über Kirche und Schule handelt, dürfte es gut sein, wenn derselbe die Gebrechen unserer Kirchenzucht und Gewalt zugleich mit kennen lerne. Die Bürgerschaft unserer Stadt neiget sich seit mehreren Jahren zu Aufruhr und Empörung hin, und suchet der Obrigkeit Regiment zu schwächen. Mit dem Blute Brabands und seiner Genossen ist das Feuer der Unzufriedenheit nicht gedämpft; und welche gefährliche Kohlen noch glimmen, habe ich nicht allein bei der ersten Belagerung unserer Stadt erfahren, sondern es ist mir glaubwürdig davon

berichtet worden, was sich in letzter Wassersnoth zugetragen hat. Ich kann und mag mich nicht rühmen, daß ich einer drohenden Gefahr, welche über unsere Stadt gekommen war, nur durch einige kräftige Worte abgewehrt habe, mit welchen ich die murrenden Bürger endlich zur Ruhe brachte. Aber ich gab damals mein Versprechen, zu seiner Zeit die Anliegen der Bürger vor Einen Edeln Rath zu bringen."

Der Syndicus mochte wohl fühlen, daß Das, was der Pfarrer Magius im Begriff war, vorzubringen, für ihn selbst und den ganzen Rath nicht besonders erfreulich sein mochte; denn er blickte mit Verdruß und Unwillen auf den muthigen Sprecher und sagte: „Könnte dies nicht vielleicht zu einer andern Zeit geschehen?"

„Nein, Ewr. Edeln!" entgegnete Magius schnell und unerschrocken: „Es ist eben die rechte Zeit dazu. Ich wollte sagen, daß man es der Bürgerschaft nicht wohl verdenken kann, wenn sie murret und klaget. Es herrscht keine Gleichheit, keine strenge Zucht des Gesetzes in unserer Stadt. Das fünfte Gebot verbietet den Todtschlag, das sechste den Ehebruch, das siebente den Diebstahl, und auf die Uebertretungen dieser Gebote ist die Todesstrafe gesetzt. Diese wird auch wohl ausgeübt, aber nur gegen den Bürger und armen Hausvater. Wie oft ereignet es sich, daß die vornehmen Stadtjunker, die Söhne unserer Patricier in ihren wilden Händeln und Raufereien Gesundheit und Leben des niedern Bürgers gefährden, aber die

Schuldigen gehen frei aus. Die Hurer und Ehebrecher werden am Leben bestraft, aber nur wenn der ärmere Bürger der Schuldige ist; die Patricier und Stadtjunker scheinen ein Privilegium zu solchen todeswürdigen Sünden zu haben, denn sie bringen ungescheut Schmach und Schande in die Häuser der Bürger. Der arme Handwerker und Tagelöhner wird, und mit Recht, an Freiheit und Leben gestraft, wenn er seine Hand nach fremdem Gut ausstreckt; aber von den Vormündern, die unter den Kastenherren und Rathsverwandten sitzen, wird niemals Rechenschaft erfordert, und kommt der arme Bürger gar übel an, wenn er darauf dringen wollte. Dies ist weder christliche Gleichheit, noch Gerechtigkeit; und wenn wir Prediger auf Kanzel und Altar die Gebote Gottes lehren und die Sünder strafen, so ist das eitel Komödienspiel und möchte man sagen, daß das Gesetz nur für die Armen und Geringen ist. Hier ist das Feld, wo der neue Herr Superintendent seinen Pflug einsetzen und ackern mag, daß eine bessere Frucht der Gerechtigkeit aufgehe; sonst haben wir noch viel schlimmere Zeiten zu erwarten, als bereits vergangen sind!“

„Ihr möget im Einzelnen nicht unrecht haben,“ entgegnete der Syndicus mit erzwungener Ruhe und Freundlichkeit: „obgleich es möglich gewesen wäre, dies Alles in einer mildern und würdigern Sprache vorzubringen!“

„Ich bin noch nicht fertig, hochedler Herr Syndi-

cus," fuhr der Pfarrer Magius unerschütterlich fort: „werde mich aber eines mildern Ausdruckes befleißigen: Die Hoffart in unserer Stadt hat ihre höchste Stufe erreicht. Die hohen Standespersonen gehen einher in Purpur und köstlicher Leinwand und leben alle Tage herrlich und in Freuden; sie sind wie Fürsten und Fürstenkinder und wissen in ihrer Verachtung gegen die Armen und Niedrigen kein Maaß und Ziel, und bringen unter die wohlhabenden Bürger denselben Hochmuthsteufel, der aller Kraft des Wortes Gottes spottet. Bei den Hochzeiten der Bürgersleute herrscht deßhalb ein Uebermuth, eine Verschwendung, dergleichen in fürstlichen Häusern nicht größer sein kann. Auch wird es gut sein, auf die vermeintlichen Jungfrauen der Vornehmen wie der Geringen ein scharfes Auge zu haben, damit sie das Ehrenkränzlein nicht ferner mit Schmach und Schande vor der Kirche und dem Altar tragen, an welchen sie treten. Die unehlichen Kinder, deren Väter zum größten Theile in hohen Aemtern und Würden sitzen und dem Stadtadel zugehören, werden aus den mühsam ersungenen Currendengeldern bezahlt, und diese, damit sie desto reichlicher helfen können, auf Wucher ausgetheilt, statt daß sie den Armen und Schwachen und Alten gegeben werden sollten. Dazu kommt, daß die Bettelei unter Müßiggängern und Tagedieben immer ärger wird und die verdienten und unschuldigen Armen dadurch gedrückt werden; eine Bettelordnung würde vieles Gute haben, wenn sich ein Hochedler Rath

mit der Sorge für die Armen belasten wollte; auch dürften die Brauer angehalten werden, daß sie den einzigen Labetrunk der Armen, das Bier, besser und billiger braueten. Ist's nun ein Wunder, wenn die Leute unzufrieden sind und murren? Hält es denn so schwer, das arme Volk zu Aufruhr und Empörung zu reizen? Ich habe nun mein Wort gehalten und befehle die Sache der armen Bürger dem Gott und Herrn, der der Menschen Herzen lenket!"

„Ich werde," entgegnete der Syndicus mit verbissenem Aerger, „die Klagepunkte Einem Edlen Rathe vortragen und selber genau prüfen, was Wahres und Falsches daran ist. Wenn aber Ihr, ehrwürdiger Herr Pfarrer, und vielleicht mit Euch noch ein Theil des Ministerii meinen solltet, daß nicht auch der Rath mancherlei Veranlassung und Klagen und Beschwerden gegen die Herren Geistlichen habe, so irrt Ihr Euch. Da einmal, obschon gegen mein Wissen und Willen, diese Angelegenheit zur Sprache gebracht worden ist und sie allerdings für den neu zu erwählenden Superintendenten eine lehrreiche Instruktion sein kann, so mag ich's Einem ehrwürdigen Ministerio nicht verhehlen, daß der Rath und die Kastenherren mit mancherlei Anklage gegen dasselbe aufgetreten sind. Es ist Sache des Ministerii, die Schulen und Examina fleißig zu besuchen, den Gottesdienst in rechter Art und Ordnung abzuhalten, die Rectoren der Schulen zur strengster Gerechtigkeit und Billigkeit und Freundlichkeit anzuhalten. Aber dafür geschieht leider

wenig! Es vergehen Wochen und Monate, ehe eine richtige Schulvisitation gehalten wird, die Cantores auf den Chören fangen nach geendigter Predigt die Lieder nicht an, die Rectoren der Schulen befördern nur solche Schüler, deren Aeltern es mit einer Hand voll Silber oder Gold nicht so genau nehmen, viele der Prediger halten die Ablesung der Beichte nach der Predigt für ein unnöthiges Stück, lesen auch die Präfation nicht vor dem Altare, ersparen sich's, die Collecte pro pace zu singen und gestatten in der Schule ein so scharfes Regiment, daß die Jugend einen Abscheu vor der Schule bekommt. Das Alles ist nicht geeignet, die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten und das Ansehen und die Würde der Geistlichen zu erhöhen. Darum wird es allerdings gut sein, wenn der neue Herr Superintendent allen Fleiß zur Besserung in allen diesen Stücken verwendet!"

„Damit jedoch," fuhr er sogleich und ohne Zeit zur Verantwortung zu lassen, fort: „unsre heutige Conferenz ihres Zweckes nicht verfehle, so fordere ich die sämmtlichen Glieder des ehrwürdigen Ministerii hiermit auf, sich unverzüglich darüber zu erklären, ob es einen aus seiner Mitte zu erwählenden Superintendenten als solchen anerkennen und ihm die gebührende Achtung erweisen wolle?"

Der Coadjutor erhob sich nun und sprach: „Weil es denn nicht anders sein kann, und wir nicht vorher gemeinschaftlich darüber berathen können, so erkläre ich hiermit, daß ich wohl wünschen möchte, daß

zu diesem Superintendentenamt von einem andern Orte her eine solche Person berufen werde, welche mit Ruhm und Ansehen solches Amt verwalten könne. Die Kirchenordnung erfordert, daß der Superintendent mächtig sei der heiligen Schrift, und mächtig, die Widersprecher zu strafen. Die Stadt Braunschweig hat auch bisher das Glück und die Ehre gehabt, solche Superintendenten erwählet zu haben. Die Namen der großen Männer Mörlin, Chemnitius und Leyser werden der Kirche unvergeßlich bleiben, denn sie waren nicht nur Lichter dieser Stadt, sondern des ganzen Deutschlands, und haben unserer Kirche mit großem Ruhme und Nutzen vorgestanden. Wollte nun Ein Edler Rath einen solchen Mann berufen, der würdig in die Fußstapfen dieser Männer tritt, der die Kirche mit Nutzen und Lob regiert und erfüllt, der die fast verfallenen Schulen wieder aufrichtet und die andern zu diesem Amte gehörigen Stücke rechtmäßig verwaltet, so wollen wir denselben, als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes, mit beiden Armen umfassen und willig und bereit mit gebührender Ehrerbietigkeit ihm begegnen. Denn da wir unsere Schwachheit am Beßten wissen, sehen wir es ein, daß in unserer eigenen Mitte ein Solcher sich nicht findet. Doch will ich damit durchaus keinem meiner Herrn Collegen zu nahe getreten sein, fordere vielmehr dieselben hiermit auf, sich frei und offen darüber zu erklären!"

Es war nicht zu verkennen, daß der Coadjutor Petri, in wohlerwogenem Bedenken, daß, im Falle die Wahl nicht auf ihn fallen sollte, auf diese Weise am Beßten seine eigene Ehre gerettet hatte; deßhalb stimmte ihm auch fast das ganze Ministerium bei, theils aus gleichen Ursachen, theils auch wohl aus wirklicher Bescheidenheit.

Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, das heißt in der menschlichen Schwachheit, da, wo man sich beugen muß, es lieber vor dem Fremden, als vor dem Bruder zu thun; und auch in dieser Beziehung gilt des Herrn Wort, daß der Prophet in seinem Vaterlande am Wenigsten gilt.

Als der Syndicus sah, daß fast das ganze Ministerium der Ansicht des Coadjutors beistimmte, legte sich über sein Angesicht Aerger und Verdruß; ehe er aber noch denselben aussprechen konnte, erhob sich Johannes Arndt und sprach:

„Es thut mir leid, daß ich der Meinung des Herrn Coadjutors nicht beistimmen kann. Auch ich billige zwar die Satzung der Kirchenordnung, daß ein Superintendent müsse mächtig sein der Schrift und des eigenen Wortes, um sein wichtiges und verantwortungsvolles Amt mit Ehren und Nutzen zu verwalten. Aber das Zeugniß der Armuth, welches der Herr Coadjutor von dem gesammten Ministerio ausgestellt hat, erscheint mir als ein Zeichen der Schwachheit, zu einer Zeit, wo es gilt, stark zu sein. Ich habe von jedem Gliede des

Ministerii die wohlbegründete Ueberzeugung, daß es den Inhalt der Schrift und die symbolischen Bücher unserer Kirche genau und gründlich kenne und vom Herrn mit einem hinreichenden Maße der Beredsamkeit begnadigt sei. Die rechte Macht eines Superintendenten ist doch hoffentlich keine andere, als die eines rechten Pfarrers und treuen Seelsorgers; was kann der Superintendent Anderes und Besseres thun, als das Reich Gottes verkündigen und bevestigen, als die Seelen aus dem Schlafe der Sünden zu wecken und zu Christo zu führen? Wo ein Prediger und ein Superintendent keine Macht hat, da liegt es nur daran, daß sie nicht recht predigen. Laßt uns nur die Buße und den Glauben recht predigen, dann werden wir schon mächtig werden. Zeiget dem sichern Sünder, daß er der Unglücklichste unter allen Geschöpfen sei, und daß er durch Christum dann auch der Glücklichste unter allen Geschöpfen der Erde werden könne; saget dem Selbstgerechten, daß er auf solche Weise weder in Zeit noch in Ewigkeit zur Ruhe komme, wenn er nicht Ruhe bei Jesus Christus suche; prediget Denen, die in Gnaden stehen, daß sie wohl selig sind, aber nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme, sondern eben nur aus Gnade; saget der Gemeinde heute und morgen und immerdar, daß Christus der einige Gott der Sünder sei, daß ohne Ihn kein Heiland ist, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung; rühmt Euch,

daß Ihr nichts wisset, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, so werdet Ihr mächtig sein in allen Euern Werken, und es wird nicht darauf ankommen, ob Ihr die Geschlechtsregister des alten Bundes erklärt oder nicht!"

Als Arndt hier ein wenig ruhte, brach von allen Seiten das mühsam unterdrückte Murren laut aus; fast ein Jeder wollte zum Worte kommen, bis es endlich dem Magister Denecke gelang, sich vorzudrängen und zu sprechen: „Wir müssen zwar unserm lieben Herrn Kollegen Arndt zu großem Dank verpflichtet sein, daß er uns Predigern das rechte Predigen lehrt; auch wollen wir keineswegs annehmen, daß derselbe damit seine eigene Befähigung zum Superintendentenamte habe aussprechen wollen; aber nur das Eine möge ihm gesagt sein, daß der Prediger nicht reden mag, wie ein Laie, der oft nur Einen Gedanken hat und denselben tausendfach wiederholet; sondern daß Predigen auch allerdings eine Kunst ist, die desto rühmlicher wird, je mannigfaltiger sie geübt wird. Wenn auch Herr Arndt von solchen Pregern nichts zu halten scheint, welche da zeigen, daß sie nicht umsonst die Wissenschaft tractirt haben, so wissen wir doch, daß es einem Prediger wohl ansteht, wenn er seiner Gemeinde zeigen kann, daß er nicht vergeblich in der großen Kunst unterrichtet worden ist! „Wer nichts hat, kann freilich nichts geben!"

„Ich habe darauf," entgegnete Arndt mit ungewöhnlichem Muthe, doch aber in aller Ruhe und

Freundlichkeit, nur das Wort unseres großen Luthers, der da sagt: „Ein Prediger soll also geschickt sein, daß er fein einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernen und Ungelehrten. Wer mit hohen und prächtigen Worten einher fähret, ärgert und zerbricht mehr, denn er bauet. Ist doch die ganze Heilslehre in ihrem einfachsten Wortlaute schwer und unbegreiflich genug, als daß es erst nöthig wäre, sie noch in gelehrte und dunkle Worte zu fassen, und der ist nur ein tüchtiger Pfarrer und Superintendent, der die Wiedergeburt und die Gnade Gottes in Christo so eindringlich, so deutlich, so erwecklich darzustellen weiß daß auch der Schwache sie versteht. Nicht darauf kommt es an, daß man unsere Predigt lobe als eine kunstreiche und gelehrte, sondern daß wir mit unserer Predigt dem Herrn Christo Seelen gewinnen! Wo aber Jemand nicht solcher Kraft mächtig ist und mächtig werden kann, der taugt weder zum Pfarrer noch zum Superintendent!"

Dies kühne Wort war allerdings nicht darauf berechnet, sich Freunde unter dem Ministerio zu gewinnen, und brachte auch nicht diesen Gewinn. Denn obgleich es Arndt nicht ausgesprochen hatte, so lag doch darin eine Anklage gegen die meisten seiner Amtsbrüder, welche ihr Predigtamt recht rühmlich zu üben meinten, wenn sie mit großer Kunst und Gelehrsamkeit und in vielerlei Sprachen das Strafamt verwalteten und wohl auf Buße und Besserung drangen, aber den Weg dazu, und die Barmherzig-

keit und den Glauben nicht zu lehren wußten, weil sie selber dieser Stücke baar und ledig waren.

„Ich habe," sagte jetzt Denecke sprudelnd mit allem Gifte seiner neidischen Seele: „ich habe bisher immer großes Mitleiden gehabt, wenn ich hören und sehen mußte, wie unser lieber Herr College Arndt in seiner Gemeinde gehasset und verachtet wird, weil ich demselben, trotz seinen oft ketzerhaft klingenden Aeußerungen, doch die rechte Hirtenliebe und Hirtentreue zutraute; nun aber sehe ich's, daß es gar nicht anders sein kann! Hoffart und Eigendünkel werden sich niemals Freunde machen!"

„Mein lieber Herr College," entgegnete Arndt, schmerzlich bewegt, „Ihr thut nicht recht, so ohne Weiteres ein strenges und liebloses Gericht über mich zu halten. Habe ich doch nichts gethan, als meine Ansicht über die wahre Würdigkeit und Macht eines geistlichen Inspectors ausgesprochen, und Ihr wendet Solches zur Entwürdigung meiner Person an! Wüßte ich nicht, daß eben die Schmach, welche der Prediger um seiner Predigt von Christo willen auf sich ladet, das beste Kennzeichen ist, daß er recht prediget, und daß die Prediger ihrer Amtstreue wegen keinen bessern Trost haben können, als den Haß der Welt, so könnten mich Eure bittern Worte bis zum Tode betrüben! Aber vielleicht habt Ihr selbst es nicht so böse gemeint! Um aber in dieser ernsten Angelegenheit nach Pflicht und Gewissen meine Meinung auszusprechen, so ist es in Summa diese: Die Wahl

eines Superintendenten geschieht wohl äußerlich durch Menschen, aber der Herr der Kirche selbst ist es, der die Arbeiter in seinen Weinberg rufet. Welchen nun der Herr uns senden wird, den wird er auch geschickt machen. Und welchen der Herr sendet, der ist mir, als ein Apostel des Herrn, lieb und theuer und willkommen, und werde ich ihn von ganzem Herzen ehren und achten und ihm gehorsam sein!"

„Das ist auch meine Meinung!" rief der Pfarrer Magius schnell aus. „Wen der Herr braucht, den hat er auch würdig befunden, und wer auf Gottes Befehl die Heerde weiden soll, dem giebt Gott auch den rechten Hirtenstab und den rechten Hirtenverstand!"

Der Syndicus nickte beifällig dieser Rede zu und sprach: „Dies ist auch des Raths Meinung und zuversichtliche Hoffnung, und wird der Rath allerdings für dies Mal sein Augenmerk auf die Glieder des hiesigen Ministerii richten!"

„Und wenn denn," fiel der M. Denecke ein, „Ein Hochedler Rath nun einmal der Ansicht und Meinung von nur Zweien aus dem Ministerio, im Gegensatze aller übrigen, seinen Beifall zu schenken gesonnen ist, und solcher Gestalt nach auch dieses Recht des Ministerii unbeachtet bleibt, so dürfte es doch wenigstens nothwendig sein, daß Ein Hochedler Rath mehrere Personen aus unserer Mitte, auf welche er sein Augenmerk gerichtet hat, auf einen Zettel schreibe, denselben nach löblicher Gewohnheit dem Ministerio zur

stelle, damit dasselbe den Würdigsten daraus wähle. Denn nur also würde die Wahl rechtmäßig geschehen!"

„Es hat," erwiderte der Syndicus im Tone der Entschlossenheit, „Ein Edler Rath seine wichtigen Ursachen, warum es für dies Mal nicht also geschehen kann. Es ist voraus zu sehen, daß die Ansichten im Ministerio sich theilen und spalten und Unfrieden bringen, und wenn ein Jeder auf seiner Meinung beharrte, könnte leicht der ganze Zweck verfehlt werden. Und so lade ich denn das gesammte ehrwürdige Ministerium auf morgen um dieselbe Stunde, wie heute, hiermit vor, um von der Wahl Kenntniß zu nehmen, welche der Rath und die Kirchenvorsteher morgen früh unter Gottes Beistand treffen werden. Möge ein Jeder bitten und beten, daß der Herr die Herzen dazu erleuchte und uns den Mann anzeige, der in solcher schwierigen und ernsten Zeit unserer Kirche und der Gemeinde wieder aufhelfen kann!"

Und somit wurde die Versammlung entlassen.

Capitel 9.

Der neue Superintendent.

Habt ihr bittern Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit; denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.

Jacob. 3, v. 14. 16.

Zur bezeichneten Stunde war das Ministerium im Audienzsaale des Neustadt = Rathhauses versammelt und anfangs sich selbst überlassen. Denn in einem der Nebenzimmer saßen die Kirchenvorsteher und Kastenherrn unter dem Präsidio des Syndicus Dr. Röerhand und des Bürgermeisters Statius Kale, um die Wahl des neuen Superintendenten zu treffen.

Die Erwartung drückte sich in Aller Mienen aus, und da auch Keiner eine sichere Vermuthung über den Ausgang der Wahl hatte und haben konnte, weil der Rath das unverletzteste Stillschweigen dar=

über beobachtet hatte, und auch wohl der einzelne Rathsherr selber nichts mehr, als seine eigene Abstimmung wußte, so theilte sich die Erwartung in den Herzen der Geistlichen in eine ängstliche und unruhige und still-besorgliche.

Eine ängstliche Erwartung war in den Mienen Derer zu lesen, welche in ihrem Herzen weniger an Den dachten, den sie gewählt wünschten, als vielmehr an Den, dessen Wahl ihnen peinlich war. „Nur dieser, oder Jener nicht, sonst Alle." Das war der Grundgedanke ihrer Angst, und das Motiv dazu Neid und Mißgunst, und dazu zählte besonders Denecke.

Unruhig erwiesen sich Jene, welche nicht allein den Wunsch, sondern auch die stille Hoffnung hatten, gewählt zu werden, die sich selbst die Gründe auseinandersetzten, welche zur Bevorzogung ihrer Person die Rathsherrn haben könnten. „Wird nicht bald dein Schicksal entschieden sein?" Das war die unruhige Frage, die sie sich unaufhörlich thaten, und das Motiv dazu war Ehrgeiz und Herrschsucht; und dazu zählte besonders der Coadjutor, der als der bisherige Erste im Ministerio allerdings wohl mehr, als die übrigen Alle, für sich hoffen konnte. Nebst ihm prägte sich diese unruhige, selbstsüchtige Erwartung in Mienen und Geberden des M. Rudolph Hildebrandt, Pfarrer zu St. Katharinä aus, der unter den Patriciern und Rathsverwandten die größere Zahl von Gönnern und Freunden zu haben wähnte.

In stiller besorglicher Erwartung harrten des

Ausgangs Diejenigen, welche weder ihre eigene Wahl hofften und wünschten, noch die Wahl Anderer fürchteten, sondern vielmehr Anfang, Mittel und Ende der ganzen ernsten Angelegenheit in die Hand des Herrn gelegt hatten, der die Gedanken und die Sinne des Raths leiten und, wie immer, Alles wohl hinausführen werde. Still-besorglich war ihre Erwartung nur deshalb, weil sie fürchteten, daß die Wahl selbst, wie sie auch ausfallen möge, Veranlassung zu Streit und Unfrieden im Ministerio geben möchte. Diese Parthei bestand eigentlich nur aus zwei Gliedern, dem Pfarrer an der Sanct Martins-Kirche, Johannes Arndt, und dem Pfarrer zu Sanct Michaelis, Sebastian Magius.

Während alle Uebrigen mit unruhigen Schritten im großen Saale auf- und abgingen, und ängstlich nach der Thüre sahen, durch welche die Rathsherrn eintreten mußten, und entweder sich nur ihren eigenen Gedanken überließen, oder einzelne abgerissene Worte bald an Diese, bald an Jene richteten, waren es eben nur jene Beiden, die in einer Fensterbrüstung standen und ein stilles Gespräch mit einander führten.

„Wisset Ihr, wer unser Superintendent sein wird?" fragte Magius seinen Amtsbruder.

„Nein!" antwortete Arndt ernst lächelnd. „Ich habe mich auch nicht im Geringsten mit dieser Frage gequält!"

„Ich will's Euch sagen, mein lieber Freund," fuhr

Magius fort. „Der neue Superintendent wird Herr Johannes Arndt heißen!“

„Das ist sicher eine Täuschung,“ entgegnete Arndt mit Lächeln den Kopf schüttelnd: „wenn Ihr nicht etwa mit einem scherzhaften Lob mir schmeicheln wollt!“

„Das sei ferne von mir!“ erwiederte Magius. „Ich bin ungeschickt zu jeder Schmeichelei und gehe, wie ein tüchtiger Kriegsmann, immer gerade auf mein Ziel los. Aber ich bitte Euch, wen anders wollen denn die Herrn wählen? Wir brauchen einen Mann, der seine Theologie nicht allein gründlich erlernt hat, sondern sie auch in seinem Herzen trägt und sie in allen seinen Worten und Werken zeigt; wir brauchen einen Mann, dem es Ernst ist um das Reich Gottes, und der ein reiches Maaß der Rede empfangen hat; wir brauchen einen Mann, der keine Menschenfurcht kennt, der dem Patriciersohn wie dem ärmsten Tagelöhner das Schwert der Wahrheit auf die Brust setzet, und dessen Name schon durch's ganze Deutschland genannt wird. Wer ist das anders, als Ihr?“

„Ihr irret Euch, lieber Freund!“ entgegnete Arndt. „Ich weiß am Beßten, daß ich nicht zum Superintendenten tauge, am Wenigsten hier in Braunschweig, wo weit mehr ein Mann von Eurem Muthe an seinem Platze ist. Wenn ich auch im Sinne des Evangeliums keine Menschenfurcht in mir finde, so fehlt mir doch jener zuversichtliche Muth, jene unerschütterliche Kraft und Kühnheit, welche bei Hindernissen nur desto größer wird. Mit einem Worte, mein

Freund, ich tauge nicht zum Regieren; ich kann nur dienen und gehorchen, nur ausführen, was mir aufgetragen ist. In dieser Beziehung wäre mein College Denecke weit eher der Mann, den Braunschweig brauchen kann; und würde er gewählt, ich würde mit Freuden ihm gehorsam sein!"

Eben als Magius seine Verwunderung über diese Rede aussprechen wollte, öffnete sich die Thüre des kleinen Conferenzzimmers und der Syndicus Dr. Röerhand, der Bürgermeister Statius Kale und der Secretär Paul Wagner traten ein. Eine tiefe Stille beherrschte im Augenblick die ganze Versammlung; es war, als hätte sich das päpstliche Conclave geöffnet, nur mit dem Unterschiede, daß die darin Versammelten nicht aus ihrer eigenen Mitte das Oberhaupt der braunschweigischen Kirche wählen konnten; die Harrenden aber, welchen die Botschaft zuerst verkündigt wurde, konnten auf sich wohl das auf die Papstwahl bezügliche Sprichwort anwenden: „Wer als Superintendent in das Neustadt-Rathhaus eingetreten ist, tritt als einfacher Pfarrer wieder heraus."

Der Syndicus lud nun die versammelten Geistlichen zum Sitzen ein, nahm dann mit dem Bürgermeister den Vorsitz und sagte: „Ein ehrwürdiges Ministerium möge jetzt das Protocoll der eben geendigten Sitzung und Abstimmung über die Wahl des neuen Herrn Superintendenten der Stadt Braunschweig sich vorlesen lassen."

Der Secretär Paul Wagner schlug nun ein Actenstück auf und las:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit!

Am heutigen sechsten December des laufenden Jahres Eintausend Sechshundert und Sechs haben sich die ad marginem verzeichneten Vorsteher der Kirche und Kastenherrn unter dem Vorsitze des Herrn Syndicus primarius Dr. Röerhand und des Herrn Bürgermeisters Statius Kale versammelt, um nach dem Einem Edlen Rathe hiesiger Stadt zustehenden jus patronatus und in aller Form Rechtens den Nachfolger des bereits am 24. November des Jahres 1599 selig verstorbenen Herrn Superintenden, Magister Lucas Martini, zu ernennen. Nachdem der Herr Syndicus primarius, Dr. Röerhand, zuvörderst dem Wahlcollegio die Nothwendigkeit auseinander gesetzet, daß mit der Erwählung eines Superintendens der braunschweigischen Kirchen und Schulen nicht länger anzustehen sei, auch zu wünschen stehe, daß am nächsten heiligen Weihnachtsfeste der neue Herr Superintendent schon fungire, nachdem ferner derselbe Herr Syndicus primarius die Ansicht und Meinung, daß für dies Mal von der Berufung eines fremden Theologen abgesehen und das Augenmerk lediglich auf die Glieder des ehrwürdigen Ministerii unserer Stadt gerichtet werden möge, ausführlich und überzeugend dargethan, auch der hochedle Herr Bürgermeister die völlige Beistimmung des gesammten

Rathes erklärt hatte, und nachdem den versammelten Kirchenvorstehern die Frage: ob dieselben solcher gestalten Sache nach mit Gott Willens wären, ihre Stimmen anjetzo abzugeben, vorgelegt worden, hat das ganze Wahlcollegium nicht allein den gethanen Vorschlägen seine volle Zustimmung gegeben, sondern auch sich, unter Gottes Beistand, bereit erklärt, die Wahl vorzunehmen. Als es hierauf zur einzelnen Abstimmung kam, hat das gesammte Wahlcollegium sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß es zum Superintendens und geistlichen Inspector der Kirchen und Schulen der Stadt Braunschweig im Namen des dreieinigen Gottes ernenne: den Pfarrer zu Sanct Katharinä, Herrn Magister Johann Wagner. Als hierauf der Herr Syndicus primarius nochmals die Glieder des Wahlcollegiums gefragt, ob sie alle bei der getroffenen Wahl beharren wollten, und alle einmüthig ihr Ja ausgesprochen, erklärte derselbe die geschehene Wahl für rechtmäßig und gültig, und haben sämmtliche Wahlherrn dies Protocoll mit ihren Namen eigenhändig unterzeichnet!"

So wie in einer stillen Nacht ein plötzlicher Donnerschlag die friedlichen Schläfer aus ihrer Ruhe aufstört und Angst, Verwirrung und Entsetzen über sie bringt, so war es auch hier, als der Secretär den Namen: Johann Wagner nannte. Ein lautes Gewirr von Stimmen durchschallte den Saal, so daß die letzten Worte, welche der Secretär aus dem Protocoll verlas, kaum gehört werden konnten. Als die-

ser aber schwieg, wurde das Geräusch doppelt laut, und der Syndicus sah sich genöthigt, um Ruhe und Stillschweigen zu bitten.

„Ein ehrwürdiges Ministerium," fuhr er nun fort, „hat so eben gehört, daß der Rath und die Kirchenvorsteher einmüthig ihr Vertrauen auf den Herrn Pfarrer Wagner gesetzet und denselben zum Superintendenten erwählt haben. Ehe nun in dieser ernsten und wichtigen Angelegenheit weitere Schritte gethan werden können, wird es zunächst an Euch sein, ehrwürdiger Herr Magister Wagner, Euch darüber auszusprechen, ob Ihr die auf Eure Person gefallene Wahl anzunehmen gesonnen seid!"

Hierauf erhob sich der Pfarrer Wagner und sprach: „Die Ehre, welche mir so unerwartet widerfahren ist, hat mich in ihrer Größe und Schwere so niedergebeugt, daß ich keiner rechten Antwort fähig bin. Ich konnte weder meines Alters, noch meiner Gaben wegen eine solche Bevorzugung vor meinen Herrn Collegen erwarten, da diese Alle, theils durch ihre Jahre, theils durch ihre große Amtserfahrung, theils und ganz besonders durch ihre Gelehrsamkeit eines solchen wichtigen und ehrenvollen Amtes weit würdiger sind, als ich. Ich kann für jetzt keine andere Antwort geben, als daß ich Einem Edlen Rathe und Kirchenvorstehern für solche Ehre und so großes Vertrauen zeit meines Lebens zum herzlichsten und demüthigsten Danke verbunden bin."

„Und Ihr könnet weder Ja, noch Nein antworten?“ fragte der Bürgermeister Kale.

Wagner blickte eine Zeit lang mit gesenktem Haupte vor sich hin, dann sprach er: „Ehe ich eine bestimmte Antwort zu geben vermag, muß ich zuvörderst wissen, was meine Herrn Collegen über die ganze Sache denken. Ich richte demnach an meine Herrn Amtsbrüder die drei Fragen: Erstens: Halten meine ehrwürdigen Herrn Collegen die geschehene Wahl für rechtmäßig? Zweitens: Rathen dieselben mir, das mir angetragene hohe Amt anzunehmen? und Drittens: Wollen dieselben mich als ihren Superintendenten anerkennen?“

Hierauf erhob sich nun der Coadjutor, M. Petri, dem es schlecht gelang, die ihm widerfahrene Kränkung zu verbergen, und sprach im bittern Tone des Vorwurfs: „Ich muß zwar nochmals im Namen des gesammten Ministerii die Verwunderung aussprechen, daß Ein Edler Rath von der bestehenden Ordnung und den privilegirten Gewohnheiten des Ministerii in soweit abgegangen ist, daß derselbe diese ernste und heilige Sache nicht zuvor dem Ministerio zur Berathung im Colloquio mitgetheilt hat. Da aber Ein Edler Rath, wie er sagte, seine guten Gründe gehabt hat, für dies Mal die Rechte und Gewahrsame des Ministerii unbeachtet zu lassen, und es uns Geistlichen zusteht, sich auch mit schwerem Herzen in die Anordnungen der Obrigkeit zu fügen, auch wohl zu hoffen steht, daß nicht allein Ein Edler Rath künf-

tighin die Rechte und Gebräuche der Kirchenordnung mehr aufrecht erhalten werde, sondern auch, daß der neue Herr Superintendet, möge er nun ein Fremder oder ein Einheimischer sein, die Rechte des Ministerii besser und tüchtiger vertreten werde, als ich es vermag, so will das Ministerium es mit der Rechtmäßigkeit der geschehenen Wahl für dies Mal an seinen Ort gestellt sein lassen und darauf weder mit Ja, noch mit Nein antworten. Was aber die beiden andern Fragen des Herrn Pfarrer Wagner betrifft, so habe ich darauf diese Antwort: daß derselbe wohl zusehen möge, daß er Gott nicht versuche, sondern daß er sich wohl prüfe, ob er solchem Amte gewachsen sei, oder nicht."

Ehe noch Wagner antworten konnte, erhob sich M. Denecke und sprach: „Indem ich allen Dem zustimme, was unser ehrwürdiger und hochverdienter Herr Coadjutor ausgesprochen hat, muß ich meinerseits noch ein besonderes Bedenken über die getroffene Wahl aussprechen. Es thut mir zwar in der Seele weh, als Ankläger eines verehrten und geliebten Amtsbruders aufzutreten, aber der Ernst und die Heiligkeit der Sache zwingt mich, die Person nicht anzusehen, sondern nur der Wahrheit zu dienen. Ich fürchte nämlich, daß der Herr Pfarrer Wagner nicht ganz rein in der Lehre ist!"

Der angegriffene Pfarrer fuhr erschrocken auf und sagte: „Lieber Herr Amtsbruder, das ist eine schwere Beschuldigung, die zu erweisen ich Euch doch bitten muß!" —

„Sehr gerne!" antwortete Denecke mit höhnischem, triumphirendem Lächeln, und fuhr nun also fort: „Das ehrwürdige Ministerium weiß, daß Herr M. Wagner vor etwa zwanzig Jahren das Amt eines Conrectors an der Schule zu Soest bekleidet und dasselbe mit großem Fleiße verwaltet hat. Derselbe aber hat sich dabei auch fleißig im Predigen geübt und vielen Beifall gefunden. Einstmals aber, auf dem vierten Sonntage nach Trinitatis hat derselbe die Lection aus dem achten Capitel im Briefe an die Römer, wo von dem Sehnen und Seufzen der Creatur die Rede ist, diese Worte dahin erklärt, daß er gesagt hat, die Creatur werde von der Unterwerfung unter den Menschen, in welcher sie nach Gottes Gebot bei der Schöpfung stehen soll, und welche von gottlosen Menschen in diesem Leben gemißbraucht werde, dermaleinst frei gemacht werden. Aus dieser Erklärung haben treugesinnte Wächter der Kirchenlehre den richtigen Schluß gezogen, daß Herr M. Wagner den Thieren und andern unvernünftigen Creaturen, selbst den Pflanzen und Steinen, ein ewiges Leben zugesprochen habe. Und ist diese Ueberzeugung in der Gemeinde so allgemein geworden, daß dieselbe ihn bei der Obrigkeit als einen Ketzer angeklagt hat. Das will nun nicht zu einem Superintendenten passen, der die Reinheit der Kirchenlehre zu beschützen und zu bewahren berufen ist."

Wagner athmete leichter auf, als er diese Beschuldigung vernommen hatte und entgegnete: „Ich

kann es allerdings nicht leugnen, daß ich während meines Conrectorats zu Soest einmal, und zwar über die aus dem Briefe an die Römer angezogene Lection bei dem Rathe verklagt worden bin; aber es hat sich gar bald erwiesen, daß man meine Worte falsch verstanden hat, und daß die ganze Anklage nur von einigen unruhigen Köpfen ausgegangen ist, welche streit- und zanksüchtig waren, und meiner Person, ich weiß nicht warum, nicht wohl wollten. Auch wird der Herr M. Denecke, da er den Anfang der Sache weiß, gewiß auch das Ende derselben wissen, nämlich daß die hochwürdige theologische Facultät zu Rostock, an welche die Sache geschickt worden war, das Urtheil gefällt hat, daß man mir unrecht thue, und daß meine Gegner haben von mir ablassen müssen!"

„Ich will die Sache nicht weiter erörtern," sagte Denecke mit falscher Freundlichkeit. „Die rostocker Facultät ist nicht Ohrenzeuge gewesen, sondern kann nur aus den eingesandten Acten urtheilen; und die Verkläger sollen Alle eifrige und getreue Zuhörer gewesen sein. Doch, wie gesagt, ich stehe von meiner Beschuldigung ab, weil ich weiß, daß die Gewissenhaftigkeit unseres ehrwürdigen Herrn Amtsbruders Alles selber wohl erwägen und bedenken wird, daß ein Superintendent nothwendig das Vertrauen seiner Amtsbrüder und der ganzen Stadt haben müsse."

Hierauf erhob sich M. Hildebrandt, Wagners älterer College an der Catharinenkirche, dem es gewaltig am Herzen nagte, daß er nun seinem jüngeren

Amtsbruder, über welchen er bisher den Vorsitz geführt hatte, untergeben sein sollte.

„Ich bin weit davon entfernt," sagte er mit erheuchelter Ruhe, „meinem lieben Herrn Collegen die hohe Ehre zu mißgönnen, die ihm Ein Edler Rath in seiner weisen Ermessung zuzutheilen gesonnen ist; aber indem ich dem Herrn M. Denecke darin beistimme, daß ein Superintendent nicht blos in seiner Pfarrkirche, sondern auch in allen andern Kirchgemeinden der Stadt volles Vertrauen besitzen müsse, wollte ich mir etwas Weniges zu bemerken erlauben, was vielleicht auf den Entschluß meines Herrn Collegen von Einfluß sein könnte. Derselbe wird nämlich selber bezeugen, daß er, bevor er hierorts angestellt wurde, an verschiedenen andern Orten das Predigtamt verwaltet hat, freilich aber nirgends lange Zeit. Unser Herr College M. Wagner hat bereits als Hofprediger zu Werl und im Schlosse Arnsberg, ferner im Schlosse Jevern zu Oldenburg in Friesland, dann auch als Pastor zu Minden im Dienste der Kirche gestanden, ehe derselbe allhier ordinirt worden ist. Auch ist es bekannt, daß derselbe vom Schlosse Jevern weggewiesen worden ist, eben so, daß derselbe an verschiedenen Orten herumgereiset ist, um in ein Predigtamt zu kommen, und daß es demselben nur mit vieler Mühe und besonderer Gunst hat gelingen wollen, allhier in Braunschweig unterzukommen. Wenn mir nun auch in diesem Allen etwas Besonderes nicht weiter bekannt ist, so will doch in diesen verschiedenen und kurzen

Aemtern, so wie in dem Herumziehen von Land zu Lande irgend ein Bedenken liegen, das wohl verdient, erwogen zu werden!"

„Ich will dem ehrwürdigen Ministerio, so wie Einem Edeln Rathe darin gern Rede stehen," entgegnete der Pfarrer Wagner. „Und ich kann Solches um so mehr, da in allen diesen Stücken mir keinerlei Vorwurf gemacht werden kann, auch aller Orten noch Zeugen genug leben, die die Wahrheit meiner Aussage bestätigen müssen. Es ist wahr, ich habe das Amt eines Hofpredigers zu Werl und Arnsberg nur kurze Zeit, nicht ein volles Jahr, verwaltet; aber daß ich dasselbe verließ, oder vielmehr verlassen mußte, gereicht mir nicht zur Unehre. Ich war Hofprediger des Herrn Gebhardt Truchseß von Waldburg, der, wie allbekannt, vorher Churfürst und Erzbischof zu Cöln war, aber von dem Papstthum abgefallen und zur reinen evangelischen Lehre übergetreten, auch sich bald darauf in den heiligen Ehestand begeben hatte. Derselbe wurde deshalb von dem Papst zu Rom in den Bann gethan, und von seinem Nachfolger im Cölner Erzbisthum, von Ernestus Bavarus mit gewappneter Hand überfallen und verjagt. Da nun der Herr, dem ich diente, seines Bleibens nicht haben konnte, wie mochte ich, der Diener, mich halten?"

„Es ist ferner wahr, daß ich von dem Grafen zu Oldenburg, meiner Vaterstadt, in seinem Schlosse Jevern zum Hofprediger ernannt gewesen bin. Solches Amt aber habe ich sechs volle Jahre verwaltet, und

daß ich zuletzt von dort ausgetrieben worden bin, ist nur durch heimliche und gehässige Machination und Practiken der Calvinisten geschehen, deren Irrlehren ich mit Eifer und Fleiß angriff, und die nicht eher Ruhe hatten, als bis es ihnen gelungen war, mich vom Amte zu bringen."

„Ich bezeuge," fiel hier der Syndicus ein, „die Wahrheit beider Aussagen. Der Rath hat bei der, vor nun dreizehn Jahren geschehenen Berufung des Herrn M. Wagner dies Alles wohl erwogen und denselben einstimmig des Pfarramts zu St. Catharinä allhier für würdig gehalten."

„Zu Minden," fuhr nun Wagner fort, „habe ich zwar ebenfalls kaum zwei volle Jahre im Dienste der Kirche gestanden, aber nur, weil Ein Edler Rath der Stadt Braunschweig mich hierher berief. Auch ist es wahr, daß ich vor funfzehn Jahren bereits einmal um das Pfarramt zu St. Magnus allhier mich beworben, dasselbe aber nicht erhalten habe. Ein ehrwürdiges Ministerium wird es zum großen Theile noch wissen, daß nicht allein der damalige Herr Superintendent Dr. Leyser, sondern auch die Gemeinde sich beifällig über meine Probepredigt ausgesprochen hat, und daß Herr Rennebock, unser jetziger theurer Herr Amtsbruder, damals über mich obsiegte, weil ihm die meisten Stimmen unter den Kirchenvorstehern zufielen. Daß aber sowohl Ein Edler Rath, wie meine Gemeinde, als ich zwei Jahre später dennoch hierher berufen wurde, mich des Amtes nicht für ganz

unwerth gehalten hat, beweiset, daß Ein Edler Rath allhier, als ich im Jahre 1596 als Superintendent nach Peina berufen worden war, mich nicht ziehen ließ. Ich hoffe demnach, dem ehrwürdigen Ministerio bewiesen zu haben, daß mein öfterer Wechsel und mein herumziehendes Leben keinerlei bösen Leumund mir bereiten kann!"

„Wir müssen," sagte nun der Coadjutor mit erzwungener Ruhe, „Eure Rechtfertigung allerdings annehmen, da Ein Edler Rath solches Alles, als der Wahrheit gemäß bezeugt. Aber trotzdem halte ich es, als bisheriger Vorstand des Ministerii, für meine Schuldigkeit, Euch nochmals auf die hohe Bedeutung des Euch angetragenen Amtes hinzuweisen. Wenn wir an Männer denken, wie Mörlin, Chemnitius und Leyser, welche hierorts Superintendenten waren und die durch ihre Gelehrsamkeit als Kirchenlichter der gesammten evangelischen Christenheit heute noch leuchten, so mag es einem Prediger wohl anstehen, sich zu prüfen, ob er auch wohl würdig sei, ein Nachfolger solcher weltberühmten Doctoren zu werden!"

„Nun denn," antwortete Wagner mit erwachendem Muthe: „da es scheint, als ob mein ehrwürdiger Herr Amtsbruder an meiner Würdigkeit zweifele und zwar hinsichtlich meiner theologischen Kenntnisse, so muß ich Dieselben mit allem Fleiße und Wohlgewogenheit bitten, mich nicht für einen gar so ungeschickten und ungelehrten Mann anzusehen, als ob ich niemals auf Universitäten gewesen wäre. Wir sollen uns zwar

nicht selber rühmen, aber hier thut es Noth, ein wenig von mir selber zu reden. Ich bin allhier in Braunschweig kein so großer Fremdling, obgleich ich meine ersten 14 Lebensjahre in meiner Vaterstadt Oldenburg zugebracht habe. Ich habe allhier auf der Catharinenschule drei Jahre lang mit allem Fleiß und Eifer meine Studien betrieben, und der selige Herr Rector, M. Matthäus Bergius, hat zu wiederholten Malen mich desselben laut und öffentlich gerühmet. Ich habe auf der Universität Wittenberg ein Jahr lang theologica und philosophica getrieben, und wäre von dort nicht sobald fortgegangen, wenn ich nicht wegen der dort eingeschlichenen Calvinisterei, der ich allezeit kräftiglich widerstanden, allzusehr wäre turbiret worden. Ich habe darauf fast vier Jahre lang auf der neuen Julius-Universität zu Helmstädt die berühmten Theologen Heßhusius, Timotheus Kirchner, Daniel Hofmann, Johannes Olearius mit allem Fleiß gehöret, also daß ich Anno 1581, im zwei und zwanzigsten Jahre meines Alters, den Gradum Magisterii von Herrn M. Pancratius Crüger nicht ohne Ruhm erlangt habe. Auch habe ich bald darauf zu Helmstädt nicht nur die griechische Sprache, sondern auch andere freie Künste privatim gelehrt, und ich war noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, als ich zum Conrector in Soest ernannt wurde. Das Rühmen ist mir zwar nichts nütze, aber weil ich dazu gedrängt worden, mag es mir wohl entschuldigt werden!"

Der arme Wagner! Bisher hatte sich fast Niemand

um ihn bekümmert; er lebte unter seinen Amtsbrüdern unangefochten, scheinbar als ein Freund Aller, von Allen wohl gelitten, weil er keines äußern Vorzuges vor ihnen genoß. Sobald er aber aus seiner Reihe und Ordnung heraustrat, sahen Aller Augen scheel auf ihn und fanden nur Uebels und Tadelnswerthes an ihm. O wie klein und eng und schwach ist doch des Menschen Herz! Er verzeiht es einem Andern allenfalls noch, daß er an Kenntniß reicher, an sittlicher Kraft stärker ist, aber nur so lange er von diesen Eigenschaften keinen Gebrauch macht, oder so lange er keine besondere Anerkennung findet. In seinem Geiste und Herzen mag Einer immerhin ein ausgezeichneter Mensch sein; gewinnt er aber damit einen Einfluß nach Außen an Macht und Ehre, so ist er ein Gegenstand des Neides, des Hasses, des Angriffes, der Verdächtigung. Vorzüge Anderer werden nur für edle Seelen Vorbild der Nacheiferung; für niedrige, hoffärtige und selbstgerechte Seelen aber Gegenstand der Mißgunst und Verfolgung. Nur die Demuth wird Christo nachfolgen; die Hoffart geht ihm aus dem Wege!

Als Wagner sich mit Aufzählung seiner rühmlichen Eigenschaften gerechtfertigt zu haben glaubte, hätte er an den Mienen und Geberden seiner Amtsbrüder leicht sehen können, daß er damit nicht das Geringste ausgerichtet hatte. Diese ehrwürdigen Herren wollten eines Andern gar nicht überzeugt sein, weil sie es dem armen Manne nicht vergeben konnten, daß er

plötzlich mehr gelten sollte, als sie. Sie hätten lieber den unbekanntesten Dorfpfarrer als ihren Vorgesetzten anerkannt, wenn er nur ein Fremder gewesen wäre!

Da erhob sich aber Johann Arndt und sprach: „Mein theurer Herr Amtsbruder! Um meinetwillen hattet Ihr nicht nöthig, Euch hinsichtlich Eurer Würdigkeit zu dem angetragenen hohen Amte zu rechtfertigen. Die Einmüthigkeit Eurer Wahl ist für mich ein völlig giltiger Beweis, daß der Herr der Kirche die Herzen Eines Edlen Rathes regiert hat. Ich weiß nun, es ist des Herrn Wille, daß Ihr unser Herr Superintendent sein und den Kirchen und Schulen dieser Stadt vorstehen sollt. Empfanget von mir zu solcher hohen Ehre meinen herzlichsten Glückswunsch und das Gelübde meiner aufrichtigsten Ergebenheit. Der Herr segne und erleuchte und stärke Euch in Eurem Amte, und lasse den Hirtenstab recht lange in Eurer Hand!"

„Auch ich gratulire Euch von Herzen," setzte Pfarrer Magius schnell hinzu. „Ergreifet nur muthig und getrost den Harnisch Gottes, auf daß Ihr allezeit, wenn das böse Stündlein kommt, Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Stehet vest, umgürtet Eure Lenden mit Wahrheit, ziehet an den Krebs der Gerechtigkeit, seid wie ein rechter Kriegsmann im Heere Gottes, an Beinen gestiefelt, ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem Ihr auslöschen könnt alle feuri-

gen Pfeile des Bösewichts! Nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und treibt das Evangelium, zu welchem Ihr berufen seid!"

„Ich mag," fiel jetzt M. Denecke süßlächelnd ein, „dem Vorbilde meines Herrn Kollegen Arndt nicht nachstehen, besonders da ich sehe, daß derselbe unserm Herrn Amtsbruder Wagner zweifelsohne nur deßhalb so herzlich gratulirt, weil dieser sich als ein unermüdlicher Streiter gegen alle Calvinisten erwiesen hat, woraus hervorgeht, daß auch unser Herr Amtsbruder Arndt ein Widersacher aller Calvinisten ist. Nur will es mir freilich dabei etwas sonderbar scheinen, daß dessen ungeachtet derselbe doch mit Calvinisten heimlichen und vertraulichen Umgang hat; vielleicht aber nur, weil der Herr gebietet: liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!"

Als Arndt diese anklagenden und verdächtigenden Worte hörte, ging ein Schreck durch seine Seele. „Mein lieber Herr Kollege," sagte er, „Euer Lob ist für mich ein bitterer, schmerzlicher Vorwurf, und ich begreife in Wahrheit nicht, wie Ihr einen so verwundenden Pfeil gegen mich richten konntet. Ihr klagt mich des heimlichen und vertraulichen Umgangs mit Calvinisten an, und wollt damit wohl sagen, daß ich der calvinistischen Irrlehre heimlich zugethan sei. Gott aber ist mein Zeuge, daß Ihr mir Unrecht thut!"

„Das thut mir leid," entgegnete Denecke mit fal-

scher Freundlichkeit, „daß Ihr für diesmal weniger auf der Seite der Wahrheit steht, als es wohl sonst sein mag, und so ungern ich diese ärgerliche Sache weiter verfolge, so erfordert es doch die Sorge für die Reinheit der Lehre, besonders an den Lehrern selbst, daß ich davon weiter reden muß. Es hält sich in unserer Stadt ein junger Mann auf, ein Arzt seiner Kunst nach, Namens Nebelthau, aus Bremen gebürtig. Derselbe ist ein täglicher Hausfreund unsers Herrn Amtsbruders Arndt, und wie ich dem Ministerio versichern kann, ein Calvinist! Ich weiß nun freilich nicht, wie Herr Arndt dies mit seiner Betheurung vereinigen will!"

„Herr Kollege," fragte Arndt, „woher wollt Ihr wissen, daß ich deßwegen calvinistisch gesinnt bin?"

„Es ist nicht meine Art," entgegnete Denecke, „auch nur das geringste Wörtlein vorzubringen, wenn es nicht auf Wahrheit begründet ist!"

„Nun," fuhr Arndt fort, „ich habe zu einem ehrwürdigen Ministerio, wie zu Einem Edlen Rathe das gute Zutrauen, daß auch ich als ein Freund der Wahrheit erkannt worden bin. Ich bezeuge nun vor Gott, daß ich nicht allein erst später, als mir Herr Nebelthau schon als Hausfreund lieb und werth geworden war, erfahren habe, daß er ein Calvinist ist, sondern auch, daß wir niemals über die streitigen Lehren zwischen unserer Kirche mit einander geredet haben. Herr Nebelthau vermied es wohl absichtlich, und ich hatte nicht den Muth, davon zu beginnen,

da wir Beide Keiner den Andern zu seiner Kirche bekehren wollten. Sollte ich nun einen jungen Mann, der mir um seines Herzens willen lieb und werth geworden war, deßhalb von mir austreiben, weil er ein Calvinist ist? Da ich aber sehe, daß ich mit meinen Worten nicht allenthalben Glauben finde, so muß ich darauf antragen, daß die Sache näher untersucht werde."

„Es freut mich," sagte Denecke, „daß ich meine Behilflichkeit dazu Euch beweisen kann. Ein Edler Rath wird mir bezeugen, daß ich vor einigen Tagen in dieser bedenklichen Sache Anzeige gemacht und um Erörterung gebeten habe!"

„Es ist allerdings so," versicherte der Syndicus. „Herr M. Denecke hat vor etwa acht Tagen bei uns zur Anzeige gebracht, daß sich ein heimlicher Calvinist, und zwar der Arzt Nebelthau, in unserer Stadt aufhalte, und sich des besondern Schutzes des Herrn Johannes Arndt erfreue. Es wird eine der ersten Angelegenheiten sein, welche der neue Herr Superintendent zu erörtern hat!"

Arndt schüttelte schmerzlich das Haupt und sagte: „Lieber Herr Kollege, ich kann und mag Euch nicht tadeln, daß Ihr diese Sache Einem Edlen Rathe zur Anzeige gebracht habt; aber warum habt Ihr mir nicht zuvor ein Wörtlein davon mitgetheilt? Warum habt Ihr denn Alles hinter meinem Rücken gethan?"

„Ich glaube doch nicht," erwiderte Denecke bit-

ter, „daß ich Euch meiner Handlungen wegen Rechenschaft schuldig bin. Ich habe gethan, was mir als treuem Wächter über die Kirchenlehre und als gehorsamen Unterthan meiner Obrigkeit zukommt!"

„Es steht doch zu wünschen," fiel hier der Syndicus ein, „daß diese Angelegenheit für heute bei Seite bleibe. In der nächsten Zeit werden wir weiter darüber verhandeln. Für jetzt aber lasset uns zu unserer Sache zurückkehren. Es hat sich das ehrwürdige Ministerium über die getroffene Wahl des neuen Herrn Superintendenten ausgesprochen. So leid es dem Rathe thun muß, daß sich einzelne Stimmen dagegen erklärt, so erfreulich ist es doch auch, daß einzelne andere ihre herzliche Zustimmung ausgesprochen haben. Ich erlaube mir deßhalb, die von Herrn M. Wagner an das Ministerium gestellte Frage in Summa zu wiederholen und frage demnach: „Will das ehrwürdige Ministerium den Herrn M. Wagner als seinen Superintendenten anerkennen und demselben in aller schuldigen Ehrerbietung zugethan sei?"

„Ja," antworteten Arndt und Magius, während noch einzelne Andere durch stummes Kopfneigen ihre Zustimmung erklärten; der Coadjutor jedoch, Denecke und Hildebrandt und die meisten Andern beharrten in finsterm Stillschweigen. Ein Ja konnten und wollten sie nicht sprechen und zum offenen und wiederholten Nein schien ihnen der Muth zu fehlen; denn sie sahen, daß ihre Weigerung ihnen doch nichts helfen würde.

Der Syndicus nahm dies allgemeine Stillschweigen klüglicher Weise für eine allgemeine Bejahung und wandte sich nun an M. Wagner und sprach: „Ihr seht nun, ehrwürdiger Herr, daß Eure Wahl im Ministerio selbst auf keinen Widerspruch mehr stößt und daß, falls ja der Eine oder der Andere noch ein Bedenken habe, Ihr mit Gottes Hülfe bald im Stande sein werdet, dasselbe glücklich zu beseitigen. Ich richte demnach an Euch die Frage: Seid Ihr entschlossen, das Euch einmüthig übertragene hohe Amt zu übernehmen?"

Wagner erhob sich und sprach: „Sind mir auch wohl etliche Tage nöthig, die Hochwichtigkeit und Schwierigkeit des mir angetragenen Amtes in der Furcht des Herrn zu erwägen, ehe ich meine rechte Meinung von mir geben kann; so habe ich doch bereits so viel gefunden, daß dies hohe Amt zwar eine Handvoll nichtiger und flüchtiger Ehre, dagegen aber einen ganz großen Haufen von Haß, Neid und Verfolgung einbringt; in Summa: geringe Gunst und großer Verdruß. Und halte ich nun noch gegen die Last dieses Amtes meine Geschicklichkeit oder vielmehr, wie meine Herrn Amtsbrüder nicht mit Unrecht sagen, mein Unvermögen, so muß ich mit Sanct Paulus sagen: Wer ist hiezu tüchtig! Denn es ist nicht Jedermann gegeben, alle Tage und Stunden ohne Rast und Ruhe zu arbeiten, mit eitel Mühe und Sorge zu kämpfen, um damit nur Spott und Hohn und Undank zu verdienen, nur Haß und Feindschaft

auf sich zu laden, und sich mit Verläumdungen erdrücken zu lassen. Denn, wie Salomo sagt, Verläumdung frisset auch einem weisen Menschen das Herz ab. Die Worte des Verläumders sind wie Schläge und gehen Einem durch's Herz. Und es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Haß.*) Wenn ich deßhalb," fuhr Wagner fast, wie es schien, mit ein wenig absichtlich gelehrtem Prunke, fort: „Wenn ich meine Vernunft zu Rathe nehmen soll, so müßte ich wohl betrachten, was Horatius sagt: Versate diu, quid valeant humeri, quid ferre recusent.**) Da kommen mir in den Sinn die Sprüche der weisen Leute: In parvis quies est! Item: Mediis tranquilla triumphant! Item: Si sapis, affectes mediocria, summa periclis obvia.***) Ich möchte daher dies hohe und beschwerliche Amt lieber einem Andern gönnen, möge er nun ein Einheimischer oder ein Fremder sein. Und ist es für Einen Edlen Rath noch Zeit, dies Amt mit einer andern gelehrten und tüchtigen Person zu bestellen, so will ich das von Herzen wünschen! Im Falle aber Ein Edler Rath sich nicht zu verbessern wüßte

---

*) Sprüchw. Sal. 15, v. 17. Cap. 18, v. 8.

**) Erwäget wohl, was die Schultern tragen können und was für sie zu schwer ist!

***) Im Kleinen und Geringen ist Ruhe! — Ruhe und Frieden wohnt auf der Mittelstraße! — Bist du klug, so strebe nur nach mäßigen Dingen, das Höchste ist den meisten Gefahren ausgesetzt.

und bei seiner Wahl verbleiben wollte, müßte ich freilich derselben, als einem Ausdrucke des Willens Gottes, nicht zuwider sein, und darin mehr Gottes, Beruf, als meine Gedanken gelten lassen!"

„Und so ist es gewiß!" sagte der Bürgermeister Kale. „Ihr könnet, ehrwürdiger Herr Magister, die getroffene Wahl nicht anders, als für Gottes Willeu und Wohlgefallen erkennen. Ist auch, was nicht zu leugnen und wohl zu bedenken ist, die Arbeit in solchem Amte schwer, so wird Euch doch Gott Weisheit und Stärke dazu geben. Erkennet Ihr Eure Wahl als Gottes Ruf, so müsset Ihr dieselbe annehmen, wenn Ihr anders Gottes Zorn nicht auf Euch laden wollt. Denket an Moses: Gott zürnte ihm, weil er seinen Beruf nicht annehmen wollte. Denket an Jonas, der sogar in's Meer geworfen wurde, weil er sich weigerte, den Ninivitern zu predigen. Auch Euch könnte in Euerm jetzigen geringern Amte eine schwere Krankheit treffen, wolltet Ihr dem Rufe Gottes nicht Folge leisten!"

Wagner blickte noch einige Zeit gedankenvoll vor sich hin, ausweichend dem Blicke seiner Amtsbrüder, von welchen die meisten in gar zu deutlicher Sprache ihres Herzens Meinung dahin aussprachen, daß er sich des Amtes weigern sollte. Endlich hob Wagner seine Augen wieder auf und sagte: Vox amici, vox Dei!*) Wenn Ein Edler Rath mir mein geistliches

---

*) Die Stimme eines (wahren) Freundes ist Gottes Stimme.

Strafamt freilassen und sowohl zwischen mir, wie dem Ministerio eine solche Recapitulation aufrichten will, in welcher die Auctorität des Ministerii unverletzt und wohl bewahrt bleibt; wenn ferner Ein Edler Rath die Hand über mich halten will, so oft ich künftig in meinem Amte unbillig sollte angegriffen und angesehen werden, so will ich das mir angetragene hohe und schwere Amt in Gottes Namen annehmen!"

„Eure Bedingungen sollen Euch erfüllt werden," nagte nun der Syndicus: „und Ein Edler Rath wird sicht allein Euch, sondern dem ganzen Ministerio das geistliche Strafamt freilassen, da sich derselbe zu Euch und dem ganzen Ministerio der Hoffnung versieht, daß das Beispiel des vormaligen Coadjutors Kaufmann keinerlei Nachahmung finden werde. Auch versprechen wir, Euch jederzeit in allen billigen Schutz zu nehmen, und die Recapitulation soll also gestellt werden, daß sowohl Ihr selbst, wie das ganze Ministerium damit zufrieden sein werdet!"

„Und ich gelobe noch," setzte Wagner mit leichterem Herzen hinzu, „daß ich mit allem Vermögen und Kräften für die Rechte des Ministerii, und was dem anhängig ist, sprechen werde. Wenn nur meine lieben Herrn Amtsbrüder ein gutes Vertrauen auf mich setzen, so verhoffe ich, mit Hilfe Gottes die bedrängte Kirche einiger Maßen wieder in guten Stand zu bringen. Wird mir nur die nöthige Zeit dazu eben so gegönnt, wie meinen Vorgängern in

diesem Amte, so gedenke ich durch Gottes Gnade dasselbe so zu verwalten, daß ich dasselbe, wenn auch vielleicht nicht zieren, aber doch in seiner Würde erhalten und beschützen werde!"

„So sei denn," schloß nun der Syndicus, „diese ernste Sache mit Dank zu Gott geendet und besiegelt. In den nächsten Tagen wird Ein Edler Rath alle andern nöthigen Schritte thun, und Euch, ehrwürdiger Herr, in Euer neues Amt einweihen. Waget es nur mit Gott, und es wird Euch wohl gelingen!"

Hierauf wurde die Versammlung entlassen.

Die Partheien unter den Geistlichen traten schnell zusammen, um sich gegenseitig zu trösten und zu stärken. Nur Magius näherte sich dem neuen Superintendenten, um seine Gratulation nochmals zu wiederholen, und reichte ihm freundlichst und herzlichst die Hand. Die Brust voll von Aerger, Neid und Haß verließen die Uebrigen mit finsterm Blick das Sitzungszimmer; selbst Arndt vergaß, seine Glückwünsche zu erneuern und ging gesenkten Hauptes und ernster Gedanken voll von hinnen.

Seine Seele war betrübt, und beladen; er sehnte sich nach einem treuen Freundesherzen.

Capitel 10.

Der Calvinist.

Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.
1. Joh. 4, 1.

Das Verdächtigungswerk des Pfarrers M. Denecke hatte seine erwünschten Früchte getragen. Der Arzt Nebelthau, des Calvinismus angeklagt, war auf Anordnung des Rathes vor eine Commission von Geistlichen gefordert worden, um über seinen Glauben Rechenschaft zu geben.

Die Commission bestand aus dem neu gewählten Superintendenten M. Wagner, dem Coadjutor M. Petri, dem Pfarrer M. Denecke und dem Pfarrer Johannes Arndt, welcher letzterer nur durch besondere Vergünstigung des Superintendenten an dem Examen Theil nahm, weil es ihm daran lag, den auf ihn

geworfenen Verdacht des heimlichen Calvinismus von sich abzuthun.

Diese Vier waren bereits in der Sacristei der Sanct Petrikirche versammelt, als Nebelthau zu ihnen eintrat.

„Ihr seid,“ hub nun Wagner, zu dem jungen Manne gewendet, an: „auf Anordnung Eines Edlen Rathes allhier vor uns erschienen, um hinsichtlich Eures Glaubens Antwort zu geben auf die Fragen, die wir Euch vorlegen werden. Wir haben zu Euch, obschon Ihr ein Fremder seid, doch das gute Zutrauen, daß Ihr frei und offen Eure Meinung sagen werdet; eben so möget Ihr zu uns das gute Zutrauen haben, daß wir ohne alle vorgefaßte Meinungen mit Euch verfahren werden. Wir haben zwar noch durch andere glaubwürdige Zeugen in Erfahrung gebracht, daß Ihr bei dem letzten Aufruhr der Bürger bei der Vertheidigung der Stadt eine zweifelhafte Rolle gespielt habt; auch sollen Eure häufigen Besuche bei dem gefangenen, ehemaligen Bürgermeister, Simon Lüdecke, sich nicht blos auf leibliche Pflege und Heilung bezogen haben. Indessen, da es auch durch andere Zeugen erwiesen ist, daß Ihr durch Euern Muth und Tapferkeit der belagerten Stadt gute Dienste geleistet habt, und Ihr durch den besondern Schutz, welchen Ihr in dem Hause des Herrn Pfarrers Arndt gefunden habt, und sonst wohl empfohlen seid, so will Ein Edler Rath von solchen Dingen ganz absehen, und die gegenwärtige Prüfung

nur auf Euer Glaubensbekenntniß beschränkt wissen! Seid Ihr nun bereit, auf unsere Fragen eine offene, freie, und ehrliche Antwort zu geben?"

„Ja!" antwortete der junge Mann muthig und unerschrocken. „Ich habe mit Wissen und Willen in meinem Leben noch mit keiner Lüge mein leibliches Wohlsein erkauft, und werde es in solchen Dingen, die mein geistiges und ewiges Wohl oder Wehe betreffen, noch viel weniger thun!"

„Ist es mir erlaubt, hochwürdiger Herr Amtsbruder," fiel hier Arndt schnell ein „zuvor noch eine Frage an den Herrn Medicus Nebelthau zu richten?"

„Thut es," mein würdiger Freund!" sagte Wagner.

„Mein theurer, junger Freund!" fuhr nun Arndt zu Nebelthau gewendet fort: „daß Ihr mich hier unter Euern Richtern findet, wird Euch verwundern. Wir haben so viele Monate lang mit einander in dem freundlichsten Verkehr gestanden, Ihr seid mir wie ein Sohn lieb und werth geworden, Ihr habt mit Gottes Hilfe mich aus einer schweren und gefährlichen Krankheit gerettet; Ihr habt in meinem Hause mit uns gebetet, mit uns unsere kleinen Freuden getheilt; ich danke Euerm offnen, heitern und freien Wesen manche erquickliche, segensreiche Stunde; wir haben mit einander die Geheimnisse der Natur, wie der Gnade, zu ergründen gestrebt, und Ihr werdet mir allezeit unvergeßlich bleiben. Ihr seht nun, mein theurer Freund, daß ich vor diesen meinen Amtsbrüdern unser bisheriges Zusammensein in keiner Weise

verhülle; und nun bitte ich Euch, antwortet mir frei und ehrlich, wie ich Euer Herz kenne: Haben wir je über die streitigen Lehrpunkte unserer beiden Kirchen mit einander verhandelt? Habt Ihr auch nur mit einem Wörtlein versucht, mich für Eure Kirche zu gewinnen? Habt Ihr um Eures Glaubens willen bei mir Schutz und Hilfe gesucht? Oder habe ich je die Lehren Eurer Kirche auf irgend eine Weise in Schutz genommen?"

„Nein, niemals, mein ehrwürdiger Herr!" antwortete Nebelthau. „Ich habe vielmehr lange Zeit hindurch mit allem Fleiße Alles vermieden, was Euch hätte veranlassen können, nach meinem Glauben zu fragen. Ich suchte in Euch nur den frommen, christlichen Liebhaber der Natur, den lieben Freund und Gönner, den christlichen Mitbruder in der That und Wahrheit. Als solchen habt Ihr Euch mir jederzeit erwiesen, und Gott selbst möge es Euch danken, was Ihr Gutes und Liebes an mir gethan habt; es ist mehr, als ich je zu vergelten vermag!"

„Ihr werdet nun, werther Herr College," sagte Arndt zu Denecken, „gewiß die Beschuldigung von mir nehmen, daß ich es zum Schaden oder zur Verachtung unserer Kirche heimlich mit einem Calvinisten gehalten habe. Oder ist Euch die christliche Nächstenliebe überhaupt schon verdächtig?"

Denecke verbeugte sich stumm und mit leiser Kopfbewegung; man sah es ihm an, daß es ihm ärgerlich war, seinen Collegen von dieser Anklage frei

sprechen zu müssen. „Das Weitere wird sich hoffentlich noch finden," sagte er dann mit der Miene Eines, der auf das sicher nahende Verderben seines Widersachers zählt.

Der Superintendent Wagner nahm nun das Wort wieder und sprach: „Ihr wisset, Herr Nebelthau, daß die calvinistischen Lehren, welche unsre lutherische Kirche als Irrlehren bezeichnet, sich besonders auf die Lehre vom heiligen Abendmahle und dessen Genuß, von der Gegenwart Christi, unseres Herrn, hier auf Erden und von der Theilnahme an der ewigen Seligkeit beziehen.

„Unsere evangelische lutherische Kirche lehrt nun, daß der Leib und das Blut Jesu Christi wirklich und wahrhaftig im heiligen Abendmahle gegenwärtig sei, und ausgetheilt und genossen werde. Und Solches geschieht durch eine geistige, wunderbare und unbegreifliche Union, welche wir eine sacramentirliche nennen; es ist nämlich der Leib und das Blut Christi mit Brot und Wein im heiligen Abendmahle so innig verbunden, daß der Communicant, indem er die sichtbaren Elemente des Brotes und Weines empfängt, in, mit und unter diesem Brot und Wein auch den wahren Leib und das wahre Blut Christi empfängt. Ist dies nun auch Euer Glaube?"

„Nein!" entgegnete Nebelthau muthig. „Ich vermag Solches allerdings nicht zu glauben, weil es theils völlig unverständlich, theils auch gefährlich erscheint. Nach solcher Lehre nämlich wäre ja der Leib

Christi in's Brot eingeschlossen, und das ist eine Erniedrigung des Herrn unter die Creatur; oder es müßte auch angenommen werden, daß der Leib Christi mit dem Brote auch außer dem Gebrauche desselben beim Abendmahl verbunden sei; und das ist ein gefährlicher Mißbrauch!"

„Diese Eure Meinung," sagte der Superintendent, „reicht allerdings schon hin, um in Euch den Calvinisten zu erkennen. Da es aber doch möglich ist, daß Ihr Euch eines Bessern belehren lasset, so erlaubet mir noch einige Worte darüber. Ihr wisset, daß es sich um die Erklärung der eigenen Worte des Herrn: das ist mein Leib, und das ist mein Blut! handelt. Wir Lutherische glauben nun, daß diese Worte Christi nicht anders zu nehmen sind, als wie sie selber wörtlich lauten, nicht figürlich, sondern ganz eigentlich; so also, daß nicht etwa das Brot den abwesenden Leib Christi, und der Wein das abwesende Blut Christi bedeute und vorstelle, sondern daß eben wegen der sacramentirlichen Vereinigung Brot und Wein wahrhaftig Leib und Blut Christi sind. Der Communicant fühlt also bei Darreichung des Brotes und Weines zugleich die Gegenwart und die wirkliche Mittheilung des Leibes Christi!"

„Christus und auch Paulus," entgegnete Nebelthau, „sagen nur: das Brot beim Abendmahle sei der Leib Christi oder die Gemeinschaft des Leibes Christi; was sollen nun die unverständlichen Worte: in, mit und unter dem Brot und Wein?"

„Indem unsere Kirche," fuhr Wagner fort, „diese Ausdrücke braucht, hat sie ihre gar wichtigen Gründe dazu. Wir wollen nämlich mit diesen Worten so deutlich als möglich nur Das sagen, daß wir die Brotverwandelungslehre der Papisten verwerfen, welche da sagen, daß die in der Monstranz aufbewahrte und bei der Procession herumgetragene Hostie, also auch außerhalb des Genusses am Altare, der wahre Leib Christi sei; auch wollen wir damit bestimmt und deutlich lehren, daß der Leib Christi erst im Abendmahle mit dem unverändert bleibenden Brote sich vereinige. Wo kein Abendmahl ist, da ist auch kein wahrer Leib und Blut Christi."

„Es würde," entgegnete Nebelthau, „diese Erklärung noch eher zu fassen sein, wenn gelehrt wird, daß der Genuß des Leibes und Blutes Christi auf eine geistliche Weise durch den Glauben geschieht!"

„Das eben nicht," sagte Wagner. „Der Genuß des Leibes und Blutes unseres Herrn geschieht nicht durch den Glauben, sondern wirklich und wahrhaftig durch das leibliche Essen und Trinken, durch den Mund des Communicanten."

Nebelthau schüttelte ungläubig das Haupt und entgegnete: „Als Christus in der Schule zu Capernaum zu den Juden sagte: Ich bin das lebendige Brot vom Himmel gekommen; wer von diesem Brote essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt," — da

zankten die Juden unter einander und sprachen: „Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?" Die Juden also meinten, der Herr wolle ihnen seinen wirklichen Leib zu essen geben, wie solcher aus Fleisch und Blut, und Adern und Beinen zusammen gesetzt ist. Das aber hat doch der Herr gewiß nicht sagen wollen. Wenn nun aber doch die Lutherischen lehren, daß Leib und Blut Christi durch den Mund der Communicanten, und nicht blos im Glauben genossen werde, heißt das dann nicht so viel, als ob der Communicant mit den Zähnen den Leib Christi zerreiße, und denselben ebenso genieße, wie jede andere Speise, womit er sein leiblich Leben erhält? Ist das nicht völlig sinnlich und fleischlich?"

„Da seid Ihr ja ein Sacramentirer!" rief Denecke schnell aus. „Ihr verfälscht unsere Lehre! Wie möget Ihr Gemeinschaft haben mit einem lutherischen Prediger, wenn Ihr solche ketzerische Lehren predigt?"

Wagner warf einen mißbilligenden Blick auf den leidenschaftlichen Ankläger und fuhr mild und ruhig fort: „Auf eine solche fleischliche, grobe und capernaitische Weise kann der Leib unsers Herrn nicht genossen werden; auch lehren wir Solches nicht, sondern wir sagen eben, daß der Genuß auf eine übernatürliche und geistige Weise geschehe. Der Glaube muß wohl dabei sein, wenn das Abendmahl nütze sein soll; aber auch der Ungläubige genießet im Abendmahle den wahren Leib und das wahre Blut Christi!"

„Wie gern," entgegnete Nebelthau, „wollte ich einer solchen Lehre anhangen, wenn ich sie zu fassen verstände; aber ich vermag es nicht. Ich kann es nimmermehr begreifen, wie Solches zugehen mag!"

„Mein werther Herr," sagte Wagner, wenn Ihr dies als Grund Eures Unglaubens angebt, so hütet Euch, daß Ihr nicht auch alle andern Lehren im Evangelio verwerfet. Wollt Ihr das geoffenbarte Wort Gottes und das ganze große Geheimniß von der Erscheinung des Herrn im Fleisch mit Eurer Vernunft so zergliedern und ergründen, wie die natürlichen Dinge, so werdet Ihr gar bald alles und jedes Glaubens baar und ledig sein. Wie eine solche Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brot und Wein im Abendmahle zugehe, kann die Vernunft allerdings nicht verstehen, und muß sich gefangen geben unter den Gehorsam des Glaubens."

„Aber," warf Nebelthau ein, „lehrt denn dies auch wirklich die heilige Schrift?"

„Ich erinnere Euch nur," antwortete Wagner, „an das eigene Wort unsers Herrn: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm." Nur wer mit ungläubigem Herzen an diesen Worten deutelt,

kann unsere Lehre vom Abendmahl angreifen und verwerfen wollen. Des Herrn Wort ist Wahrheit; und wenn Sanct Paulus, der sein Evangelium und das Verständniß der Lehre vom Abendmahle von dem Herrn selbst empfangen hatte, sagt: der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi?" — wenn Sanct Paulus solche Erklärung gibt, woraus klar und deutlich hervorgeht, daß nicht von einer geistlichen, sondern von einer sacramentirlichen, durch den Mund des Communicanten geschehenden Theilnahme an dem Leibe Christi die Rede ist, so bleibt uns nichts anders übrig, als daran zu glauben, obgleich unsere Vernunft es nicht begreifen mag!"

„So wäre also," fragte Nebelthau weiter, „ein geistlicher Genuß des Leibes und Blutes Christi gar nicht vorhanden?"

„Ja, doch!" antwortete Wagner; „aber nur insofern, als der Communicant dem Worte Gottes, welches uns Christus als Versöhner für unsere Sünden darstellt, vest glaubt und der Segnungen seines Todes sich getröstet!"

„Sagt aber nicht der Herr," fragte Nebelthau: „Solches thut zu meinem Gedächtniß? Liegt nicht darin eine bloß geistige Feier des Abendmahls? Eine gläubige Erinnerung an den Tod des Herrn? Sagt nicht Paulus: So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen?"

„Darin," sagte Wagner, „wird allerdings eine geistliche Theilnahme an dem Leibe Christi gelehrt; ja ohne eine solche geistliche Theilnahme wäre das leibliche Essen und Trinken im Abendmahle gar nichts nütze. Ein geistliches Essen muß auch da sein, wie solches Christus in der Schule zu Capernaum besonders will, und zwar ein solches, wie solches nicht allein im Abendmahle, sondern selbst auch in der Predigt und in Betrachtung des Evangeliums geschieht, so bald das nämlich mit dem Geiste und Glauben geschieht. Ein solches geistliches Essen ist für sich selbst schon nütze und heilsam und allen Christen zu allen Zeiten zur Seligkeit nöthig. Nehmet Ihr diesen geistlichen Genuß aus dem Sacramente des Altars, aus dem mündlichen Essen im Abendmahle hinweg, so ist dasselbe nicht allein unheilsam, sondern sogar schädlich und verdammlich!"

„Und was wäre also das geistliche Essen?" fragte Nebelthau.

„Nichts andres, als der Glaube!" antwortete Wagner. „Nämlich die geistige Thätigkeit des ganzen inneren Menschen, mit welcher er Gottes Wort hört, als eine ewige, seligmachende Wahrheit annimmt und sich zueignet, weil darin Christus mit aller Wohlthat seines Todes uns vorgetragen wird. Dies ist es, was Christus in den Worten fordert: Solches thut zu meinem Gedächtniß!"

„Ich leugne keineswegs," sagte Nebelthau, „die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abend-

mahle, ich verwerfe die Irrlehren der Papisten, welche sagen, daß der Priester am Altare durch die Consecration Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandle, und somit die Gegenwart Christi durch seines eignen, menschlichen Wortes Kraft herbei bringe, sondern ich behaupte nur, daß die Gegenwart des Herrn im Abendmahle nur durch den Glauben des Communicanten bewirkt wird, so daß Dem, der nicht glaubet, der Herr auch nicht gegenwärtig ist!“

„Ich weiß es wohl, daß dies die Lehre der Calvinisten ist,“ entgegnete Wagner: „aber sie ist eine Irrlehre, weil sie der Schrift widerstreitet. Kein Mensch kann solches große Werk verrichten, sondern nur Gott allein selbst. Gottes Allmacht allein bewirket durch die Kraft der Worte und durch die von Christo geschehene Einsetzung diese sacramentirliche Gemeinschaft. Als unser Herr das Abendmahl einsetzte, sprach er: „Nehmet, esset, das ist mein Fleisch, trinket, das ist mein Blut. Durch seine eigene Allmacht, die ihm vom Vater gegeben ist, bewirkte er diese innige Gemeinschaft des Brotes und Weines mit seinem Leib und Blut, und so oft diese Feier mit den von Christo gegebenen Einsetzungsworten wiederholt wird, hat sie heute und auf alle irdische Zeiten noch dieselbe Wirkung. Wie groß und mächtig müßte der arme, sündige Mensch sein, wenn er durch sein Wort und Werk, durch sein Verdienst und Würdigkeit, durch das Aussprechen seiner Worte, oder auch durch den

leiblichen Genuß selbst, oder auch durch die Kraft seines Glaubens eine solche wunderbare Gemeinschaft bewirken könnte! Der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi thut Solches allein und überall, wo Abendmahl gehalten wird, und wo die Einsetzungsworte, wie sie der Herr gegeben hat, gesprochen werden. Denn nicht das Wort selbst, welches der Priester redet, hat solche Kraft, sondern allein die Einsetzung Christi. Die Gegenwart seines Leibes und Blutes ist also eine Wirkung Christi selber unter der Bedingung, daß der Priester und der Communicant sich an die Worte der Einsetzung und an die wirkliche Theilnahme des Abendmahls halten!"

„So meinet Ihr wohl auch," sagte Nebelthau weiter, „daß dabei nichts darauf ankomme, ob der Priester, welcher das Sacrament verwaltet, ein würdiger oder unwürdiger sei?"

„Ganz gewiß," versicherte Wagner. „Denn unser Glaube bewirkt ja nicht das Sacrament, sondern allein der allmächtige Gott und das wahrhaftige Wort und die Einsetzung unsers Heilandes. Das Wort des Herrn ist eine ewige Kraft, die einmal gegeben ist und in der Kirche wirksam bleibt und in Ewigkeit währet. Könnte ein unwürdiger Priester oder ein ungläubiger Communicant die Kraft des Wortes Gottes hinwegnehmen oder auch nur schwächen, was wäre das für ein Wort Gottes? Und wenn heute die ganze Christenheit auf Erden das Wort Gottes verwürfe und sich zum Unglauben bekennete, so bleibt

das Wort Gottes doch in seiner Kraft und Macht, und bleibt als ein unerschütterlicher Fels, an dem sich wohl Viele oder auch Alle ärgern können, aber es bleibt doch der alleinige Fels des Heils. Auch der unwürdige Priester kann das Sacrament richtig und heilsam verwalten, denn die Kraft des Sacramentes liegt nicht im Menschen, sondern in Gott und seinem Worte!"

„Welches Ruhekissen für den unwürdigen Priester!" rief Nebelthau mit sittlicher Entrüstung aus.

„Mein junger Herr," entgegnete Wagner: „Wenn Ihr diese Lehre als ein Ruhekissen für unwürdige Priester ansehet, so mag das wohl in sofern wahr sein, als es möglich ist, daß sich Miethlinge im Weinberge Gottes damit brüsten und getrösten. Aber vergesset nicht, daß darüber ein ganz anderes Gericht gehalten wird. Eine ganze Gemeinde kann aus den Händen eines unwürdigen Priesters das Abendmahl zu ihrer Seelen Seligkeit empfangen und genießen, eben weil nicht der Mensch, sondern Gottes Macht und Wort das Sacrament bewirkt; aber den unwürdigen Priester wird Gott richten. Ja, schon die Kirche nimmt das Amt einem unwürdigen und ketzerischen Priester wieder ab; aber so lange die Unwürdigkeit eines Priesters nicht offenbar geworden ist, weil wir Niemandem in's Herz sehen können, so lange bleibt er trotz seiner Unwürdigkeit ein solcher Verwalter des Sacraments, der den Gläubigen das Abendmahl zu ihrer Seelen Seligkeit reicht. Denket

doch, lieber Freund, wie es möglich ist, daß ein Priester, es ist entsetzlich zu denken, sein ganzes Leben lang seine Unwürdigkeit dem menschlichen Auge verdecken kann; sollte nun während dieser ganzen Zeit auch die ganze Gemeinde in allen ihren Gliedern, oft in Kind und Kindeskind, das heilige Abendmahl als ein unnützes, kraftloses Werk empfangen haben? Könnte dann nicht ein einziger Priester durch seine eigene heimliche Unwürdigkeit ein ganzes Menschengeschlecht um die Seligkeit betrügen? Nein, mein Freund, nicht der Mensch, nicht der Priester, sondern die Allmacht Gottes und die Einsetzung Jesu Christi thun dies allein! Die Kraft stehet nicht auf des Menschen Glauben und Leben, sondern auf dem Worte Gottes!"

„Mir leuchtet dies ein," sagte Nebelthau: „und in diesem Punkte unterwerfe ich mich gern der lutherischen Lehre. Aber was Ihr, ehrwürdiger Herr, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi geredet habt, will doch zuletzt nichts andres sagen, als daß auch Christus, nicht allein wie der Vater selbst, also im Geiste, sondern auch mit seinem Leibe und Blute gegenwärtig sei. Wenn an allen Orten der Erde Christus selbst mit seinem Leibe im Abendmahle gegenwärtig ist, so ist diese Allgegenwart mit der Natur eines menschlichen Leibes in Widerspruch."

„Kennt Ihr," fragte Wagner, „nicht die Lehre in der Gemeinschaft beider Naturen in Christo, nach

welcher der Mensch Gott, und Gott Mensch ist? Diese Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in ihren Eigenschaften in Christo ist nächst der Vereinigung der drei Personen in der Gottheit das größte und unerfaßlichste Geheimniß, an dessen Lösung sich die menschliche Vernunft nicht wagen soll. Nicht einmal die Engel im Himmel fassen es, sondern allein Gott. Nach dieser Lehre, die ihre Wahrheit in dem Wesen des Gottes- und Menschensohnes selber hat, ist Christus allerdings allgegenwärtig, und hat ein solches unbegreifliches und geistiges Sein, nach welchem er an keinem Orte eingeschlossen ist, sondern alle Creaturen durchdringt, und also auch im Abendmahle gegenwärtig ist. Ihr schüttelt den Kopf, mein junger Freund," fuhr Wagner mild tadelnd fort: „aber ist es im Grunde nicht eben so geheimnißvoll und unergründlich, als die Allmacht, die Allgegenwärtigkeit, die Allgerechtigkeit und Allgüte Gottes, des Vaters?"

„Ich vermag," sagte Nebelthau, „bis zu dieser Höhe des Glaubens nicht hinanzudringen; habe aber auch nicht den Muth, eine anderweite Widerlegung zu versuchen. Dagegen aber möchte ich noch über eine andere Sache mit Euch sprechen. Ihr sagtet, ehrwürdiger Herr, daß auch der Ungläubige im Abendmahle den wahren Leib und das wahre Blut Christi genieße. Wenn Ihr nun doch mir zugegeben habt, daß das Abendmahl auch ein geistliches Essen ist und der Glaube nicht ganz ausgeschlossen werden kann,

so erscheint diese Eure Lehre als eine Entwürdigung des Sacramentes. Der Herr spricht: Wer da glaubt, soll selig werden, wer aber nicht glaubt, soll verdammt werden. Ein ungläubiger Christ kann doch nun nimmermehr des wahren Leibes und Blutes Christi theilhaftig werden, sonst würde er ja, trotz seines Unglaubens und seines unbekehrten Herzens dennoch selig, und zwar nur durch die äußere Theilnahme am Abendmahl!"

„So wahr das Erste ist, so falsch ist das Letzte," entgegnete Wagner. „Die Kraft und Wirkung des Sacramentes in dem Herzen des Communicanten ist etwas Anderes, als das Wesen des Sacramentes selber. Etwas Anderes ist es, den wahren Leib Christi überhaupt empfangen und genießen, und etwas Anderes, ihn zu seinem Nutzen und zu seiner Seele Seligkeit genießen. Ihr Herren Calvinisten," setzte er mild tadelnd hinzu, „gebt doch so viel auf das Recht der Vernunft in Sachen der Religion und wollt Euch keines Schlußsatzes schuldig machen oder auf halbem Wege Eurer eigenen Weisheit stehen bleiben. Wenn Ihr nun zugegeben habt, daß auch ein unwürdiger Priester doch das Sacrament des Altars würdig verwalten kann, weil dasselbe nicht von Menschen, sondern von Gott selber bereitet wird, und weil demnach die Gegenwart Christi im Abendmahle aus Gottes Kraft und aus Macht und der Einsetzung Christi geschieht, so müsset Ihr doch auch nun zugeben, daß der unwürdige Communicant eben

so gut den wahren Leib Christi genießen kann, als der unwürdige Priester den wahren Leib austheilen kann!"

Nebelthau verrieth seine Verlegenheit bei dieser Gegenrede, faßte sich aber bald wieder und sprach: „Ich kann für den Augenblick diesen gewiß nur scheinbaren Widerspruch nicht lösen; aber ich halte mich dafür desto vester an das Wort des Herrn, daß nur die rechte Rebe am Weinstock bleibt. Ist nun das Brot im Abendmahle die Gemeinschaft des Leibes Christi, wie kann der ungläubige und unwürdige Communicant, der doch eine losgerissene Rebe ist, und als ein unseliger Mensch keine Gemeinschaft mit dem heiligen Erlöser haben kann, durch den äußern Genuß des Abendmahls ein Glied des Leibes Christi werden?"

„Das wird er eben nicht, mein Freund!" erwiderte Wagner. „Auch wenn der ungläubige Communicant den wahren Leib Christi im Abendmahle genießt, so ist ihm dieser Genuß doch nichts nütze, sondern vielmehr schädlich, sobald er nicht von Herzen an Christum, als den Versöhner für seine Sünden glaubt. Die Erneuerung dieses Glaubens ist die einzige äußerliche Vorbereitung zum würdigen Genusse des heiligen Abendmahles!"

„So würde also," warf Nebelthau ein, „der Starkgläubige im Abendmahle ein größeres Maaß von Seligkeit erlangen, als der Schwachgläubige?"

„Nicht also!" entgegnete Wagner. „Auf die

Stärke oder Schwäche des Glaubens kommt es nicht an, wenn nur überhaupt der Glaube an Christum, den Versöhner für unsere Sünden, da ist, wenn nur der Communicant nicht ungläubig ist. Vielmehr soll ja eben der Genuß des heiligen Abendmahls zur Stärkung des Glaubens gereichen; und eben alle Die, welche in ihrem Glauben schwach geworden sind oder schwach zu werden anfangen, sollen zu Gottes Tische gehen, auf daß sie wieder stark werden."

„Also nur der Glaube?" fragte Nebelthau. „Nicht auch des Herzens und Lebens Besserung?"

„Diese ist nur eine Frucht des Glaubens," antwortete Wagner: „ebenso, als ernstliche Reue und Vorsatz der Besserung ein wesentliches Stück des Glaubens ist. Unwürdige Communicanten sind diese, welche ohne wahre Reue und Buße, ohne wahren Glauben, ohne guten ernstlichen Vorsatz der Besserung zum Tische Gottes gehen. Diese bereiten sich selbst durch ihren unwürdigen Genuß zeitliche und ewige Strafe. Würdige Communicanten sind aber diejenigen, welche im Gefühle ihrer Glaubensschwachheit, ihrer Kleinmüthigkeit Unruhe und Sorge empfinden, die in Betracht ihrer vielen und schweren Sünden erschreckt und zerknirscht sind, die ihre Glaubensschwachheit beklagen und beweinen, und nichts mehr wünschen, als daß sie Gott mit vestem und lebendigem Glauben und reinem Gehorsam dienen könnten, und die eben deßhalb Kraft und Stärkung im heiligen Abendmahle suchen. Der Heiland hat also das

heilige Abendmahl ganz besonders für die Schwachen im Glauben und für die reuigen und bußfertigen Sünder eingesetzt, damit sie darin wahren Trost und Kräftigung ihres Glaubens empfangen!"

„Und doch," rief Nebelthau aus, „empfangen nach Euerer Meinung auch unwürdige, unbußfertige, ungebesserte Sünder den wahren Leib des Herrn?"

„Ja," antwortete Wagner: „aber es gereicht ihnen zur Verdammniß. Denn Paulus sagt: Welcher unwürdig von diesem Brote isset und von dem Kelche des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn; denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Denn wer Christum verleugnet oder seinem Worte nicht glaubt, oder verstockten und unbußfertigen Herzens bleibt, und dennoch an dem heiligen Abendmahle Theil nimmt, der begeht ein großes und schweres Verbrechen an dem Leibe des Herrn und ruft das strengste Gericht auf sich herab. Daher kann man solchen ungläubigen und unwürdigen Leuten keinen bessern Rath geben, als daß sie sich der Theilnahme an diesem heiligen Sacramente enthalten."

Nebelthau überließ sich hier eine Zeit lang seinen eigenen Gedanken; dann fuhr er also fort: „Wenn der Genuß des heiligen Abendmahles den Glauben stärkt, so kann er wohl auch den Glauben erst wekken; deßhalb erscheint es gefährlich, dem unbußfertigen Sünder die Theilnahme am Tische des Herrn

abzurathen. Was Einem nütze ist, muß doch auch dem Andern nütze werden können!"

„Möglich ist es wohl," antwortete Wagner; „aber wer etwa mit ungläubigem und unbußfertigem Herzen an den Tisch des Herrn treten wollte und zu sich präche: Nun, ich will doch sehen, wie gesegnetes Brot und Wein auf mich wirken; treiben sie mich zur Buße, o will ich Buße thun; lassen sie mich in Ruhe, so will ich in Ruhe bleiben! — wer etwa mit solchen Gedanken an den Altar ginge, der würde Gott den Herrn versuchen und doppelt sündigen."

„Und warum?" fragte Nebelthau. „Warum werden sie nicht errettet? Weil Gott selbst nicht will, weil Gott nicht alle Menschen bessert und erlöset, weil er einen Theil der Menschen von der Seligkeit ausgeschlossen hat!"

„Das ist allerdings der traurige calvinistische Irrthum!" rief Wagner mit schmerzlichem Tone aus. „Nein, mein junger Freund! Wenn nicht alle Christen durch die Erlösung, die durch Christum geschehen, gerettet werden, so ist es nur, weil die Menschen selbst nicht wollen, weil sie sich nicht erlösen lassen wollen. Unsere Kirche lehrt, daß Gott von Ewigkeit her beschlossen hat, das menschliche Geschlecht durch Christum wahrhaftig zu erlösen; Gott will, daß alle Menschen, ohne Ausnahme, durch Christum selig werden. Darum ladet Gott durch Christum alle Menschen zur Besserung und zur Seligkeit ein, und durch seinen heiligen Geist wirket er in allen Men-

schen vermittelst des Wortes, wenn es lauter und rein gepredigt, andächtig und gläubig gehört, und fruchtbar betrachtet wird und die Herzen zu wahrer Buße treibt. Das ist eben des heiligen Geistes Amt, daß er die Christenheit im rechten Glauben heiligen und erhalten will, daß er sie in Versuchungen und Leiden unterstützt, daß sie nicht fallen, und sie wieder aufrichtet, wenn sie wieder sündigen wollen; in Summa, daß er das Werk der Besserung in ihnen vollendet, sie im Guten bis an's Ende erhält und ihnen dadurch die ewige Seligkeit giebt. Aber dies Alles nur Denen, welche sich belehren lassen wollen!"

„Das widerstreitet dem Glauben meiner Kirche," antwortete Nebelthau, „und auch meiner eignen Ueberzeugung. Ich bin dessen gewiß, daß Gott alle Die, welche er zu bessern und zu retten beschlossen hat, auch wirklich bessert; daß sie zwar eine Zeitlang noch in Sünden beharren und der bessernden Gnade widerstehen können, aber nicht auf immer; und daß dagegen alle Die, welche Gott von Anfang an aus der Seligkeit ausgeschlossen hat, sich gar nicht bessern können, auch wenn sie wollen. Für solche ist Christus gar nicht erschienen, und sie mögen das Abendmahl genießen oder nicht, sie bleiben der ihnen bestimmten Verdammniß verfallen."

„Das ist Ketzerei!" rief hier Denecke heftig aus und fuhr im gleichen Tone fort: „Meine Herrn Amtsbrüder, wir haben gesehen, daß alle bessere Lehre und Unterricht hier unnütz verschwendet ist, daß selbst das

Uebermaaß der Milde und Freundlichkeit ein verstocktes, calvinistisches Herz nicht erweichen kann. Ich trage darauf an, daß dieser Mann, der durch seine Irrlehren schon zu lange diesen heiligen Ort entweiht hat, kurz und bündig seine Meinung ausspreche und seinen Glauben bekenne. Einen Calvinisten eines Besseren belehren zu wollen, ist eitel und Sisyphusarbeit!“

„Nun denn,“ sagte Nebelthau, „wenn ich dazu aufgefordert werde, so wüßte ich nichts, was mich abhalten könnte, meinen Glauben frei und öffentlich zu bekennen. Ich erkläre demnach hiermit: Ich glaube weder einen mündlichen und leiblichen Genuß im heiligen Abendmahl, noch daß auch die Unwürdigen den wahren Leib und das wahre Blut Christi genießen. Ich glaube nicht, daß Christus nach seiner menschlichen Natur hier auf Erden gegenwärtig sei; ich glaube nicht, daß durch die, selbst mit Wissen und Willen begangene Sünde die Seligkeit verloren gehe; denn verloren sind nur Die, welche Gott selbst dazu bestimmt hat!“

„Und mit solcher schauerlichen Ketzerei habt Ihr es wagen können, in unsrer Stadt zu leben?“ rief Denecke leidenschaftlich aus. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über! Fürwahr, ich erachte es für ein wahres Wunder, daß Ihr solltet im Stande gewesen sein, diese Eure Ketzerei so zu verbergen, daß Niemand und nicht einmal ein berufener und verordneter Diener und Wächter der Kirche sie sollte

entdeckt und gezüchtigt haben. Freilich gibt es keinen Streit, wo Einverständniß ist!"

„Herr Magister," erwiderte Nebelthau mit Ernst und Würde, „Ihr könnt mich nach Eurem Glauben als einen Ketzer erklären, das kann ich Euch nicht wehren, so gut als es mir freisteht, von Euch zu denken und zu urtheilen, wozu mich mein Glaube treibt; aber wenn Ihr mit diesem Worte meinen ehrwürdigen Freund und Gönner, Herrn Johannes Arndt, angreifen wollt, so klage ich Euch des bösen Leumundes, der absichtlichen Verdächtigung an. Wenn Ihr so bereit seid, meinen ausgesprochenen Glauben für eine wahre Ueberzeugung meines Herzens zu halten und mich darauf hin verketzert, so seid doch auch so bereit und willig, meinen andern Worten Glauben zu schenken. Ich versichere hier nochmals vor Gott, dem ich Rechenschaft schuldig bin über alle meine Gedanken, Worte und Werke, daß Herr Johannes Arndt lange Zeit hindurch gar nicht gewußt hat, daß ich ein Calvinist bin, daß ich absichtlich Alles vermieden habe, um über die Unterscheidungslehren unserer beiden Kirchen mit ihm zu reden; daß ich mich an der Innigkeit seines Glaubens, an der Wärme seiner Menschenliebe erquickt habe, trotzdem daß ich wußte, daß wir in einigen Glaubensstücken mit einander nicht harmoniren. Wollet Ihr mich, Herr Magister, deshalb, daß ich mit einem frommen Diener des Herrn über Glaubenssätze nicht streiten wollte, für einen Heuchler oder Religionsmenger, oder was sonst er-

klären, so mögt Ihr es thun. Euer Urtheil über mich macht mir keinen einzigen unruhigen Augenblick; aber das kleinste Wörtlein der Verdächtigung über einen Mann, der mein treuer Freund in Christo ist, und dessen reines, frommes Herz, in dem kein Falsch ist, Ihr gar nicht zu würdigen versteht, fordert mich gegen Euch heraus. Und Ihr sehet, daß es mir nicht an Muth gebricht, meine Sache zu führen."

Denecke, dem die Zorneswuth eine hochglühende Röthe in's Angesicht getrieben, hatte sich schon von seinem Sitze erhoben, um seinem gifterfüllten Herzen Luft zu machen, als Wagner plötzlich und mit würdigem Ernste einfiel: „Lieber Herr Amtsbruder, vergesset nicht, daß Ihr im Hause Gottes seid, und daß, wie sehr Ihr auch von diesem fremden Manne Euch beleidigt halten möget, doch, als ein Diener am Worte Gottes, am Meisten und Ersten Eure Feinde lieben sollt. Wäre Etwas in dieses Mannes Reden, das sonst Euch als eine strafbare Beleidigung erschiene, so wird die Obrigkeit Euch Euer Recht nicht schmälern; im Uebrigen aber denket an das Gebot des Herrn: Vergebet, so wird euch vergeben!"

Dann wendete sich Wagner an den jungen Mann und sagte: „Wollt Ihr bei dem frei vor uns ausgesprochenen Glauben verbleiben?"

„Ja!" antwortete Nebelthau frei und muthig. „Ich habe nur gesagt, was ich im Herzen trage. Auch mir gilt hoffentlich das Wort der Schrift: Ich glaube, darum rede ich!"

„Nun so geht denn!" sagte Wagner. „Ich werde noch heute über diese unsere Verhandlung getreuen Bericht an Einen Edlen Rath erstatten!"

Nebelthau verbeugte sich still und verließ die Sacristei. Arndt aber sandte ihm einen Blick der schmerzlichsten Trauer nach; dann ging auch er still von dannen.

Einige Tage darauf wurde der Medicus Nebelthau auf das Neustadt-Rathhaus gefordert und ihm das Decret mitgetheilt: Es habe Ein Edler Rath ihn seiner calvinistischen Ketzerei wegen für unwürdig erklärt, in der Stadt Braunschweig zu wohnen; weil jedoch derselbe von dem Rathe zu Bremen anher empfohlen gewesen sei, so wolle man ihn bis zum Ablaufe des Jahres noch allhier dulden, und habe man an das Ministerium hiesiger Stadt das Begehren gestellt, ihm darin nicht hinderlich zu sein!"

Capitel 11.

Die Trennung.

Seid gewurzelt und erbauet in Christo und seid vest im Glauben, wie ihr gelehret seid.

Coloss. 2, v. 7.

Odilia saß in dem kleinen Zimmer, welches ihr im arndt'schen Hause als ein Zufluchtsort zu stiller ungestörter Betrachtung war zugetheilt worden. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, aber scheinbar nicht eben sehr arbeitsam. Ihre Augen standen voll Thränen, und der ernste Blick, mit welchem sie forschend und prüfend vor sich hinsah, deutete auf gar ernste Fragen, die ihre Seele bewegten.

Jetzt öffnete sich leise die Thüre und eine Stimme fragte: „Darf ich eintreten?"

„Herr Nebelthau!" rief Odilia erschrocken aus, als sie den jungen Mann, der die Antwort auf seine Frage gar nicht abgewartet hatte, zu sich eintreten

sah. „Ich kann Euch nicht hier empfangen; laßt uns in's Familienzimmer gehen!"

„Odilia," entgegnete der Arzt, „ich fühle mit Euch, daß mein Eintritt eine Verletzung der Achtung ist, welche ich Euch schuldig bin. Ich hätte auch nicht den Muth, Euch ohne Schaamröthe entgegenzutreten, ging irgend ein unlauterer Gedanke durch meine Seele. Odilia, weiset mich nicht zurück; es ist das erste und das letzte Mal, daß ich ohne Zeugen in Eure Nähe trete und mit Euch rede. Ich komme, um Abschied zn nehmen — und ich habe noch so viel mit Euch zu reden!"

„Was es auch sei," erwiderte die Jungfrau mit Entschlossenheit, „ich kann und darf hier nicht mit Euch reden. Ich bitte Euch, geht in's Familienzimmer! Ich werde bald folgen!"

„Ihr mißtrauet mir!" sagte der Arzt im Gefühle schmerzlicher Erregtheit. „Habe ich wirklich dies Mißtrauen verdient? Nennet mir das kleinste Wörtlein, mit welchem ich je den Glanz Eures reinen Herzens getrübt habe, und ich gehe zu meiner Strafe ohne Abschied von Euch. Bin ich in Euern Augen so werthlos geblieben, daß Ihr nicht einmal ein Segenswort für mich habt? Der Christ segnet auch seine Feinde, ich habe Euch mit Wissen und Willen kein Uebels gethan. Und als Euer Herr Vater in seinem Gefängnisse seine Hand auf mein Haupt legte, glaubte ich in Euerm Herzen auch Euer Amen zu

lesen. War dies Täuschung, so bitte ich im Namen Eures Vaters: Höret mich an!"

Die Erinnerung an ihren Vater, für welchen Nebelthau so Vieles gethan und gewagt hatte, stellte in Odiliens Herzen alle Schuld der Dankbarkeit zusammen, mit welcher sie dem getreuen Arzte verpflichtet blieb. Sie vergaß darüber sich selbst und sprach: „Ich weiß es, Herr Nebelthau, daß ich zu arm und zu gering bin, Euch für Eure aufopfernde Sorge und Mühe, mit welcher Ihr Euch meines unglücklichen Vaters angenommen habt, zu lohnen; ja noch mehr, ich weiß auch, daß Ihr keinen andern Lohn dafür fordert, als das aufrichtige Dankeswort eines bewegten Herzens, und das werde ich Euch bewahren, so lange ich lebe!"

„Es gab eine Zeit," sagte jetzt Nebelthau mit mehr Ermuthigung, „wo ich entweder gar nicht, oder mit einer freundlichen Hoffnung Euch verlassen zu können wähnte. Warum soll ich's Euch leugnen, was weder Euch, noch den lieben Arndt's, noch Euerm Vater kein Geheimniß mehr sein kann: ich lebte der frohen Zuversicht, der gütige und gnädige Gott habe Euch mir zur Mitpilgerin auf unserer Erdenwallfahrt gegeben. Lange Zeit hindurch war ich glücklich in dieser Zuversicht; aber nun habe ich gesehen, daß ich in einem Irrthum befangen gewesen bin. Seitdem Ihr wisset, daß ich ein Calvinist bin, hasset Ihr mich!"

„Herr Nebelthau," sagte Odilia, „ich mag auch

nicht den Schein auf mich laden, als triebe ich mit den Regungen eines fühlenden Herzens ein unwürdiges Spiel. Ich leugne es Euch nicht, daß ich die stumme Sprache Eures Herzens von dem ersten Augenblicke an verstanden habe, als Ihr in dieses Haus eingetreten waret, und ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen, daß mir die Achtung und Auszeichnung, welche Ihr einem armen Mädchen, der verlassenen, ausgestoßenen Tochter eines gebrandmarkten Vaters zu Theil werden ließet, wohl, sehr wohl that. Ich fühlte, daß Ihr aufrichtiges Mitleid mit mir hattet, und das nimmt eine niedergebeugte Seele gefangen. Ich weiß auch, daß die Achtung und Zuneigung, die Ihr für mich an den Tag legtet, in keinem eigennützigen Herzen ruht; ich bringe Niemandem weder Gut noch Ehre zu, und hätten nicht die lieben Arndt's sich meiner angenommen, ich müßte jetzt die niedrigsten Dienste der ärmsten Magd verrichten. Ja, ich leugne es Euch nicht," — setzte sie mit dem edelsten Freimuthe hinzu, der die Würde eines edlen Weibes nur erhöht, — „ich leugne es Euch nicht, ich hätte Eure Hand, wenn sich dieselbe mir zur Führung durch's Leben geboten hätte, als die rettende Hand eines Mannes angenommen, den Gott selbst zum Herrn der armen, verlassenen Magd bestimmt hat. Aber Ihr habt, bei all' Eurer Ehrlichkeit, ein täuschendes Spiel mit mir getrieben! Ihr mußtet mich gleich anfangs wissen lassen, daß Ihr ein Calvinist seid; aber Ihr habt es nicht gethan!

Ihr hättet mir diese schwere Stunde erspart, wäret Ihr aufrichtiger gewesen!"

„Also wirklich," rief Nebelthau schmerzlich aus, „Ihr hasset mich, weil ich ein Calvinist bin?"

„Hassen?" fragte Odilia mit wehmüthigem Lächeln, und setzte dann hinzu: „Es wäre besser um mich, wenn ich's könnte. Aber zwischen Euch und mir ist eine Mauer aufgebaut, über welche keine Brücke führt!"

„Odilia," rief Nebelthau aus, „sind wir nicht Beide Christen? Glauben wir nicht Beide an einen und denselben seligmachenden Herrn? Ist unser Glaube nicht auf einem und demselben Worte Gottes gegründet? Haben wir nicht Beide dieselbe Hoffnung, nicht Beide dasselbe Bedürfniß der Erlösung? Haben sich unsere Herzen bisher nicht immer in derselben Gesinnung, in demselben Streben nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit, nicht immer in derselben Aeußerung treugemeinter Liebe, und innigen Mitleids zusammen gefunden? Ehe Ihr wußtet, daß ich ein Calvinist bin, vertrautet Ihr mir, und hieltet mich Eurer Achtung und Freundschaft werth; was habe ich seitdem so Uebels gethan, daß ich mit einem Male Euer Vertrauen verloren habe?"

„Ihr verkennet mich ganz," entgegnete die Jungfrau, „wenn Ihr mich eines solchen Mißtrauens, einer solchen schnellen Wandelung meiner Achtung vor Euch beschuldigt. Ich habe an Eurem guten, edlen Herzen nie gezweifelt, ich halte Euch noch heute

jedes Opfers, jeder Mühe und Sorge fähig, zu welchen die christliche Nächstenliebe nur treiben kann. Aber zwischen Glauben und Lieben darf auch nicht der geringste Mißton sein, wenn nicht die Harmonie Beider gestört werden soll. Und das ist der Fall, seitdem ich weiß, daß Ihr ein Calvinist seid. Herr Nebelthau," fuhr Odilia bewegt fort, „Ihr habt sehr grausam an mir gehandelt, Ihr habt die Blüthe meiner schönsten Lebenshoffnung ungestört wachsen lassen, um sie dann plötzlich zu brechen!"

„Ach, Ihr wisset nicht, wie tief Ihr mich verwundet!" antwortete Nebelthau. „Wäre ich nicht, der verächtlichste Mensch auf Gottes Erdboden, wenn Euer Zeugniß über mich ein wahres wäre? Als ich Euch sah, da fragte ich nicht nach Eurem Glaubensbekenntnisse, sondern ich folgte dem Drange meines Herzens. Und da ich Euch mit mir Eins wußte in der einen Hoffnung der Seligkeit, habe ich da grausam an Euch gehandelt, wenn ich auf diesem Grunde mein Lebensglück zu erbauen suchte?"

„Ich bin," entgegnete Odilia, „viel zu unwissend, um hierin Euch entscheidende Rede und Antwort zu geben. Ich weiß nur so viel, daß es kein wahrhaftes Lebensglück, keine wahre Gemeinschaft im Glauben, wie im Leben zwischen zwei Seelen geben kann, die nicht in der heiligsten Angelegenheit des Menschen völlig Eins sind."

„Und sind wir Beide das nicht?" fragte der junge Mann. „Sind wir nicht Eins in Christo und seinem

Worte? Sind wir nicht Beide unter derselben Liebe des himmlischen Vaters und in der Gemeinschaft desselben heiligen Geistes? Sind wir nicht Beide Erlösete des Herrn?"

„Wäre Dem also," entgegnete die Jungfrau, „warum giebt es denn keine Gemeinschaft zwischen den beiden Kirchen? Warum haben Luther und Calvin sich nicht versöhnen können? Warum predigen unsere Prediger gegen Eure Kirche, und die Eurigen gegen die unsere?

„Es sind doch nur einzelne Lehren, um deren Auffassung es sich handelt," antwortete Nebelthau: „Und es ist nicht christlich, daß deshalb die Bekenner eines Herrn und eines Evangeliums sich so feindselig gegenüberstehen. Wo Zwei in der Hauptsache Eins sind, da sollten sie um einzelne Stücke sich nicht entzweien!"

„Herr Nebelthau," rief Odilia aus, „das kann nicht Euer Ernst sein. Der Glaube ist ein einziges großes Ganze, an welchem auch das Geringste eine Hauptsache ist. Nehmet einer vollkommenen Blume, wie sie nach Gottes Ordnung sein soll, ein Blatt, einen Staubfaden, so ist sie nicht mehr vollkommen; und setzet Ihr das Blatt einer andern Blume an, so ist die Wahrheit gestört und die Einheit aufgehoben. Unsere Kirche lehrt, daß Gott keinen Menschen verwirft, der in aufrichtiger Reue seine Sünden bekennet, ernstlich Buße thut und sich bessern will. Nach der Lehre unserer Kirche ist das Evangelium

ein Gnadenquell der Seligkeit, aus welchem Alle trinken können, die nach der Gerechtigkeit dürsten; das Kreuz des Herrn ist uns lutherischen Christen eine veste Burg, ein Asyl für alle Bedrängte und Verfolgte, welche bei dem Herrn Schutz suchen. Ihr Calvinisten aber macht Reue und Buße und Besserung zu einer unnützen Sorge, wenn sie bei Solchen sich regt, welche zur Verdammniß bestimmt sind. Ihr schließet den Gnadenquell den Durstigen zu, Ihr macht das Kreuz des Herrn zu einem Vorrechte für einige Günstlinge des Himmels und treibet den Verfolgten von der Pforte zurück, durch die er eingehen will, um sich zu retten!"

„Ihr thut unserer Kirche unrecht!" entgegnete Nebelthau. „Solche grausame Lehren hat sie nicht gelehrt!"

„Ist es denn etwas Anderes," fuhr Odilia erregt fort, „wenn Ihr lehret und glaubet, daß Gott von Ewigkeit her einen Theil der Menschen unbedingt zur Seligkeit, den andern Theil unbedingt zur Verdammniß bestimmt hat, also daß der Eine gerettet und selig werden muß, auch wenn er nicht wollte, und der andere verloren gehen und verdammt bleiben muß, auch wenn er um Gnade und Barmherzigkeit flehte?"

„Das wird," fiel Nebelthau schnell ein, „dieser Letztere eben nicht thun, — „er wird nicht nach Gnade und Barmherzigkeit verlangen, weil er verstockten und verhärteten Herzens bleibt. Sind Euch denn nicht

schon Menschen vorgekommen, bei welchen alle Lehre, alle Warnung und Züchtigung aus dem Worte Gottes, ja selbst alle Strafe menschlicher Zucht und Gerechtigkeit völlig erfolglos und unnütz war, die mit Wissen und Willen, mit Absicht und Trotz in ihrer Sünde beharrten und in ihrer Sünde starben? Wer nach Gnade und Barmherzigkeit verlangt, der gehört sicher nicht zu Denen, die zur Verdammniß bestimmt sind!"

„Aber," entgegnete die Jungfrau, „fühlt Ihr denn nicht das Entsetzliche dieser Lehre? Ist Euer Herz dem Mitleide so ganz verschlossen, und schließt Ihr die Vaterliebe Gottes in so enge Grenzen ein, daß sie nicht Gnade und Erbarmen für alle Menschen haben könnte? Könnet Ihr einen Menschen, den Ihr für bestimmt zur ewigen Verdammniß haltet, ansehen, ohne daß Euch das Herz vor Mitleid blutet, und ohne daß Ihr Euch mit Schmerz und Wehmuth fragt: Warum hat der gnädige Gott nicht für Alle Raum in seinem Himmel? Ist es nicht sogar eine Sünde gegen die Heiligkeit Gottes, anzunehmen, daß er die Menschen zur Sünde bestimmt hat? Heißt das nicht so viel, als daß Gott selber der eigentliche Urheber der Sünde ist, weil er Menschen schafft, die sündigen müssen, damit sie ewiglich verloren gehen?"

„Das scheint hart zu sein," erwiderte der junge Mann, „aber es zwingt uns unser Verstand, unsere Vernunft dazu! Ihr Lutherischen lehrt und glaubet mit uns, daß Gott nicht allein Alles weiß, sondern

auch von Ewigkeit Alles gewußt hat, was sich je ereignen wird. Er mußte ja also auch wissen, wer und wie viele verstockte und unbußfertige Sünder bleiben und somit der ewigen Verdammniß verfallen werden. Was aber Gott vorher weiß, daß es geschehen wird, das muß auch geschehen; und darin liegt die Unrettbarkeit eines Theiles der Menschen. Ich glaube mit Euch, daß die Heiligung und Seligkeit des Menschen nur ein Werk der göttlichen Gnade ist, ja ich gebe Euch sogar zu, daß die Verdammniß nur eine Folge der eigenen Schuld ist. Aber warum ist diese Schuld vorhanden? Weil Gott seine Gnade nicht mittheilt. Und warum theilt Gott seine Gnade nicht mit? Weil er eben von Ewigkeit her die Verdammniß solcher Menschen beschlossen hat!"

„Und wo steht diese Lehre?" fragte Odilia. „Steht sie in der heiligen Schrift? Ist sie eine Offenbarung Gottes in Christo?"

„Das allerdings nicht," antwortete Nebelthau in einiger Verlegenheit; „aber sie folgt nothwendig aus der offenbarten Lehre von der Allwissenheit Gottes; sie liegt in der folgerechten Thätigkeit unserer Vernunft!"

„Ihr armen Leute!" sagte die Jungfrau. „Wohin würdet ihr noch kommen, wenn Ihr mit der menschlichen Vernunft das Reich Gottes in seiner Grundveste erweitern und das Wesen Gottes und die ewige Seligkeit damit ausbauen wolltet! Auf Erden hat es nur eine Vernunft gegeben, die das Gött-

liche in menschliche Worte kleiden konnte, — die Vernunft des Gottessohnes Jesu Christi. Wer seine eigene Weisheit nicht dieser einen göttlichen Vernunft demüthig beugen will, der ist kein aufrichtiger Diener und Knecht Jesu Christi! Wir Lutherischen halten uns an die heilige Schrift. Was diese uns sagt, das ist uns eine ewige Wahrheit und wir beugen uns in Demuth vor dem Worte Gottes. Was aber darüber hinaus liegt, das wollen wir nicht freventlich herbeiziehen!"

„Ihr leget, werthe Jungfrau," erwiderte der junge Mann, „in diese Lehre unserer Kirche mehr hinein, als wohl darin liegt. Mag es immerhin die Lehre unserer Kirche sein, so steht sie ja nur da als unbeugsames, nothwendiges Schlußglied der Offenbarung von Gottes Wesen und Werken; im Leben selbst kann sie recht gut ohne Wirkung bleiben!"

„Herr Nebelthau," sagte Odilia, mit schmerzlicher Miene das Haupt schüttelnd, „schon daß Ihr Glauben und Leben von einander trennen wollt, thut mir in der Seele weh. Kennt Ihr nicht das Wort des Apostels: Ich glaube, darum rede ich? und das andere: Christus ist mein Leben? Was mag das für ein Glaube sein, der sich nicht durch das ganze Herz hindurch zieht, und nicht in allen Gedanken und Empfindungen, nicht in allen Worten und Werken sich ausdrückt? Ja, daß ich Euch keinen Gedanken meines Herzens verhehle, wie konntet Ihr den Muth haben, in inniger, treuer Herzensgemeinschaft mit

mir leben zu wollen, da Ihr nicht wissen könnt, ob ich zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt bin? Müßte Euch dieser Zweifel, den Ihr nicht lösen könnt, nicht in eine ängstliche und peinliche Unruhe versetzen? Müßte der Gedanke, daß wir Beide, die wir hier auf Erden in inniger Gemeinschaft mit einander gelebt und in unserer Hoffnung selig gewesen wären, dort auf ewig von einander getrennt sein könnten, Ihr im Himmel und ich in der Verdammniß, müßte dieser Gedanke nicht alles Lebensglück vergiften und zerstören?"

„Das ist nicht möglich!" rief Nebelthau erschrocken aus. „Ist nicht Eure herzliche Gottesfurcht, Euer inniger Glaube, Euer reines, keusches und züchtiges Herz, ist nicht Euer Leben im Glauben des Sohnes Gottes eine untrügliche Bürgschaft, daß Ihr einst sein werdet bei dem Herrn?"

„Der Herr sei mir gnädig, daß Ihr wahr redet!" sagte die Jungfrau. „Aber kennt Ihr nicht das schwache, hoffärtige, stolze, selbstgerechte Menschenherz? Kennt Ihr nicht die Warnung der Schrift: Wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle? Gibt es nicht Gefahren, mächtig genug, um im Glauben wieder irre zu gehen? Könnte nicht selbst meine Gottesfurcht nur eine Täuschung für mich sein? Und wenn ich einmal muthlos und verzagt würde, und in Ungeduld, in Murren und Klagen, in der Angst der Verzweiflung wider meinen Gott sündigte, — was würde mich hindern können, dies

als den Anfang meiner aufgehenden Verdammniß zu betrachten, von welcher keine Reue und Buße, kein Gebet und Flehen, keine Thräne mich retten könnte! Müßte nicht ein solcher Gedanke die entsetzlichste Angst über mich bringen und mich dann wirklich in den Abgrund der Verdammniß stürzen? Nein, nein! Calvinischen und lutherischen Glauben vereinen wollen in der Lebensgemeinschaft, ist ein Spott gegen Gottes Worte, ist eine Entheiligung der seligmachenden Kraft des Glaubens!"

Nebelthau stand erschüttert von der Gewalt dieser Worte vor dem begeisterten Mädchen; er blickte ernst und traurig vor sich hin und verharrte lange im inhaltsschweren Stillschweigen.

„Ich gestehe Euch," sagte er endlich, „daß ich noch niemals diese Lehre unserer Kirche so weit in's Leben hinein gedeutet habe. Und doch, wie tief auch Euer Wort mich niederbeugt, ich kann von meinem Glauben nicht lassen; es ist, als sollte ich mich selbst aufgeben, wollte ich die von mir erkannte Wahrheit verleugnen! Ach, könnte ich glauben wie Ihr, wie glücklich würde ich sein!"

„Ihr habt ganz recht," fuhr nun Odilia mit milderem, herzlichen Tone fort, „wenn Ihr sagt, daß Ihr Euch selbst aufgeben müßtet. Das ist die letzte Stufe zum vollen Glauben: Demuth unter Gottes Wort, Entsagung eigner Weisheit!"

„Ihr verachtet mich!" sagte der Jüngling. „Ihr

stoßt mich von Euch, weil ich Euch als ein Ungläubiger erscheine!"

„Da sei Gott vor!" rief Odilia aus. „Ich schäme mich nicht, Euch zu sagen, daß die Achtung und Zuneigung zu Euch in meinem Herzen aufrichtiger und größer ist, als Ihr wohl meinen möget. Und wo Ihr auch sein werdet, ich werde in innigster Dankbarkeit Eurer gedenken und dem Segen meines armen, unglücklichen Vaters den meinen beifügen. Und damit lasset uns von einander scheiden und, wenn Ihr wirklich mein Wohl und mein Glück wollet, so erschwert mir nicht länger den Schmerz dieser Stunde!"

„Ach, wie danke ich Euch, daß Ihr kommt!" fuhr jetzt Odilia plötzlich fort und eilte nach der sich öffnenden Thüre, durch welche Johannes Arndt eintrat. Trotzdem, daß Odilia sich dieser Unterredung mit dem jungen Manne in keiner Weise zu schämen hatte, so legte doch der Eintritt ihres Pflegevaters die glühendste Röthe der Schaam auf ihre Wangen, als klage sie ihr Gewissen einer großen Schuld, einer Verletzung ihrer jungfräulichen Würde an.

Arndt selbst schien etwas verwundert. „Ihr seid hier, Herr Nebelthau?" redete er den jungen Mann an.

„Ich bin gekommen, Abschied zu nehmen!" antwortete dieser nicht ohne Verlegenheit.

„So wollt Ihr wirklich eher fort, als es Euch aufgegeben ist?" fragte Arndt.

„Ja," erwiderte Nebelthau und setzte mit einem Anfluge von Stolz hinzu: „Ich mag nicht länger von

der Gnade des Edlen Rathes dieser Stadt leben. Ehrwürdiger, lieber Herr," fuhr er dann freier fort: „Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich also von Euch scheiden würde. Wie glücklich war ich in Euerm Hause, wie reich an seligmachender Hoffnung! Nun ist Alles dahin, und ich werde aus meinem Paradiese vertrieben, weil ich das Unglück habe, ein Calvinist zu sein. Vergebt mir, ehrwürdiger Herr, aber der tiefe Schmerz meiner Seele treibt mich dazu. Stimmt meine Verbannung aus dieser Stadt auch mit Eurem wahren Christenthum zusammen? Ist das der Glaube, der durch die Liebe thätig ist?"

„Niemand mehr, als ich," antwortete Arndt, „kann diese unheilvolle Wendung der Dinge beklagen. Ich, mein theurer Freund, hätte Euch nicht ausgetrieben!"

„Ach, wie beseligt mich dies Wort!" rief Nebelthau aus. „Ich wußte zwar, daß Ihr nicht anders reden konntet, aber die Priester Eurer Kirche kennen diese Duldung nicht. Nicht wahr, lieber Herr, Ihr verdammt mich nicht?"

„Nein, mein junger Freund," versicherte Arndt; „aber ich beklage Euch, daß Ihr den calvinistischen Irrthümern verfallen seid, und wünsche von ganzem Herzen, daß Ihr noch zu besserem, zu tieferem Verständnisse kommen möchtet!"

„Also auch Ihr haltet mich im Irrthum befangen?" fragte Nebelthau in ernster Verwunderung.

Arndt lächelte gutmüthig und sagte: „Lautet es Euch zu hart, von einer Gefangenschaft in calvini-

stischen Irrthümern zu reden," so saget nur dafür: Gefangenschaft in eigener Weisheit. Statt dem Worte Gottes, wie es einfach und klar geschrieben steht, zu glauben, deutelt ihr Calvinisten daran und wollt mit eurer Verstandeskunst etliche Pfeiler in den Tempel des Evangeliums hineinsetzen, die dem Gläubigen völlig unnöthig sind und die den herrlichen Dom der Offenbarung nothwendig verunstalten müssen, weil Gottesbau mit Menschenbau keine Symmetrie giebt. Eben weil ihr euer eigenes Wissen vor dem Worte Gottes nicht beugen wollt, seid ihr auf das äußerste Gebiet irrthümlicher Einseitigkeit gekommen und denket nicht daran, daß ihr mit eurer starren Verstandesconsequenz schon deshalb irren könnet, weil alles menschliche Wissen Stückwerk ist. So wie eure Lehre vom heiligen Abendmahl offenbar schriftwidrig ist, und die Allmacht Gottes und Christi zu Gunsten eurer eignen menschlichen Macht herabsetzt, so ist eure Lehre von dem unbedingten Rathschlusse Gottes, eure Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammniß wahrhaft gotteslästerlich und dem lutherischen Christen ein Greuel; denn sie macht das ganze Erlösungswerk des Gottessohnes unnöthig und unnütz. Doch lasset uns nicht mehr davon reden, mein junger Freund. Wo der Glaube an das Wort Gottes mit der menschlichen Weisheit disputirt, kommt niemals Harmonie heraus!"

„So saget Ihr wohl," fragte Nebelthau, „daß unsere Kirche gar keine christliche sei?"

„Davor bewahre mich Gott!“ antwortete Arndt. „Wollt Ihr aber mein Urtheil darüber wissen, so ist es dieses: Beide Kirchen, die lutherische und reformirte, haben das Evangelium, das gesammte geoffenbarte Gotteswort, zu ihrer Grundlage und sich auf diesen gemeinsamen Grund aufgebaut; der Grund ist Beiden derselbe, aber das darauf aufgeführte Gebäude ist verschieden. Ich mag nun das Gebäude nicht schildern, welches Calvin und seine Anhänger darauf gebaut haben, aber von dem unsrigen erlaubt mir einige Worte. Unsere lutherische Kirche steht wahrhaft und völlig auf der heiligen Schrift, und zwar auf der ganzen heiligen Schrift und nur auf der heiligen Schrift. Sehet auf die Kämpfe, welche sie bisher hat kämpfen müssen, sehet auf das Bekenntniß, das sie zu allen Zeiten abgelegt hat, ihr findet in ihr eine Reinheit der Lehre in solchem Grade, wie sie von der Zeit der Apostel an in keiner andern christlichen Kirche sichtbar geworden ist. Sie ist ein herrlicher, wunderreich auf ihren Säulen erbauter Dom! Schauet unsere Gottesdienste! Während die katholische Kirche ihre Gläubigen fesselt mit der magischen Kraft des Sacramentes, und in geheimnißvoller Sprache und in üppiger Pracht das sinnliche Herz mit ihrer Macht erschüttert, während die reformirte Kirche ihre Glieder nur auf die oft zu dürre und kahle Weide des Verstandesglaubens führt und die Kraft des Sacramentes gering schätzt und nur mit dem Worte allein sich erbauen will, redet die lutherische Kirche zu ihren

Gläubigen in der doppelten Sprache des Herzens und des Geistes, steht zwischen jenen beiden Kirchen in der reinen gerechten Mitte, und erbauet sich zu gleicher Zeit und zu gleicher Kraft am Geheimnisse des Sacramentes, wie der Predigt göttlichen Wortes. Sie verlangt von ihren Bekennern einen wahren Glauben, der zuerst lebendig wird in der Buße, und in demüthiger Stille sich völlig, aber willig beugt unter die Ordnung Gottes. Frei von allem menschlichen Zusatze, sei es in Sacramenten, sei es im Worte, kann sie nicht untergehen, so lange das Wort Gottes selbst besteht und seine Verheißungen noch eine Menschenseele mit Furcht und Freudigkeit erfüllen. Vesthaltend in kirchlich-gläubiger Gemeinschaft an der ganzen heiligen Person Christi, als dem Einen und Alleinen, in dem des Lebens und der Seligkeit Anfang, Mittel und Ende ist, weiset sie entschieden von sich ab alle Hoffart der Werke, wie der eigenen Weisheit; zwischen der glanzreichen augenblendenden Ueberfülle der katholischen Kirche und der magern Einfachheit der reformirten Kirche, welche selbst bis zum Mangel an dem Nothwendigen herabsinkt, steht die lutherische Kirche da, als eine ruhige Fülle, klar und rein, ein Brünnlein Gottes, worin jede Welle die Harmonie zwischen den Erlöseten und und dem Erlöser abspiegelt. Die lutherische Kirche allein hat in ihrem Ausbau den ganzen innern und äußern Menschen erfaßt, das Leben im Glauben des Sohnes Gottes am Kräftigsten dargestellt, und dem

Erlösungsbedürfnisse des Menschen am Vollständigsten abgeholfen!"

„Meinet Ihr nicht," fragte Nebelthau nach einer Pause, „daß einst die Zeit kommen wird, wo der Streit Luthers und Calvin's sich auflösen wird im friedlichen Zusammenleben beider Kirchen?"

„Schwerlich!" antwortete Arndt mit ernstem Kopfschütteln. „Die lutherische Kirche kann aus ihrem Bau kein Steinchen herausnehmen, wenn sie nicht lückenhaft werden und ihre wunderbar herrliche Fülle und Harmonie verlieren will. Die lutherische Kirche ist vielmehr schon die Vereinigungskirche für die sinnliche Ueberschwänglichkeit der katholischen und die kahle, kalte Armuth der reformirten Kirche. Wenn die Zeit wird gekommen sein, wo der geheiligte alttestamentliche Priesterdienst der Papisten und der für heilig gesprochene Vernunftdienst der Calvinisten sich beugen werden unter den Gehorsam Christi, um das königliche Priesterthum aller Gläubigen, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums in allen Gliedern zu bilden, dann wird die lutherische Kirche es sein, die ihre Freundeshand rechts und links ausstreckt und sie Alle zu einer Heerde vereint unter den einen Hirten Jesus Christus, vor welchem weder eine Seligkeit aus des Menschen Werken, noch eine Seligkeit aus der Menschen Weisheit, sondern nur die Seligkeit aus dem Glauben gilt!"

„Ach, wie erquicklich dringen Eure Worte in's Herz," rief Nebelthau aus. „Und doch, wenn ich

sie ernstlich erfassen will, sträubt sich mein ganzer innerer Mensch dawider. Es ist mir, als sollte ich einen Verrath an der Kraft göttlichen Geistes begehen, der mich aus dem Evangelio anhaucht. Wie glücklich seid Ihr, daß Ihr solchen Glauben haben könnt, der über alle Kämpfe mit Zweifeln und Bedenken erhaben ist. Ich scheide von Euch, wie der Schüler von seinem Meister, den er bewundert, den er aber nicht völlig begreifen kann. Erhaltet mir Eure Liebe und betet für mich! Niemand, sagt die Schrift, wird gekrönt, er kämpfe denn recht! Nehmet mich für einen solchen ehrlichen und rechten Kämpfer und lasset mir die Hoffnung, daß ich einst mit Euch noch voll und ganz auf dem Grunde der Seligkeit stehen werde!“

„Und Ihr, Jungfrau Odilia,“ wandte er sich dann an diese, „ich fühle es nun, wie Ihr sagen konntet, daß zwischen Euch und mir eine Mauer aufgebaut ist. Ihr sagtet zwar noch, daß darüber keine Brücke führt; aber doch: in diesem Einen gesteht mir zu, daß Ihr irrt!“

„Und wie das?“ fragte Odilia.

„Ich meine, es führt eine Brücke darüber,“ sagte der Jüngling: „und diese Brücke heißt: Vollendete Demuth unter Gottes Wort! Lasset mich nicht ohne Hoffnung scheiden und lasset sie mich besiegeln mit des Apostels Wort: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen möchte! Eure Stadt weiset

mich aus; lasset Euer Herz, ihr beiden Lieben, mir wenigstens die einzige Stätte sein, aus welcher mich nichts vertreiben kann. Gott segne Euch und mich!"

„Und wohin wollt Ihr gehen?" fragte Arndt mit betrübter Miene.

„Ich weiß es nicht!" antwortete Nebelthau. „Dahin, wo ich Ruhe, Frieden und vollen Glauben finde. Möge Gottes Gnade mich dahin führen!"

Und damit verließ er schnell das Zimmer. Odilia aber sank an Arndt's Brust und weinte still.

Capitel 12.

Die Freiheit des Gefangenen.

Der Herr wird mich erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche.

2. Tim. 4, v. 18.

Magister Denecke stand in seiner Priesterkleidung vor der schweren eisernen Thüre der Büttelei zu Braunschweig und begehrte Einlaß.

„Führt mich zu dem Bürgermeister Lüdecke!" gebot er dem Schließer und fragte dann: Ist der Gefangene wirklich so krank, daß sein Tod zu befürchten steht?"

„Ja, ehrwürdiger Herr," antwortete Meister Bertram. „Seit mehrern Tagen nimmt er weder Speise noch Trank zu sich. Er ist geschwollen an den Füßen bis zum Leibe, und der Arzt hat diesen Morgen erklärt, daß er's höchstens noch vier und zwanzig Stunden treiben werde."

„Das ist der Tod des Sünders!" sagte Denecke für sich hin, und schritt in das Gefängniß ein.

„Ihr habt geistlichen Zuspruch verlangt," rief er dem Kranken zu, der regungslos in einem ziemlich unsaubern Bette lag und die Hände über die beengte Brust gefaltet hatte.

Als der Kranke auf diese Worte nichts erwiderte, vielmehr mit finster fragenden Blicken den Geistlichen ansah, fragte dieser: „Ihr seid doch wohl der ehemalige Bürgermeister Simon Lüdecke? Verändert finde ich Euch allerdings! Das macht die Kerkerluft, das lange Sitzen, und die ungewöhnliche Kost, die freilich mit Eurer frühern Lebensweise nicht harmonirt!"

„Was wollt Ihr von mir?" fragte nun der Kranke finstern und bittern Tones.

„Ich komme im Auftrage Eines Edlen Rathes," antwortete Denecke. „Ihr habt nach den Segnungen und Tröstungen der Kirche verlangt, und es wird von Euerm Benehmen abhängen, ob Ihr sie empfangen könnt oder nicht!"

„Und was ist das für ein Benehmen?" fragte Lüdecke.

„Ich bin angewiesen," antwortete der Seelsorger, „mich bei Euch an die theologische Regel zu halten: Ex verbis tuis te judico, das heißt: aus deinen Worten werde ich dich richten. Doch ich vergesse, daß Ihr ein Literatus seid und in Eurem Gefängnisse das Latein nicht ganz werdet vergessen haben. Auch kann ich es Euch zum Troste und zur Stärkung Eu-

res Vertrauens gegen mich sagen, daß Ein Edler Rath mich für diesen besondern Fall nicht schuldig erkannt hat, Dasjenige, was Ihr mir heimlich offenbaren werdet, demselben zu entdecken; freilich mit dem Zusatze, daß ich mich wohl vorzusehen habe, um nicht die Grenzen meines Amtes zu überschreiten. Ihr könnt also ganz offen und frei mit mir sprechen!"

Herr Magister Denecke schien freilich gar nicht zu fühlen, daß dies sein eigenes Benehmen nichts weniger als Vertrauen erwecken konnte. Er kam mit der Macht seines Amtes, anstatt mit der Macht des Wortes Gottes; wie konnte er da hoffen, zu seinem Zwecke zu gelangen. Der arme Gefangene war einen mitleidigen Blick auf den Seelsorger und beharrte im Stillschweigen.

„Ihr wisset," fuhr nun Denecke fort, „daß Ihr ein doppelt großer Sünder seid. Ihr habt Euch nicht allein an Gott und seiner heiligen Kirche versündigt, dadurch, daß Ihr, als der Verräther Braband sich gegen das Ministerium und die Kirchenordnung auflehnte, Euch der geschmäheten Kirche und ihrer Diener nicht annahmet, sondern Ihr habt auch gegen die Obrigkeit selbst Euch schwer und zwiefach schwer vergangen, da Ihr selbst, als ein Glied der Obrigkeit, für Aufrechthaltung der obrigkeitlichen Gewalt zu sorgen berufen waret. Wenn Ihr nun in herzlicher Reue und Buße entschlossen seid, vor dem ganzen Ministerio Eure bekannten und offenbaren Sünden einzugestehen und um Vergebung derselben zu

bitten, so will Ein Edler Rath Euch das heilige Abendmahl reichen lassen; wo aber nicht, so soll Euch dies, als einem verstockten und unbußfertigen Sünder, verweigert werden!"

„Und dann?" fragte Lüdecke im Tone der Verachtung.

„Dann werdet Ihr in Euern Sünden sterben!" antwortete der Seelsorger.

„Nun," fuhr Lüdecke kalt und bitter fort, „so möget Ihr nur immer wieder gehen. Ich werde in meinen Sünden sterben!"

„Entsetzlich!" rief der Seelsorger aus. „Wisset Ihr auch, was das heißt: in seinen Sünden sterben? Wisset Ihr, was der ewige Tod sagen will? Erschrecket Ihr nicht vor der ewigen Verdammniß?"

„Nein!" antwortete der Gefangene ruhig. „Ihr Herren Geistlichen predigt es ja laut genug: Jesus nimmt die Sünder an! Und an dieser Predigt habe ich genug! Wenigstens verlange ich von Euch keine zweite!"

„So seid Ihr also ein Verächter der Diener am Worte Gottes!" rief Denecke erhitzt aus. „Und wer die Diener verachtet, der verachtet auch den Herrn, dem sie dienen, und die Kirche, für die sie arbeiten, und das Wort, das sie predigen. Hütet Euch, daß Euer Tod und Begräbniß Euch nicht noch unehrlicher mache, als Ihr schon seid!"

„Herr!" fuhr der Gefangene heftig auf und über sein bleiches, mageres Angesicht breitete sich eine flüch-

tige Röthe. Aber plötzlich wurde er wieder ruhig und antwortete in stiller, schmerzlicher Demuth: „Ich kann Euch nicht hindern, einen Sterbenden zu schmähen. Mein Gott und Herr wird wohl barmherziger sein, als sein Priester auf Erden! Hat der Herr im Himmel in seiner Gnade beschlossen, mir meine Sünden zu vergeben und mich selig zu machen, so wird ein Mensch mir diesen Trost nicht nehmen können!"

„Auch das noch!" rief Denecke aus. „Zu Euren vielen Sünden noch der Abfall von der Kirche! Das ist calvinistische Ketzerei, die Ihr da aussprechet. Unsere Kirche lehrt dem Evangelio gemäß eine bedingte Gnadenwahl! Der Schächer am Kreuze wurde selig, weil er in seinem Tode noch reuig Buße that und um Vergebung flehte. Wo keine Vergebung der Sünden ist, da ist auch kein Leben und keine Seligkeit. Wo aber keine Reue und Buße ist, da ist auch keine Vergebung der Sünden. Habt Ihr nun diese calvinistische Ketzerei erst hier in Euerm Gefängnisse an- und aufgenommen? Oder habt Ihr schon als großer Bürgermeister einer lutherischen Stadt heimlich daran gehangen? Seid Ihr etwa ein Kryptocalvinist? Oder verlanget es Euch nach einem unehrlichen Begräbnisse?"

Lüdecke lächelte mitleidig über den Eifer des geistlichen Inquisitors und schwieg auf alle diese Fragen.

„Kann es denn auch anders sein!" fuhr Denecke eifrig fort. „Ihr seid ja von dem calvinistischen Arzte, dem Nebelthau, besucht und behandelt worden! Der

hat seinen ketzerischen Samen ausgestreut, wo er nur konnte, und bei Euch hat er fruchtbaren Boden gefunden. Gott sei Dank, der liebe Säemann ist nun fort, und ich freue mich, daß ich sagen kann: Das ist mein Werk!"

„Was sagt Ihr da?" fragte jetzt der Gefangene mit plötzlich erwachter Aufmerksamkeit. „Was redet Ihr von Herrn Nebelthau? Er ist fort, sagt Ihr? Wohin? Und er wäre ohne Abschied von mir gegangen?"

„Das greifet Euch an's Herz!" rief Denecke aus. „Hütet Euch, Herr Bürgermeister, daß Ihr nicht noch in Euern letzten Lebensstunden aus unserer Kirche excommunicirt werdet!"

„Ich verstehe Euch nicht," fuhr der Gefangene fort und zwar in einem milden, fast bittenden Tone. „Sagt mir, was ist mit Herrn Nebelthau geschehen? Ach, Ihr wisset nicht, wie viel Gutes mir dieser Fremdling gethan hat, und wie mein dankbares Herz ihn segnet!"

„Wisset Ihr wirklich nicht," fragte Denecke, „daß dieser Nebelthau ein verstockter Calvinist ist?"

„Nein!" antwortete Lüdecke. „Ich habe ihn für einen guten lutherischen Christen gehalten."

„Nun, so freuet Euch!" sagte der Seelsorger, aber mit einer Miene und in einem Tone, der zu keiner christlichen Mitfreude aufforderte. „Freuet Euch! Dieser Ketzer wird unserer Gemeinde keinen Schaden mehr thun! Ein Edler Rath, als Schützer und

Wächter über die Reinheit unserer lutherischen Kirche, hat den Calvinisten aus unsern Mauern getrieben! Es ist freilich zu beklagen, daß ein solches Unkraut so lange Zeit in unserem lutherischen Garten stehen konnte, ohne ausgerottet zu werden; es ist noch mehr zu beklagen, daß selbst Geistliche und Diener am Worte Gottes, und sonst wohl edle Herren in unserer Stadt sich dieses Calvinisten mehr, denn sich's ziemet, angenommen und beschützt haben. Das gilt namentlich, was mir zu sagen weh thut, von meinem theuern Herrn Collegen Arndt und dem alten Herrn von der Schulenburg, welche Beide noch einige Mühe haben werden, sich über die Reinheit ihrer Lehre und ihres Glaubens auszuweisen!"

„Herr," fuhr Lüdecke nun auf und lächelte dazu mit dem Ausdrucke des bittersten Spottes: „Ihr seid ein herrlicher Mann, ein liebreicher Seelsorger! Ihr wollt Ruhe und Frieden in meine Seele bringen und mir den Weg des Todes erleichtern! Fürwahr, Ihr verwendet Eure köstlichsten Mittel dazu! Herr, Ihr lüget!"

Dieser heftige Ausbruch eines tief verwundeten Herzens brachte natürlich bei Dem, welchem er galt, nicht die freundlichste Wirkung hervor. „Wisset Ihr auch," rief Denecke drohend aus, „was Ihr redet, und mit wem Ihr redet?"

„Ja," fuhr Lüdecke erregt fort, und sein Todtenantlitz glühte wie zu neuem Leben auf: „Ja, ich rede es zu Einem Manne, der einst fast bis in den

Staub sich vor mir demüthigte, als er um das Conrectorat zu St. Egidien und um die Pfarre zu St. Martin anhielt, und mich seinen gnädigen Herrn Bürgermeister nannte. Ich rede es zu dem Herrn Magister Hermann Denecke, der seinen nächsten Collegen, den theuern Mann Gottes, Johann Arndt, dem er nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen, verleumdet, verlästert und verketzert. Ich rede es zu einem Manne, der es durch seinen Geiz und seine Habsucht so weit brachte, daß er seinem Vorgänger, dem alten, ehrwürdigen Magister Bossius das Pfarramt aus den Händen riß, um die Einnahme ungeschmälert zu genießen, so daß der arme kranke Mann das letzte Jahr seines Lebens noch hätte in Armuth und Elend zubringen müssen, hätte sich der Rath nicht seiner angenommen. Ich rede es zu Euch, der Ihr aus Dankbarkeit dafür, daß Euch der alte Herr von der Schulenburg einst das Stipendium seiner Familie zutheilte, jetzt diesen edlen Wohlthäter mit Füßen tretet. Weichet von mir! Ein Trostwort aus Eurem giftigen Munde und Herzen ist ein Scorpion und ein Spott auf die seligmachende Kraft des Evangeliums. Ich will lieber ohne das heilige Sacrament in den Tod gehen, als es aus Euern Händen empfangen!"

„Nun denn," sagte Denecke mit aller Glut seines Hasses, „so werde Dir, was Du verdient hast! Denkest Du, daß Du dem Urtheil Gottes entrinnen werdest? Du verachtest den Reichthum der göttlichen Güte, Geduld und Langmüthigkeit! Du weißt nicht,

daß Dich Gottes Güte zur Buße leitet. Du, mit Deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest Dir selbst den Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher geben wird einem Jeglichen nach seinen Werken. Dir nämlich, der Du zänkisch bist und der Wahrheit nicht gehorchst, gehorchest aber dem Ungerechten, Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über Deine Seele, die da Böses thut. Das Feuer wird Dir nicht verlöschen, und der Wurm, der an Deiner Seele naget, wird nicht sterben. Denn wer nicht glaubet und Buße thut, der wird verdammt werden. Gehe denn hin in das ewige Feuer, da wird sein Heulen und Zähnklappern!"

Und damit verließ der christliche Seelsorger das Gefängniß und den sterbenden Gefangenen.

Etwa eine Stunde darauf trat eine Frau in Arndt's Zimmer und bat ihn herzlich und dringend, so schnell als möglich den kranken Bürgermeister Lüdecke zu besuchen.

„Frau Bertram!" rief Arndt verwundert aus. „Wie kommt es, daß Ihr Euch mit solcher Bitte an mich wendet? Hat Herr Lüdecke noch keinen geistlichen Besuch gehabt?"

„Ach ja!" antwortete die Frau: „der Herr Ma-

gister Denecke ist da gewesen, aber er scheint dem Kranken wenig Trost gebracht zu haben. Der arme, gute Herr ist ganz traurig und betrübt, und verlangt schmerzlichst nach Euch."

Arndt ging in größter Verlegenheit auf und nieder. „Mein Gott," sprach er für sich hin, „was soll ich thun! Ich habe keinen Auftrag dazu! Ich kann und darf ohne Wissen und Willen der Obrigkeit einen Gefangenen nicht besuchen! Der arme, arme Freund!"

Plötzlich aber warf er sein bürgerliches Kleid über, nahm Hut und Stock und sagte: „Kann nicht ein Freund den andern in der Todesnoth besuchen? Ich gehe nicht als Priester, ich gehe als Mitbruder, als Freund eines Sterbenden! Gott verzeihe mir's! Es ist das erste Mal, daß ich der menschlichen Ordnung zuwider handle. Aber wahrlich, hier muß ich Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

Und damit verließ er schleunigst das Haus und ging mit der Frau in die Büttelei.

Als er in das kleine, ärmliche und halbfinstere Zimmer eintrat, wo der ehemalige vorsitzende Bürgermeister der Stadt Braunschweig auf dem Sterbebette lag, und nach mehreren Jahren zum ersten Male den Mann wieder sah, welchem er stets mit herzlicher Liebe zugethan war, brach ihm das Herz vor Jammer und Mitleid. Sonst ein Bild körperlicher Kraft und Gesundheit, reich und mächtig, der Gebieter einer stolzen Bürgerschaft, um dessen Gunst

und Schutz sich Alle bewarben, der mit einem einzigen freundlichen Worte die ganze fröhliche Zukunft eines Bürgers aufrichtete, dessen Zuneigung als eine sichere Bürgschaft für Erreichung auch des kühnsten Wunsches galt, — und jetzt ein Bild der traurigsten Verlassenheit, verfallen dem Elende eines Bettlers, der Schmach eines Verräthers und Volksverführers, — welcher herzergreifender, herzzerschneidender Gegensatz!

Arndt hatte Mühe, in dem sterbenden Manne seinen ehemaligen mächtigen Gönner und Freund zu erkennen; er schrak zweifelhaft einige Augenblicke zurück, als könne er es nicht glauben, daß dies Odiliens Vater sei. Als aber dieser die matte, abgemagerte Hand nach ihm ausstreckte und in bittendem Tone sprach: „Ehrwürdiger, lieber Herr, wollt Ihr nicht näher kommen?" — da eilte er auf den Kranken zu, umfaßte ihn mit beiden Händen und sagte mit gebrochener Stimme: „Allmächtiger Gott, muß ich so Euch wiedersehen?"

„Nicht wahr," rief Lübecke mit schmerzlichem Lächeln aus, „Ihr findet mich ein wenig verändert, lieber Freund!"

„Ach," sagte Arndt, „daß es so weit mit Euch kommen mußte!"

„Ihr beklagt mich," fuhr der Kranke ruhig fort: „Ach, das thut mir wohl! Aber doch bin ich weniger unglücklich, als Ihr wohl meinet. Ich gehe versöhnt mit den Menschen aus dieser Welt. Ich scheide ohne Groll. Hätten Die, die mich verurtheilt haben

und mich hier gefangen halten, so, wie ich, in der Nacht des Kerkers das Licht des Evangeliums in sich aufgenommen, sie würden um meiner Fehltritte willen nicht so grausam mit mir verfahren sein. So aber wissen sie nicht, was sie thun. Sie bestrafen mich, weil ich dem Volke zu einer wahren, christlichen Freiheit verhelfen wollte, die sich mit ihrer eigenen Herrschaft nicht verträgt. Ich wollte das Gute, das Rechte und Wahre und zwar ohne Aufruhr und Empörung; ich wollte es auf dem Wege des Gesetzes, der stufenweisen Entwicklung des wahren Bürgerwohles. Daß nun Viele von Denen, für deren Wohl ich besorgt war, den ruhigen Weg des Gesetzes verließen und in wilder Leidenschaft dem Ziele zustürzten, das mußte ihnen und mir den Fall und das Verderben bringen. Auch sie wußten nicht, was sie thaten. Mein ehrwürdiger, lieber Freund! In diesen Worten unseres Heilandes am Kreuze liegt die Erklärung von dem Ursprunge des meisten und größten Elendes, in welches die Menschheit sich selber bringt: Sie wissen nicht, was sie thun!"

„Und so Viele wollen es sich nicht sagen lassen, was sie zu thun haben!" setzte Arndt hinzu. „Das ist die zweite Ursache des großen Elendes auf Erden; nämlich das verstockte, verblendete Herz, das sich nicht erleuchten, nicht retten lassen will, das mitten in der Fülle verhungert und verdürstet und untergeht!"

„Ja, Ihr habt Recht," sagte Lüdecke. „Unser reicher Freund, den wir im Himmel haben, ist alle-

zeit bei uns und bietet uns seine Speise an; aber er wird nur von Denen wahrgenommen, deren Herz still ist. Wenn sich des Menschen Sinne und Gedanken in sich selber kehren, wenn das äußere Leben zur Ruhe gebracht und in Gott gesammelt ist, wenn unser eigener armseliger Verstand sich seiner natürlichen Weisheit entkleidet und seine eigentliche Nacht und Finsterniß erkennt, dann erst geht das göttliche Licht auf und scheinet in der Finsterniß!"

„Das ist allerdings das rechte Dunkel, in welchem der Herr wohnet!" setzte Arndt hinzu. „Das ist die Nacht, in welcher der Eigenwille schläft, weil er in den Willen Gottes aufgegangen ist, der stille Zufluchtsort, an welchem das Gedächtniß immer mehr und zuletzt völlig der Welt und Zeit vergißt. Dann beweget allerdings in einem Augenblicke das göttliche Licht unsern Verstand, legt in uns himmlischen Sinn und Freude am Wort Gottes; und doch kann dies Alles weder der Verstand, noch der Wille, noch das Gedächtniß begreifen und behalten; es ist verborgen im innersten Grunde und Wesen der Seele. Aus solcher Offenbarung Gottes in unserer Seele dränget sich dann ein Geständniß heraus, wie es Paulus in den Worten thut: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben noch irgend eine Kreatur mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo ist! Und der theure Kirchenlehrer Augustinus bekennet von sich: Ich finde oft eine Bewegung in mir; wenn dieselbe immer in mir bliebe, so könnte sie nichts anderes

sein, als das ewige Leben!" Von diesem Adel der Seele, der sein Siegel in der Gemeinschaft mit Christo hat, wissen freilich oft viele Leute, auch die Weisen und Klugen dieser Welt nichts, ja oft gerade diese am Wenigsten; und wer am Gelehrtesten über die Seele und ihre Kräfte zu schreiben weiß, ist am Wenigsten auf den rechten Grund gekommen. Christus allein ist der Seele rechte Kraft, er ist der Verstand, der Wille, das Gedächtniß der Seele, und somit die rechte Heiligung, Zierde und Schmuck der Seele, so daß der Mensch schon um dieser Liebe Christi willen, die er empfindet, vor der Sünde zurückscheut. Darum sagt auch Sanct Johannes: Wer in Christo bleibet, der sündiget nicht, und wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde!" Ja aus dieser Liebe Christi entspringet oft eine Freude und Wonne, so daß Kreuz und Schmach und Leiden um Christi willen die höchste Freude ist!"

„Gott sei Dank," rief der Kranke aus, „daß diese Eure Worte kein Geheimniß für mich sind, daß ich sie in ihrem innersten Werthe durchschaue, und daran mich, wie an dem Vorschmacke der himmlischen Seligkeit ergötze. Um dieser Seligkeit willen vergebe ich allen meinen Widersachern. Sie gedachten es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen!"

„Mein theurer Freund," fuhr Lüdecke nun fort, „ich fühle es, meine Stunden sind gezählet. Der Hauch des Todes geht schon durch meine Glieder.

Ich hätte so gern noch das heilige Abendmahl empfangen, wollt Ihr nicht dasselbe mir reichen?“

„Ich darf nicht!“ antwortete Arndt betrübt. „Mein Herr College Denecke war vom Rathe und vom Ministerio beauftragt, Euch auf Euer Begehren seelsorgerlichen Beistand zu leisten!“

„Redet mir nicht von diesem Manne!“ rief der Kranke mit schmerzlicher Verachtung aus. „Er soll als Diener Christi das Amt der Versöhnung predigen, und seine Worte sind Fluch und Verdammniß. Ehrwürdiger Herr,“ setzte er plötzlich hinzu, „verdammet Ihr mich auch?“

„Das Gericht ist des Herrn!“ entgegnete Arndt ruhig. „Ich erinnere Euch an das Wort des Johannes: Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott! Könnt Ihr Euch dieses Wortes getrösten?“

„Nein, ach nein!“ antwortete Lüdecke. „Ich habe vielfach und schwer an meinem Gott gesündigt! Ach, könnte ich noch einmal in meiner Mutter Leib gehen und von Neuem geboren werden, wie wollte ich nunmehr ein ganz anderer Mensch werden. Ich habe meine Jugend in sündhafter Hoffart und Eitelkeit verlebt, und mit Wissen und Willen manches Gebot übertreten. Ich habe weder als Gatte, noch als Vater, noch in meinem Amte Das gethan, was mir zu thun geboten war, und was ich hätte unter Gottes Beistand thun können. Mein ganzes Christenthum war ein werkheiliges Leben, ein Gottesdienst ohne Liebe

zu Gott, ein äußerlich unsträflicher Wandel ohne herzlichen Glauben. Ich habe gebetet, und mein Herz wußte nichts davon; ich habe gebeichtet, und doch meine Sünden nicht erkannt; ich habe Buße und Besserung gelobt, und niemals ernstlich daran gedacht, daß es mit mir anders und besser werden müßte. Ich habe niemals, niemals erkannt, daß ich ein armer, sündiger Mensch bin! Ach, ich wußte ja gar nicht, wie fern ich von Gott stand! Dürft Ihr mir, ehrwürdiger Herr, Vergebung meiner Sünden und Leben und Seligkeit verkündigen?"

„Wenn Ihr," antwortete Arndt, „Eure Sünden herzlich bereut und Euch von ganzer Seele Christo, Euerm Erlöser, anheimgebet, dann habt Ihr schon Vergebung der Sünden empfangen. Denn Gott will seinen heiligen Geist geben Denen, die ihn darum bitten, und die ihn in Christi Namen darum bitten. Habt Ihr Euch aber auch wirklich recht erkannt? Habt Ihr Euch aller Selbstgerechtigkeit entkleidet? Habt Ihr nichts mehr, womit Ihr Euch selbst entschuldigt? Ist kein Irrthum, keine Täuschung über Euern Herzenszustand mehr in Euch zu finden?"

„Wähnet nicht," fuhr Arndt in herzlichem Tone fort, als er sah, wie der Kranke ihn fast mit schmerzlichem und schon halb gebrochenem Blicke betrachtete, — „wähnet nicht, mein theurer Herr und Freund, daß ich Euch zum Geständnisse dieser oder jener Schuld, die Ihr etwa heimlich noch tragt, verlocken will. Mir ist es um Eurer Seligkeit willen nur

darum zu thun, daß Ihr völlig klar in Euer Herz sehet, und vor Gott von aller Selbsttäuschung frei tretet!"

„Ehrwürdiger, lieber Herr," sagte nun Lüdecke mit schwacher und oft unterbrochener Stimme: „Gott weiß es, daß ich Euch liebe und vertraue. Ich könnte zwar ohne Lüge Euch sagen, daß ich meinem Gott und Herrn mein ganzes schuldbeladenes Herz und Gewissen eröffnet habe, aber er ist mir, als gehörte es zu meinem vollen Frieden, auch Euch es zu eröffnen. Euer Herr Collega Denecke hat mir gesagt, mein selig Sterben und mein ehrliches Begräbniß hänge davon ab, ob ich dem gesammten Ministerio meine Sünden und Schulden bekennen wollte oder nicht. Diese letzte Schmach meiner Erniedrigung, die mir aufgebürdet werden sollte, entzündete mein Herz in Hoffart; ich verweigerte dies Begehren und ich habe dafür den Fluch des Priesters auf mich gezogen. Das thut mir jetzt herzlich leid. Euch will ich nun dafür das letzte Geständniß ablegen, das mein Gewissen drückt. Ich habe nicht recht gethan, daß ich's heimlich mit Braband hielt, obgleich ich um der Sache willen, die ich erreichen wollte, getrost und fröhlich vor Gottes Richterstuhl treten zu können verhoffe. Aber ich habe meiner Pflicht gefehlt daß ich nicht auf ehrlichem, freiem und gesetzlichem Wege dem armen Volke meiner Vaterstadt zu helfen bemüht war. Ich hatte zu wenig Furcht vor Gott und zu viel Furcht vor Menschen. Ja, ich war nicht frei

von Selbstsucht und Ehrgeiz und Wankelmuth; ich wollte es weder mit dem Rathe, noch mit den Patriciern, noch mit dem Volke verderben; ich wollte dem Volke dienen, und mir selbst, ich war Niemandes rechter Freund, noch rechter Feind, und das Alles nur, weil ich nicht von Herzen Gottes Freund war. Ich klage des Raths Gericht nicht an, daß es mich olcher Strafe für würdig erachtet hat; ich leide sie verdient, wenn auch in anderm Schuldbewußtsein, als die Herren meinen."

„Und warum wollt Ihr Solches nicht dem Rathe selbst bekennen?" fragte Arndt.

„Wozu das!" rief Lüdecke aus. „Ich will in Frieden scheiden! Stände das ganze Ministerium vor mir und wollte meine Beichte hören, so würde ich mehr beichten, als dem Ministerio und dem Rathe lieb ist. Herr," — fuhr er aufgeregter und mit schauerlichen Anzeigen des nahenden Todes fort — „mit mir geht Manches zu Grabe, was besser ist, daß es in keines Menschen Ohr und Herzen kommt. Und würde ich es nicht den Winden predigen? Sind sie nicht Alle, wie ich selbst einst, in Blindheit und Hoffart gefangen? Der Herr allein wird die Zeit heraufbringen, wo der Rath der Stadt nicht mehr der Herr, sondern der Mitbruder seiner Bürger ist, wo nicht mehr die Launen, die Willkür, sondern das Gesetz herrschet, wo die Macht und das Vorrecht der Geburt und Abstammung erlieget der Macht christlicher Wahrheit und Gerechtigkeit. Das ist mein schön-

ster Trost in meinen Leiden, daß sie von Gottes Hand als eine Saat besserer Zukunft ausgestreuet werden.

„Ich bitte Euch, lieber Herr," fuhr Lüdecke mit geisterhafter Bewegung fort, als Arndt ernsten Nachdenkens vor sich hinsah: Ich bitte Euch, lasset mir diesen Trost! Bin ich auch ein armer, sündiger Mensch vor Gott, und ein Verbrecher vor den Menschen — warum sollte nicht auch ich in Gottes Hand ein Werkzeug sein? Herr, segnet mich!" — rief der Kranke plötzlich aus. „Ich fühle, daß es bald zu spät sein wird. Der Tod langet gar zu schnell nach mir! Herr ich sterbe!" —

„Mein armer, armer Freund!" sagte Arndt bewegt: „Wer im Glauben seines Erlösers stirbt, der kann nicht verloren gehen! Möge Euer Trost, mit welchem Ihr für eine bessere Zukunft auf Erden in den Tod gehet, nimmermehr zu Schanden werden! Der Herr sei Dein Trost und Dein Theil!

„Herr," fuhr der Sterbende mit brechender Stimme fort, „mein Name ist auf Erden mit Schmach und Schande bedeckt; sie werden mich, wenn ich todt bin, zu den Verbrechern und Missethätern legen, sie werden meinem Andenken fluchen, und mein Kind, ach, meine theuere Odilia, die Schuld des Vaters büßen lassen. Ach, wollt Ihr meiner in Liebe und Mitleid gedenken? Wollt Ihr meines armen Kindes Euch annehmen, wie Ihr es bis jetzt gethan habt? Grüßet mein Kind, meine Odilia! Segnet sie in mei-

nem Namen! — Herr Jesu!“ rief er aus, „sei mir gnädig! Ach, ich sterbe!“ —

Arndt, von solch plötzlicher Todesnoth auf das Heftigste erschüttert, wollte schnell noch Hilfe herbeirufen und eilte hinaus; als er aber mit Frau Bertram zurück kam, war der Gefangene seiner Bande entledigt und eingezogen in die Freiheit der Kinder Gottes.

„Ach, was war das für ein guter, lieber Herr!“ rief die Frau unter Thränen aus. „Was er mit Gefahr seines eignen Lebens an meinem Kinde gethan hat, wird der liebe Gott in's Buch der Lebendigen eingeschrieben haben!“

„Ja,“ sagte Arndt, und legte seine Hand auf die kalte Stirn des Entschlafenen. „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!“

Tags darauf war das ganze Ministerium versammelt, um über eine vom Rathe gestellte Anfrage zu verhandeln. Diese Anfrage lautete: Nach einer ad Acta Colloquii im braunen Buche, folio 145 und im weißen Buche folio 5 erstatteten Anzeige ist der ehemalige, im Gefängniß aufbehaltene Bürgermeister Simon Lüdecke völlig unbußfertigen Herzens

verstorben, indem derselbe sich hartnäckig geweigert hat, vor dem ganzen Ministerio seine offenbaren Sünden zu bekennen. E. E. Rath lässet nun bei Einem Ehrwürdigen Ministerio anfragen, wie es mit seinem Begräbnisse gehalten werden soll."

Die geistlichen Herrn beriethen sich eine kurze Zeit und sandten folgende Antwort auf's Rathhaus: „Weil der genannte Bürgermeister Simon Lübecke sich als ein Verächter Gottes und seiner Diener erwiesen hat, so soll derselbe ohne alle christliche Ceremonien begraben werden. Doch weil derselbe eine vornehme Rathsperson gewesen ist, so soll Ein Edler Rath Macht haben, solchen Beschluß nach seinem Ermessen zu limitiren."

Und was that Ein Edler Rath? Er verstattete den hinterlassenen Verwandten und Blutsfreunden des Verstorbenen, daß sie ihn dürften durch eigene dazu gedingete Dienstleute aus der Büttelei abholen, in sein Haus tragen und mit stiller Begleitung zur Erde bestatten lassen.

Und was thaten die Verwandten und Blutsfreunde? Sie sagten sich von dem todten Bürgermeister, dessen Gunst ihnen einst bei seinem Leben die höchste Ehre war, los, und überließen dem Rathe die Bestattung.

Und dieser sandte seine Schergen und Knechte ab; diese holten den Leichnam aus der Büttelei, trugen ihn auf den Grashof an der Brüderkirche und scharrten ihn, einem ausgestoßenen Verbrecher gleich, da-

selbst ein; ohne Sang und Klang, ohne Gebet und Thränen. —

Aber alle Morgen vor Sonnenaufgang saß eine Jungfrau auf der nackten, hügellosen Erde und benetzte das Grab mit ihren Thränen. Dies währte schon vier Wochen; dann kam die Jungfrau nicht mehr, aber einige Tage darauf trugen sie ein junges Mädchen zu Grabe, und als der Hügel die Gebeine deckte, fragte ein alter, ergrauter Soldat den einzigen Geistlichen, der mit am Grabe stand: „Ehrwürdiger Freund, wird die Zeit nicht einst auf Erden kommen, wo kein Kummer und Gram mehr das Herz bricht?"

„Dort wird Gott abwischen alle Thränen von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und Leid und Geschrei wird nicht mehr sein; denn das Erste ist vergangen," antwortete der Geistliche und zerdrückte die eignen Thränen in seinen Augen.

Einige Zeit darauf erhielt der Bürgermeister Statius Kale folgenden Brief:

Gnade und Friede durch Christum Jesum, unsern Herrn.

Ehrenvester, achtbarer, wohlweiser Herr Bürgermeister,

Insonders günstiger Herr und Freund.

Demselben gebe ich hiermit freundlich zu vernehmen, daß die Wohlgebornen, Edlen Herrn Grafen zu Mansfeld, meine gnädigen Herrn, mich nach Eisleben zu einer Probepredigt gnädig gefordert haben, dieselbe in ihrer persönlichen Gegenwart in der Hauptkirche zu Sanct Andreas daselbst zu halten, in gnädiger Meinung, mich darauf zu einem Posten derselben Kirche nach Gottes Willen zu bestellen.

Ich habe zwar dieses Werk eine geraume Zeit aufgehalten, und in der Furcht Gottes in Betracht gezogen, weil's sich's gar nicht schicken wollte, dasselbe, ohne unfreundlich und unbedachtsam zu verfahren, abzuschlagen. Auch sind durch diesen Verzug einige meiner Freunde und geliebten Schwäger in Folge einer gnädigen Aufforderung der hochvermeldeten Herrn Grafen bewogen worden, vor etlichen Wochen mit mir persönlich darüber zu verhandeln; ich habe aber erklärt, daß ich ohne meiner großgünstigen, geliebten Herrn und Obern Vorwissen und günstige Einwilligung nichts thun und mich zu nichts entschließen könne. Weil aber die Sache nunmehr kei-

nen längern Verzug leiden kann, sintemal vorigen Sonnabend eine neue Botschaft bei mir gewesen ist, so habe ich Euer Edlen Wohlweisen Solches freundlich hiermit wissend machen wollen, mit der dienstergebensten Bitte, Euer Edlen wolle amtshalber mit unsern geliebten Herrn und Obern dahin reden, daß ich die mir aufgetragene Probepredigt mit Euer Edlen günstigem und gutem Willen verrichten möge.

Ob ich nun wohl leicht erachten kann, es werden meine geliebten Herrn und Obern dieses mein Suchen in Ungunst aufnehmen, so will ich doch auch hingegen unterthänig gebeten haben, günstig zu beherzigen, daß es ja kein Wunder sei, wenn ich durch solche unverhoffte Vocation bewogen werde, bei der Verfolgung, die ich allhier in meinem Amte erlitten habe, auf andere Wege zu denken. Und ich gebe demnach Euer Edlen freundlich und wiederholt zu bedenken, was es zu bedeuten habe, Einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, all' mein Thun und Predigen mit den niedrigsten Schmähworten zu verunglimpfen, mir alle Kenntniß der Theologie abzusprechen, meiner Lehre wegen mich zu verdächtigen und die Leute vor mir zu warnen, da ich doch, ohne mich rühmen zu wollen, nur die reine Lehre bei allen Verfolgungen, ohne Rücksicht auf Schaden an Leib und Gut bekannt und vertheidigt habe. Ja ich möchte es wiederholt vor Gott und Euer Edlen bekennen, daß mir meine harte Verfolgung und Ausstoßung aus meinem lieben Va-

terlande, dem Fürstenthume Anhalt, niemals so weh gethan hat, als diese. Ach, wie oft habe ich um Erlösung gebetet!

Ich sehe nun wohl, daß der liebe Gott mein Gebet endlich erhört hat; dafür erkenne ich die jetzt mir zugegangene Vocation. Demnach möge Euer Edlen dafür halten, daß mich zur Annahme gegenwärtiger Vocation nichts beweget, was etwa mich persönlich betreffen könnte, sei es die Verachtung meiner Person, oder einiger Vortheil der Nahrung und Besoldung; denn ich habe ja Niemanden, für wen ich sparen oder kargen müßte, sondern die Verachtung meines Amtes beweget mich dazu, und hat mir so schmerzlich wehe gethan, daß ich es so leichthin nicht vergessen kann. Auch kann ich mein Pfund, das mir Gott vertraut hat, mit Feder und Mund allhier nicht frei anlegen, weil ich Leute wider mich habe, die all' das Meine vernichten, wie ich genugsam schon erfahren habe.

Ich weiß mich dankbaren Gemüthes wohl zu erinnern, welche besondere Liebe, Gunst und Ehre Euer Edlen mir allezeit bewiesen hat, auch noch vor drei Jahren über die gewöhnliche Besoldung ein besonderes Beneficium mir dargereicht hat, für welches ich, wie für alle andern Wohlthaten herzlich Dank sage. Aber ehe ich wollte dafür angesehen sein, daß mir es nur darum zu thun gewesen wäre, so wollte ich lieber, wenn's meine Herrn und Obern von mir begehren, das genannte Beneficium wieder zu erstatten

mich reversiren, da ich eben jetzt Nichts in Händen habe. Auch ist die Besoldung zu Eisleben nicht so groß, daß ich deshalb mich hätte verändern mögen.

Ich bitte demnach dienstfreundlich, meine geliebten Herrn und Obern wollen wegen dieser Vocation, die ich ja nicht, sondern der allmächtige Gott in seiner Hand hat, keine Ungunst und Zorn auf mich werfen, wie ich leider bereits früher bemerkt habe; denn ich habe ja Solches allhier hoffentlich nicht verdient, wenn Euer Edlen daran denken, wie ich bisher habe andern Leuten unter den Füßen liegen müssen. Euer Edlen wird mir deshalb erlauben, auf künftige Woche, geliebt es Gott, die Reise nach Eisleben zu verrichten und die gedachte Probepredigt zu halten.

Solches will ich mit meinem Gebete jederzeit zu verdienen willig und beflissen sein.

Datum Braunschweig den 1. November 1608.

Euer Edlen Wohlweisen

Dienstwilliger

Johannes Arndt.

Capitel 13.

Nachtrag.

Zur Vervollständigung der in vorliegendem Buche erzählten geschichtlichen Thatsachen werden folgende Mittheilungen eben so nöthig, als hoffentlich erwünscht sein.

Daß der zwischen dem Herzoge und der Stadt Braunschweig aufgerichtete Vergleich keine Bürgschaft für den wahren Bestand des Friedens und der Unterthanentreue sein würde, war bei der gegenseitigen Erbitterung, und namentlich bei dem unzähmbaren Verlangen nach Reichsunmittelbarkeit der Stadt wohl leicht vorauszusehen. Die Stadt glaubte zur Wiederaufnahme ihres Freiheitskampfes um so mehr ein Recht zu haben, als ganz unerwartet das kaiserliche Reichskammergericht auch dem Herzoge alle Feindseligkeiten und Abdankung des Kriegsvolkes in ziemlich scharfen Worten auferlegte; ein Friedenswerk, wo=

raus die Stadt für sich den Schluß zog, daß sie in ihrem Kampfe mit dem Herzoge nicht ganz im Unrechte sein dürfte. Die Stadt verband sich zunächst mit den Hansestädten Lübeck, Hamburg, Magdeburg, Bremen und Hildesheim auf neue zwanzig Jahre, und fühlte sich dadurch stark und kräftig genug, dem Herzoge allen möglichen Abbruch im Lande zu thun. Sengen und Brennen, Raub und Plünderung begann nun von Neuem; wie wilde Horden brach das von der Stadt geworbene Kriegsvolk in die friedliche Landschaft und hinterließ überall grausige Spuren von Brand und Raub. Obgleich nun die kaiserlichen Gesandten dem Rathe und der Bürgerschaft auf's Neue anbefahlen, das Kriegsvolk zu entlassen, so kehrten sich diese doch nicht daran und es blieb Alles beim Alten.

Welch ein schauerlicher Rechtszustand im lieben deutschen Lande!

Bei wiederholter scharfer Drohung der kaiserlichen Commission verabschiedete zwar endlich der Rath einen Theil des rohen Kriegsvolkes, aber die Sache wurde dadurch nicht besser. Das abgedankte Volk, welches vom Rathe einen bessern Sold empfangen hatte, als je ein Fürst bezahlte, ergrimmte darüber, und erklärte sich für einen Feind der Stadt, und beraubte und plünderte nun das städtische Gebiet und verübte allerlei schandbare Greuel. Jetzt wurde die kaiserliche Achtserklärung über die Stadt ausgesprochen und an zwei Ecken des Altstadt-Rathhauses

angeheftet; aber als der kaiserliche Herold der Stadt den Rücken gekehrt hatte, rissen die Bürger den Anschlag wieder ab und schwuren dem Rathe zu, Leib und Blut auf's Spiel zu setzen, um nur nicht dem Herzoge zu gehorsamen. Sie protestirten auf dem Reichstage zu Regensburg gegen die ausgesprochene Achtserklärung, und brachten es mit Hilfe der Gesandten der Hansestädte dahin, daß die Acht, — wie schon früher geschehen war — unvollzogen und ohne alle Wirkung blieb. Wenn es nun auch zwischen dem Herzoge und der Stadt nicht wieder zu einem offenen Kriege kam, so hörten doch die räuberischen Streifereien nicht auf, und neue Greuel und alte Schandthaten tauchten wieder auf.

Herzog Heinrich Julius, der sich, wegen seiner Sache wider die Stadt, den größten Theil des Jahres in Prag bei dem Kaiser aufhielt und daselbst seinen eigenen Palast hatte, brachte es endlich im Jahre 1611 dahin, daß die Reichsacht zum dritten Male und zwar unbedingt ausgesprochen und es den Hansestädten durch ein kaiserliches Rescript verboten wurde, dem Rathe und der Bürgerschaft von Braunschweig ferner Hilfe zu leisten. Aber die Macht des Kaisers war ein Schattenspiel in solcher rohen gesetzlosen Zeit. Braunschweig verband sich dennoch von Neuem mit Lübeck, Magdeburg und den Generalstaaten von Holland, und brachte es dahin, daß auch diese Acht niemals vollzogen ward.

Inzwischen sank die Stadt nach und nach immer

mehr. Eine im Anfange des Jahres 1609 grassirende Pest, die so fürchterlich wüthete, daß an einem Tage oft fünfzig Menschen starben, hatte die Reihen der streitbaren Bürger schon sehr gelichtet; dazu kam dann, daß auch der Reichthum der Bürger, welcher die Ursache aller dieser Greuel war, immer mehr und mehr abnahm, weil die fürstlichen Soldaten alle Wege der Stadt besetzten, und den Kaufleuten Hab und Gut wegnahmen. Bei dem plötzlich erfolgten Tode des Herzogs Heinrich Julius hätte nun Braunschweig, da es seine Mittel so sehr erschöpft sah, Gelegenheit gehabt, auf eine ehrenvolle Weise sich dem Sohne und Nachfolger des Herzogs, Friedrich Ulrich zu unterwerfen; allein in der Stadt selbst bereitete sich ein blutiger Aufstand vor. Der Syndicus Dr. Röerhand, ein herrschsüchtiger, gewandter und dabei grausamer Mann, wollte den verworrenen Zustand der Stadt benutzen und ein sogenanntes güldenes Regiment stiften, welches in seiner Familie erblich werden sollte. Er hatte unter den Gemeinden viele Freunde sich zu erwerben gewußt und dadurch zwei Partheien hervorgerufen, welche nun in blutige Kämpfe mit einander geriethen.

Dieser Bürgerkrieg endete nach vielen schandbaren Greueln damit, daß die besser Gesinnten in den Gemeinden zusammentraten, die Oberhand gewannen, den ganzen Rath absetzten und den Doctor Röerhand in's Gefängniß warfen. Herzog Friedrich Ulrich setzte nun die Bemühungen seines Vaters fort, um die

Stadt zum Gehorsam zu bringen; und da es auch ihm in Güte nicht gelang, sandte er ein Heer von achttausend Mann, und sechs und vierzig grobe Geschütze gegen die Stadt, und obgleich das neu beginnende Blutvergießen und Sengen und Brennen den schauerlichsten Grad erreichte, wurde doch die stolze Stadt nicht gebeugt, so daß endlich mit Hilfe anderer Fürsten, die sich als Vermittler anboten, ein Vergleich gestiftet wurde, in welchem Braunschweig zwar dem Herzoge sich zu unterwerfen gelobte, aber doch unter Bedingungen, welche der Stadt große Vorrechte und Privilegien erwarben.

Die Huldigung geschah am 5. Februar 1616.

Herzog Heinrich Julius war, wie bereits gemeldet, in Prag und zwar am 20. Juli 1613, abends 9 Uhr im noch nicht vollendeten 49sten Lebensjahre gestorben. Durch einen Diätfehler, damals allerdings unter Fürsten eine sehr häufige Erscheinung, da die Schwelgereien an der Tafel zu den eigentlichen fürstlichen Glanzpunkten gehörten, hatte er sich ein heftiges gastrisches Fieber zugezogen, welchem er unterlag. Wie sehr er übrigens bei dem Kaiser in Gnaden stand, geht daraus hervor, daß er ausersehen war, an Kaisers Statt bei dem eben ausgeschriebenen Reichstage zu Regensburg den Vorsitz zu führen, eine Ehre, welche ihm der unvermuthete Tod entzog. Er starb mit demüthigem Bekenntnisse seiner Sünden und nach empfangenem heiligen Abendmahle, welches ihm Einer der lutherischen Prediger, die damals in Prag

noch geduldet wurden, ertheilte. Noch kurz vor seinem Tode hatte er in aufrichtiger Liebe seines christlich-gläubigen Gemüthes allen seinen Feinden und namentlich der Stadt Braunschweig alles ihm zugefügte Herzeleid verziehen. Bei der Section des Leichnams fand sich das Herz als ein leerer, zusammengeschrumpfter Beutel, eine Folge seiner vielen Sorgen, Kümmernisse und Nachtwachen, wie es seine Mitwelt erklärte. Die fürstlichen Gebeine wurden nach Wolfenbüttel gebracht und in das neue, vom Herzoge selbst erbaute Grabmal in der Heinrichstädtischen Kirche beigesetzt.

Den ausgetriebenen Coadjutor M. Johannes Kaufmann ging es noch sehr trübselig; hart war es vom Rathe zu Braunschweig, daß er dem vertriebenen Prediger das erbetene testimonium vitae et doctrinae auf wiederholtes Bitten verweigerte, wodurch dem armen Manne viel Ungemach und Verfolgung bereitet wurde. Endlich stellte ihm doch noch das Ministerium ein Zeugniß aus. Kaufmann flüchtete zunächst nach seiner Vaterstadt Nürnberg, von wo er nach mancherlei Mühen und Drangsal endlich als Pfarrer nach Schweinfurt berufen wurde. Von da aus schrieb er an seinen Freund M. Berthold Völkerling in Braunschweig unterm 23. März 1615 einen lateinischen Brief, welchen wir in der Uebersetzung um so lieber mittheilen, als derselbe ein, wenn auch trostloses doch treffendes Bild des damaligen kirchlichen Zustandes in Deutschland enthält, ein Bild,

welches allerdings nicht geeignet ist, die damalige Zeit zurückzuwünschen. Der Brief lautet:

„Immerwährendes Heil zuvor und alle menschenfreundliche und wohlwollende Dienste, welche ich geringer Mann nur leisten kann.

„Welchen zahllosen Pfeilen des Geschickes ich von jener Zeit an, wo ich Eure Stadt wider meinen Willen zwar, doch aber nicht böswillig verlassen habe, ausgesetzt gewesen bin, vermag ich Dir, mein ehrwürdiger und wohlgelehrter Gevatter, Freund und in Christo herzlich geliebter Bruder, schriftlich kaum mitzutheilen. Als ich vor nun zehn Jahren nach Nürnberg kam, fielen mich, so zu sagen, unter dem Thore schon die Calvinisten mit stürmischer Wuth an, und nannten mich einen Ausreißer, der, nachdem er zwischen Rath und Bürgerschaft Aufruhr erregt, auch zwischen Fürsten und Patriciern den Samen der Zwietracht ausgestreut habe, und nun nur durch die Flucht der ihm drohenden Gefahr seines Lebens sich hätte entziehen können. Als ich nun bei dem Rathe der Stadt um eine Anstellung an der Kirche bat, rief ich durch diesen Schritt ein ganzes Heer von Feinden und Widersachern gegen mich auf: die Rathsbeamten in großer Masse, bis zum niedrigsten Schreiber herab, die Gerichtsdiener und Packknechte, ja selbst die Stubenheizer an den Schulen, um von den Stadtherrn gar nicht zu sprechen. Die Feindschaft gegen mich ging soweit, daß selbst meine nächsten Verwandten und Blutsfreunde, Brüder und

Schwestern sich bald mehr, bald weniger, von mir abwandten; ich war ihnen mit einem Male zu schlecht, zu gering und zu verächtlich geworden. Sie hatten dazu keinen andern Grund anzugeben, als weil mir Euer Stadtrath das testimonium verweigert hat. Mit welcher Sehnsucht ich darnach verlangt und mit welcher Freude mich das von Euch ausgestellte Zeugniß erfüllt hat, brauche ich Dir wohl nicht erst zu beschreiben.

„Ein ganzes Jahr lang mußte ich zu Nürnberg zwischen Furcht und Hoffnung schwebend warten und alle verläumderischen Reden, Schmähungen und Drohungen stillschweigend und geduldig ertragen. Während dieser Zeit starb mein süßer, lieber Georg und mein herzliebes Töchterlein Maria, die zu Braunschweig geboren, zu Münster bei meiner Schwiegermutter und dann, als diese und zwar an der Pest verstarb, zu Eckartsberga bei meiner Mutter Schwester erzogen worden war. Mein lieber Berthold, mein theuerster Freund, was glaubst Du wohl, was ich damals gelitten habe? Dazu kam die Niederkunft meiner theuren Frau; wir waren von Allem entblößt, was dazu nöthig ist, da alles unser Hausgeräthe sich noch in Braunschweig und damals noch dazu unter Wasser befand; ich mußte deshalb aller Orten her aufborgen, was wir brauchten.

„Doch aber war ich dabei nicht ganz ohne Freunde und Gönner, unter welchen ich zuerst Herrn Paul Harstörffer, einen vornehmen Rathsherrn der Stadt zu nennen habe, der Alles versuchte, um mich unter-

zubringen'; aber doch erreichte er auch nicht das Geringste für mich. Endlich wird mir von Seiten des Freiherrn Adam von Wolfenstein die Vocation zu einem Kirchenamte mit 500 Gulden Gehalt zu Theil. Nach einer fünfjährigen Dienstzeit wurde ich nun vom Rathe der freien Reichsstadt Schweinfurt feierlichst zum Pfarramte berufen, welches bedeutende Amt ich nun schon drei und ein halb Jahr verwalte. Ueber den Rath und die Bürgerschaft kann ich nicht klagen; doch kann ich mit einigen Amtsbrüdern bis heute noch nicht in ein gutes Vernehmen kommen, von welchen Einer mir keck und unfreundlich in's Gesicht sagte: „Warum bist du landflüchtig geworden? Warum kehrst du nicht zu deiner Kirche zurück?" Ihr fühlet wohl, in welcher gefahrvollen Lage ich mich befinde, und mit welchen Collegen ich zusammen leben muß; sind sie nicht falsche Brüder? Unter Andrem fragte er mich auch: ob ich ein Testimonium vom Rathe habe. Ich berief mich auf das eure, als von einem Kirchenrathe ausgestellte! Wie hätte ich aber den kecken Mann zurückweisen mögen, wenn ich ein vom Rath ausgestelltes Zeugniß gehabt hätte!"

Nach weiteren Klagen über das traurige Verhältniß mit seinen Amtsbrüdern wiederholt er seine (übrigens unerfüllt gebliebene) Bitte, sich für endliche Ausstellung eines Zeugnisses bei dem Rathe zu verwenden, und beklagt sich dann weiter, daß ein in einer benachbarten fränkischen Stadt angestellter Geistliche

der früher Conrector in Braunschweig gewesen, die schmählichsten Verläumdungen über ihn verbreite — dann fährt er zum Schlusse fort: „Was mich und die Meinen betrifft, so befinden wir uns, Gott sei Dank, Alle wohl und gesund; ich habe mein hinreichendes und ehrliches Auskommen, die Gemeinde ist mir günstig, hin und wieder freilich wohl neidisch gegen mich gesinnt. Ich stehe jetzt in meinem 49. Jahre; wenn ich dieses Stufenjahr werde überschritten haben, gedenke ich auf einige Zeit nach Meißen und Thüringen zu reisen, um mich etwas zu erholen, und meinen alten, dort zurückgelassenen Freunden das Lebewohl zu sagen. Gott gebe, daß meine Reise ohne Gefahr für mich ablaufe, besonders wenn ich nach Braunschweig kommen sollte.“

Noch ehe er aber diesen Plan ausführen konnte, kam ganz unverhofft die Zeit seines Sterbens. Im April des Jahres 1616 erkrankte er plötzlich; die vielen ausgestandenen leiblichen und geistlichen Mühseligkeiten hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. Auf seinem Sterbebette ermahnte er seine Collegen: „ja keine frivolen Lehren auf die Kanzel zu bringen, sonst wollte er sie vor dem Richterstuhle Christi anklagen!“

Er starb mit den Worten des sterbenden Dionysius: Domine Jesu, ultimum tuum verbum in cruce sit ultimum meum in hac luce, d. h. Herr Jesu, dein letztes Wort am Kreuze sei mein letztes in diesem Leben; — Freitags den 3ten Mai 1616, Abends 10 Uhr.

Schon das Jahr darauf starb auch sein Amtsnachfolger in Braunschweig, der Coadjutor M. Petri, achtundsechszig Jahr alt. Nach seinem Tode entzündete sich seinetwegen noch ein heftiger Streit. Sein Schwiegersohn nämlich, M. Berthold Volkerling, der übrigens ein Jahr darauf, 1618 unvermuthet in seinem 51. Jahre starb, fand unter dem Nachlasse seines Schwiegervaters ein Manuscript, dessen Inhalt gegen die Stiftspersonen der beiden braunschweigischen Stifter St. Blasii und St. Cyriaci gerichtet war. Völkerling konnte der Lust nicht widerstehen, den verhaßten Stiftsherren einen Streich zu spielen. Er ließ das Buch unter dem Titel drucken: „Gründlicher Bericht aus Gottes Wort, Dr. Luthero und andern reinen Kirchenlehrern, ob Domherren und ihre Adjuncten, die gemeiner Leute und Bürger Kinder sind, in einem gottwohlgefälligen Stande sitzen und der Stiftslehen mit gutem Gewissen genießen können. Männiglich zur nothwendigen und heilsamen Warnung in Druck gegeben durch M. Friedrich Petri u. s. w.“ — Dieses Buch, das allerdings nicht viel besser, als eine leidenschaftliche, aus persönlichem Hasse hervorgegangene Schmähschrift war, machte viel böses Blut; die angegriffenen Domherren verklagten die Erben Petri's bei dem Rathe, dem Ministerio und dem Herzoge von Braunschweig, ohne daß sie etwas ausrichten konnten; denn die vom Herzoge angeordnete Confiscation des Libells wurde vom Rathe nicht geachtet. Da halfen sich die Domherren selbst. Valentin Möl-

ler nämlich, Doctor des Rechts und Decan des Stiftes St. Blasii schrieb eine Vertheidigung unter dem Titel: „Vindiciae Canonicorum, d. i. Kehr ab, oder Wischschwamm, zur Rettung aller christlichen Stiftspersonen, Domherren und deren Adjuncten in den reformirten Collegiis, wider den groben und schändlichen Unflath M. Friedrich Petri's, womit er dieselben ganz unverschämter Weise beflecket, zu gebrauchen. Männiglich zu nothwendigem Bericht, daß die Domherren und ihre Angehörigen in einem gottwohlgefälligen Stande und Wesen sitzen und leben, und ihrer Stiftslehen mit gutem Gewissen wohl genießen und gebrauchen können." — Der Druck dieser Schrift wurde aber hintertrieben und sie circulirte nur in Abschriften.

M. Hermann Denecke, Johann Arndt's böser Geist und unermüdlicher Verfolger, eines Zimmermanns Sohn aus Braunschweig, und mit mancherlei gelehrten Kenntnissen ausgestattet, und auf den Schulen zu Halberstadt, Brandenburg und Freiberg (in Sachsen) und auf der Universität Wittenberg gebildet, blieb durch und durch ein ehrgeiziger, streitsüchtiger und neidischer Mann, der es seinem Collegen nimmermehr vergeben konnte, daß derselbe mehr Liebe und Vertrauen in der Gemeinde genoß, als er. Ein Zeugniß seines Gemüthszustandes gibt folgender einzelne Vorfall. In Braunschweig waren zu gleicher Zeit die beiden Pfarreien zu St. Martin und zu St. Ulrich (oder zu den Brüdern) erledigt. Denecke, da-

mals Conrector an der Egidienschule, hatte vom Rathe die Erlaubniß erhalten, die ihm anstehende Pfarrei selbst zu wählen. Er wählte nun die Martinspfarrei, weil sie die reichere war, obgleich sein Vorgänger an dieser Kirche, M. Lossius, noch lebte, und theilweise das Amt noch verwaltete und dafür natürlich auch noch einen Theil der Besoldung erhielt. Ob nun gleich diesem armen Lossius vom Rathe war Hoffnung gemacht worden, daß ihm seiner Unpäßlichkeit wegen von seiner Einnahme nichts sollte abgezogen werden, brachte es doch Denecke durch mancherlei Ränke und Machinationen so weit, daß der Rath sein Wort gegen Lossius brach, und den kranken Mann seines Amtes ganz entsetzte, und ihn somit großer Noth preis gab, welche der unglückliche Mann nur zehn Monate ertragen konnte; dann erlösete ihn der Tod. Denecke selbst blieb der unruhige, streit- und verdammungssüchtige Mann bis an seinen Tod. Er verfiel zuletzt in zeitweiligen Wahnsinn und starb an der Ruhr am 15. Juli 1626, 57 Jahre alt.

Der alte, treue, ehrliche Herr Georg von der Schulenburg starb den 20. April 1619 im 84sten Jahre seines Alters. Er wurde in der Kirche zu St. Catharinä mit besondern Ehren bestattet. Noch heute befindet sich dort sein aus Alabaster gearbeitetes und mit vielen Säulen, Wappen und Figuren geziertes Denkmal.

Johann Arndt selbst aber, der gerade zur Zeit der großen Noth, die über Braunschweig wieder her-

einbrach, nach Eisleben berufen wurde, erhielt zu seiner großen Freude die erbetene Dimission. Am 25. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1608 hielt er seine Abschiedspredigt in Braunschweig; darin bezeugte er vor Gott, daß er das reine, im Gesetz und Evangelio geoffenbarte Wort Gottes allezeit gepredigt und besonders auf die reine Liebe Gottes und des Nächsten gedrungen habe, welches, wie er verhoffe, doch wohl nicht vergeblich werde gewesen sein. Er bedankte sich dann gegen die Herren des Rathes, die ihn so freigebig unterhalten und ihm so große Liebe und Ehre erwiesen hätten, daß er derselben unwürdig wäre, und nahm auf die rührendste Weise von seiner Gemeinde Abschied, indem er sie zum Schlusse herzlich ermahnte, bei der reinen lutherischen Lehre beständig zu verbleiben und ihr Leben darnach einzurichten.

Weil er durch zu schnelle Abreise nach Eisleben verhindert war, von dem versammelten Ministerio feierlichst Abschied zu nehmen, trug er es, nothgedrungen, seinem Collegen Denecke auf, mit der Bitte, ihm seine Schwachheiten zu verzeihen. Weil er aber doch diesem Mann, der ihn noch kurz vorher einen Ketzer, und seine treue, ehrwürdige Hausfrau öffentlich eine Landläuferin gescholten hatte, nicht allzusehr traute, übertrug er zu gleicher Zeit auch seinem Freunde Martin Kepler, Pastor zu St. Michael und sein Nachfolger an der Martinskirche, das Abschiedswort.

Der Superintendent Wagner stellte ihm ein herrliches, später im Druck erschienenes Testimonium aus und schrieb später noch in die Acta Colloquii in lateinischer Sprache folgende Worte: Im Jahre des Herrn 1608, am 1. November, schied von der Martinskirche Herr Johann Arndt, wegen der Feindseligkeiten, die ihm von seinen Collegen bereitet wurden — — — — — — — — — ein friedlicher, sittlich makelloser, frommer und gelehrter Mann. Gott segne ihn und seine Arbeiten!

Die fehlenden Worte sind, augenscheinlich von einer andern Hand, mit kräftigen, wüthenden Strichen übermalet und durchaus nicht lesbar; auch ist am selben Blatte das unterste Stück ganz abgeschnitten. Es dürfte unschwer zu errathen sein, wer sich diese Verfälschung eines amtlichen Zeugnisses erlaubt hat.

Auch der Rath der Altstadt Braunschweig gab dem frommen Diener der Kirche ein löbliches Zeugniß, und der Bürgermeister Statius Kale scheute sich nicht, nach Arndt's Wegzuge, im Namen des ganzen Raths und der Kirchenvorsteher, dem Ministerio anzuzeigen, daß sie inskünftige mit einander friedlich leben möchten; denn wenn dies früher geschehen wäre, würde der fromme Johannes Arndt gewiß nicht weggezogen sein.

Dagegen scheute sich der Verfasser des Catalogs, welcher die Manuscripte der braunschweigischen Geistlichkeit enthielt, eben so wenig, seine im deneckeschen Geiste genährte Bitterkeit und Bosheit gegen Arndt

in folgenden (lateinischen) Worten auszugießen: „Er war ein ränkevoller, schlauer und hinterlistiger Mann, dem an der Gunst und Gnade des Rathes mehr gelegen war, als an dem Ansehen und dem Wohle des Ministerii; durch seinen Wegzug ist das Ministerium einer großen Bürde entledigt worden."

Arndt verblieb übrigens nur drittehalb Jahr als Pastor und Consistorialassessor in Eisleben; im Jahre 1611 berief ihn Georg, Herzog von Lüneburg, als General-Superintendent nach Celle, welches Amt er auch um Johannis dieses Jahres antrat. Die in Braunschweig ausgebrochenen Streitigkeiten wegen seiner vier Bücher vom wahren Christenthum, die später noch zur Abwehr der hauptsächlichsten Angriffe mit zwei andern vermehrt wurden, breiteten sich immer weiter aus, erloschen selbst mit seinem Tode nicht, und sind auch in neuester Zeit, wenn auch nicht aus confessionellen Gründen, sondern vielmehr aus völlig religionsfeindlicher Gesinnung, nicht allein gegen sein „Wahres Christenthum", sondern auch gegen sein, erst in Celle von ihm herausgegebenes „Paradies-Gärtlein" wieder ausgebrochen. Es liegt aber nicht in unserem Plane, darüber weiter zu berichten.

Am 3. Mai 1621 predigte Arndt über die Worte im Psalm: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen

ihre Garben (Ps. 126, V. 5. 6.). Und dies sollte seine eigene Leichenpredigt sein; denn am selben Tage warf ihn ein hitziges Fieber auf's Lager. Er fühlte sogleich, daß seine Stunde gekommen sei, und entschlug sich aller irdischen Sorgen, um desto ungestörter mit seinem Herrn verhandeln zu können. Sechs Tage darauf ließ er das ganze Ministerium der Stadt vor sein Bett kommen, legte in ihrer Aller Gegenwart seine Beichte ab, erklärte, daß er in der reinen evangelischen Lehre, welche er durch sein ganzes Leben gegen alle Feinde und Widersacher vertheidigt habe, getreulich sterben wolle, und empfing dann aus den Händen seines Collegen, Wilhelm Storch, das heilige Abendmahl.

Am 11. Mai in der Morgenstunde breitete sich über sein Todtenantlitz ein wunderbarer Schimmer.

„Um Gottes willen, was ist Euch, lieber Johanes?“ fragte seine Gattin.

„Ich habe die Herrlichkeit des Herrn gesehen!“ antwortete er lächelnd. „Nun habe ich überwunden!“

Und damit schloß er seine Augen und entschlief in seinem Herrn; seines Alters 65 Jahre, vier und ein halb Monate.

Die beiden Herzöge von Braunschweig und von Lüneburg gingen mit ihm zu Grabe und ließen sein Bild in Mannesgröße in der Hauptkirche zu Celle aufrichten. Darauf stehen die Worte:

Qui Jesum vidit, qui Mundum, Daemona vicit
Arndius in scriptis vivit ovatque suis.

d. h. Arndt, der Jesum gesehen, die Welt und den bösen Feind besiegt hat, lebt und triumphirt in seinen Schriften.

Ende des zweiten und letzten Theiles.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Druck von Fr. Andrä in Leipzig.

Vom Verfasser des vorliegenden Werkes — Herrn Pastor Dr. **Wildenhahn** in Bautzen — sind im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ferner erschienen:

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten.

2 Bände, brosch. Preis: 1 Thaler 15 Ngr.

Die Geschichte des schweren äußeren und innern lutherischen Bekennerleidens Paul Gerhardts zu Berlin ist bekanntlich neuerdings vorzüglich durch Langbecker und Schulz urkundlich aufgeklärt worden. Auf durchaus historischem Grunde, mit Einfügung und Verarbeitung aller wichtigen und urkundlichen Beläge, und in treuer geschichtlicher Charakteristik aller in jenem großen, für die lutherische Kirche, besonders Preußens, so schwer bedeutungsvollen Drama hervortretenden Persönlichkeiten stellt nun der bereits ehrenvoll bekannte Verfasser jenes kirchengeschichtliche Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten in einem Werke, das in formaler Beziehung Roman, in der weit bedeutungsvolleren materialen aber lautere Geschichte ist, so wahr, so anziehend, so lebenvoll, so kräftig erweckend und wahrhaft erbauend, und doch zugleich so unpartheiisch dar, daß wir die Arbeit nicht warm genug empfehlen können.

(Recension in Rudelbach's Zeitschrift.)

Leben und Sterben.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen.

2 Theile. Preis: 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Inhalt: Freudigkeit im Tode. — Das gebrochene Herz. — Was muß ein Mutterherz tragen! — Die zu späte Hülfe.

— Das Geständniß. — Das Geisterschiff. — Die Mahnung zur Rückkehr. — Die sechszehnjährige Mutter. — Die köstliche Perle. — Der Traum. — Die Rache. — Liebe im Tode. — Die Werke des wahren Glaubens. — Die Hochzeit des Armen. — Die Glieder der Aergerniß. — Die Weihe zum Tode. — Die Engelwache. — Die Angst um's Brot. — Die doppelte Hilfe. — Die Weihe zum Prediger. — Aehrenlese aus des Herrn Wort.

Es enthält dies Werk Erlebnisse aus dem specielleren Wirken eines Landgeistlichen, die in 21 Erzählungen von psychologischem und religiösem Gehalt Leichtsinnigen zum Fingerzeig, Schuldbewußten zum Spiegel, Trostbedürftigen zum Labsal, Weltmüden zur Kräftigung, Lebensweisen jedes Standes und Geschickes zum Erbauungsbuche, so wie theilweise auch den Krankenpflegern zum Leitfaden, am meisten aber Seelsorgern an Sterbebetten zur Norm dienen können. — Die geachtetesten Zeitschriften haben sich über dies Werk in gleicher Weise lobend ausgesprochen; wir beschränken uns darauf, von den vielen günstigen Recensionen nur eine wiederzugeben, die die Blätter **für literarische Unterhaltung,** Jahrg. 1840. Nr. 115 brachten.

Der Recensent sagt dort:

„Als ich dies Büchlein zur Hand nahm und durchblättert hatte, fielen mir unwillkürlich die Mittheilungen aus den Tagebüchern des englischen Arztes Harrison ein, die bei dem deutschen Publicum die verdiente Beachtung und Theilnahme gefunden haben. **Die Auszüge aus dem Tagebuche eines frommen, evangelischen Geistlichen verlieren nicht gerade bei dieser Vergleichung.** Freilich ist der Kreis einer Dorf- oder kleinen Stadtgemeinde, in welcher er sich bewegt, weit beschränkter als der jenes Arztes, der Hülfe und Rettung in die angesehensten Familien, zu den reichsten Kaufleuten und ersten Staatsbeamten bringen soll, freilich erscheint die menschliche Natur in der vorliegenden Schrift nicht auf jenen Höhepunkten des Glücks und des Elends wie in der englischen Schrift, mit einem Worte, das vorliegende Büchlein ist weit weniger drastisch als das englische Werk, **aber darum hat es doch seine Vorzüge und Tugenden.** Diese finde ich in des Geistlichen warmer Sorge für das Wohl seiner Gemeindeglieder, in seinem theilnehmenden Herzen für den Kummer des Armen und Gedrückten, in der Glaubensfreudigkeit, die ihn innige, ermahnende

und erweckliche Worte in den Hütten der Sterbenden und Leidenden spenden läßt. Solche Erfahrungen können daher nur wohlthuend auf Andere wirken, sie werden namentlich diese Kraft bei den jüngeren Geistlichen bewähren, denen ihr Beruf oft schwer wird und denen die Stimme älterer, vielgeprüfter Männer nicht zusprechen kann. Darum glaube ich dies Büchlein allen diesen vorzugsweise empfehlen zu können, **aber auch Andern, die eine stille, beruhigende Lectüre lieben** und im Genuß des eigenen Familienglücks es nicht verschmähen, in die Hütten des Elends zu treten. Als besonders gelungen sind mir die Abschnitte Nr. 2, 8, 11, 14 und 16 erschienen: eine besondere Gewandtheit zeigt auch der Verfasser in der Gleichnißrede Jesu und in der Deutung der Träume."

Philipp Jacob Spener.

Eine Geschichte
vergangener Zeit für die unsere.

2 Theile. Preis: 1 Thlr. 15 Ngr.

Je mehr in unsern Tagen, theils in der Wissenschaft, theils im praktischen Leben, das Andenken an Spener erneuert worden ist, desto erwünschter dürfte es sein, einige Hauptmomente aus dem Leben und segensreichen Wirken jenes Mannes in einer möglichst interessanten und populären Darstellung zu einem Gesammtbilde zusammengetragen zu sehen, wie es in diesem Buche von dem Verfasser zu geben versucht worden ist. Daß dieser Versuch ein gelungener, beweist die günstige Aufnahme des Werkes, durch welches der Verfasser zuerst in weiteren Kreisen ehrenvoll bekannt wurde.

Der Friedensbote.

Eine Neujahrsgabe
für
christliche Freunde
auf
das Jahr 1847.

Mit einem Stahlstiche.

elegant broschirt. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Sieben Andachtsstunden.
Aus des armen Candidaten Tagebuche.
Die beiden Gesellen.
Drei Gedichte.
Des Weibes Ehre.
Kurzer Bücherbericht.

Der Friedensbote. Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846. Mit zwei Stahlstichen. Preis: . . . . 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Friedensbote. Zeitschrift für Belebung und Förderung des christlichen Lebens. Jahrgang 1843, 1844 und 1845, in 6 Bänden à . . . . ⅔ Thlr.

Vollbrechts Wallfahrt

oder:

die Auferweckung des todten Christus.

Eine Geschichte für unsere Tage.

Vel. Papier, brosch. Preis: 1 Thlr 10 Ngr.

Bio

Wildenhahn

2'

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wildenhahn, Karl August,

Johannes Arndt ein Zeitbild aus Braunschweig's Kirchen- und Stadtgeschichte in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts

Bd.: 2

Leipzig 1847

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 8510 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236681-6